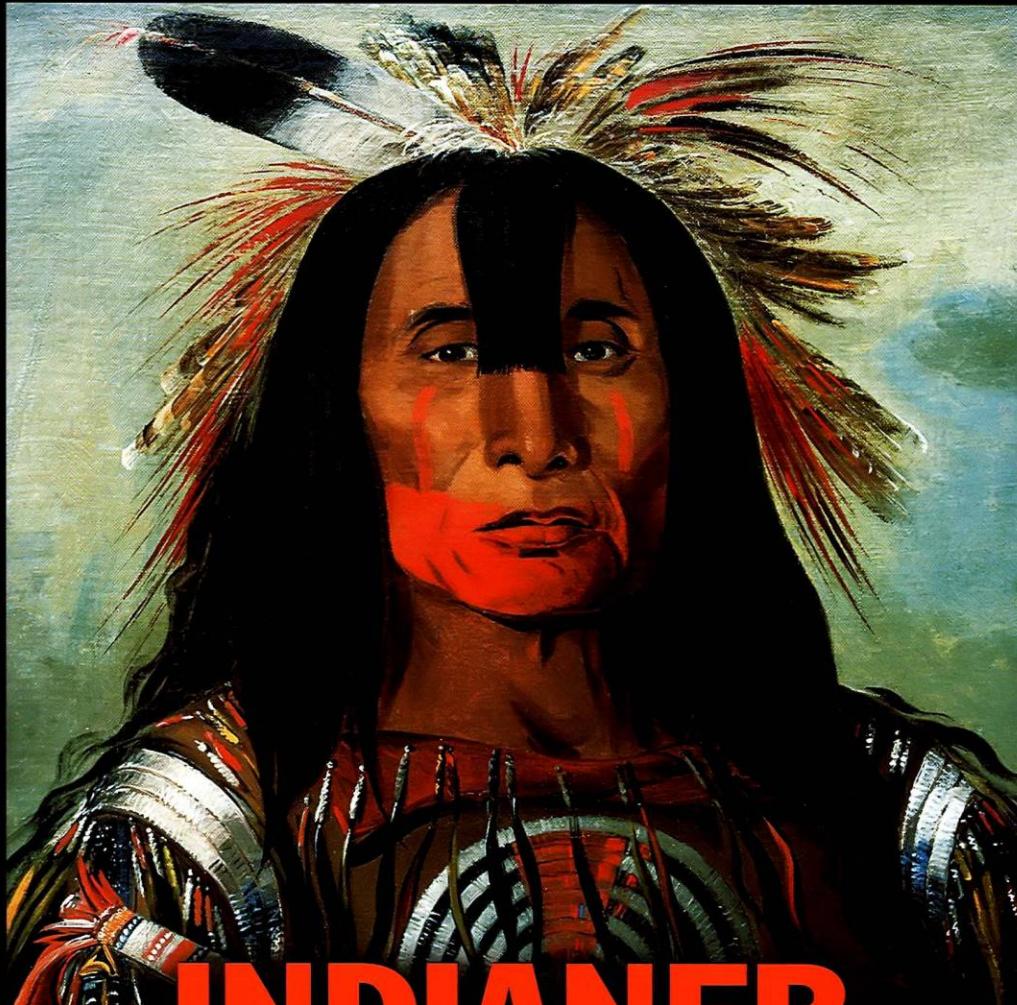


Nr. 4 DM 15,80 sfr 15,80 öS 120,- LIT 20000 HFL 16,90 PTAS 1600 FF 65,- bfr 395,- lfr 386,-/Oktober 2000

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



DIE INDIANER NORDAMERIKAS



439487 5515803 00004

GEO POCHE

Das Magazin für Geschichts-

Gruner + Jahr AG & Co, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg. Telefon (040) 3703-0; Telefax (040) 3703-5648. CompuServe: 75410, 1601; Internet: 75410.1601@compuserve.com; GEO-Explorer: http://www.geo.de/

CHEFREDAKTEUR

Peter-Matthias Gaede

GESCHÄFTSFÜHRende REDAKTEURE

Michael Schaper (Text)

Erwin Eher (Art Direction)

Ruth Eichhorn (Bild)

CHEF VOM DIENST

Ernst Artur Albaum (freie Mitarbeit)

TEXTREDAKTION

Cay Rademacher

BILDREDAKTION

Christian Gargerle

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

DKOKUMENTATION

Irene Leipprand (freie Mitarbeit)

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Dr. Sabine Lang

Dr. Anja Herzer (Archäologie)

KOORDINATOR NEW YORK

Wilma Simon

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Lars Abromeit, Maria Benning, Dr. Michael Brettin, Dr. Harald Eggersdörfer, Monika Hartke, Andrian Krywe, Dirk Lehmann, Nora Lutterm, Harald Martenstein, Torben Müller, Christian Nürmberger, Leo Philipp, York Pijahn, Andreas Schmidt, Wolf Schneider, Katja Trippel, Andreas Wenderoth

KARTOGRAPHIE

Stefanie Peters:

Günther Edelmann, Rainer Drost

REDAKTIONSSISTENZ

Sigrid Dahlhaus

SCHLUSSEDAKTION

Hinnerk Seehoff, Dr. Friedel H. Bastein,

Jürgen Brüggemann, Hans-Werner Kühl,

Manfred Feldhoff, Karola Schulze,

Assistenz: Hannelore Koehl

GEO-BILDARCHIV

Gunda Lerche, Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK

Bright Barkley, Barbara Bylek,

375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,
Tel. (212) 499-8100, Fax (212) 499-8105,
e-mail: geomag@interport.net

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRER:

Dr. Bernd Buchholz

VERLAGSLEITUNG:

Dr. Gerd Brine

ANZEIGENLEITUNG:

Anke Wiegel
(verantwortlich für Anzeigen)

VERTRIEBSLEITER:

Jan Schweke

MARKETINGLEITER:

Florian Wagner

HERSTELLER:

Peter Grimm

GEO-EPOCHE-Kunden-Service

Deutschland: Gruner + Jahr AG & Co

GEO-EPOCHE-Kunden-Service, 20080 Hamburg,

Schweiz: GEO-EPOCHE-Kunden-Service,

6002 Luzern

Österreich: GEO-EPOCHE-Kunden-Service,

DPV Wien, Postfach 7, A-1140 Wien

Übriges Ausland:

GEO-EPOCHE-Kunden-Service, DPV,

Postfach 101602, D-20010 Hamburg

GEO-EPOCHE-Telefon

(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben,

Bücher von GEO-Kalender, Register, Schuber etc.)

Deutschland: Tel: (040) 37 03 40; Fax: (040) 37 03 56 57;

e-mail: abo-service@gmx.de

Schweiz: Tel: (01) 248 44 20; Fax: (01) 248 44 04

Österreich: Tel: (01) 91 63 26; Fax: (01) 91 63 18

Übriges Ausland: Tel: +49(0) 370 39 29; Fax: +49(0) 370 56 25

Heft-Preis: 15,80 - ISBN-Nr. 3-570-19262-8

© 2000 Gruner + Jahr Hamburg

Anzeigenabteilung: Tel: (040) 37 03 29 32;

Fax: (040) 37 03 57 73

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0322800, BLZ 200 700 000

Reprint: Peter Becker GmbH, Würzburg

Offseitdruck: TUSCH-Druck Ges.m.b.H.

A-7201 Neudörfel

Liebe Leserin, lieber Leser



Die Männer kamen mit ihren Schiffen von Süden, und sie segelten die Küste einer unbekannten Halbinsel entlang, der sie den Namen „Florida“ gaben. Sie waren auf der Suche nach einer sagenumwobenen Quelle, die einem, so hatten sie gehört, ewige Jugend schenkte. Auf der Höhe des heutigen Palm Beach warfen die Männer unter dem spanischen Adligen Juan Ponce de León Anker und gingen an Land. Und als sie den Jungbrunnen nicht fanden, entführten sie

kurzerhand einige jener Menschen, auf die sie gestoßen waren, und brachten sie als Sklaven heim.

So begann im April 1513 die Eroberung Nordamerikas durch die Europäer. In den folgenden Jahrhunderten versuchten erst die Spanier, dann Franzosen, Holländer und Briten die 500 indianischen Völker des Kontinents auf jede nur erdenkliche Art zu bedrohen, zu betrügen und zu verjagen. Wer sich wehrte, wurde niedergeschossen, wer sich ergab, durfte im besten Fall einen Bruchteil seiner Heimat behalten; Zehntausende aber wurden kurzerhand umgesiedelt.

Knapp 400 Jahre dauerte der Kampf, dann war er entschieden. Von diesen 400 Jahren werden wir Ihnen erzählen: von Feldherren, die den Widerstand anführten; von Indianerkönigen, denen die ersten Siedler wie Bettler vorkamen; von Häuptlingen, die es lange verstanden, die Europäer gegeneinander auszuspielen. Wir werden Ihnen den Alltag der 500 Stämme Nordamerikas vorstellen und die Geister, die ihren Kosmos bevölkerten. Wir werden dem Schicksal untergegangener Völker nachgehen und der Frage, woher die ersten Indianer kamen. Und schließlich werden wir Ihnen sieben Frauen und Männer vorstellen, die nach neuen Anfängen suchen – 100 Jahre nach der letzten verlorenen Schlacht.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper



Die Herren der Plains

1832 reiste der Maler Karl Bodmer zu den Stämmen im Herzen Nordamerikas. Er kehrte mit Hunderten von Bildern zurück – Zeugnissen einer von Weißen noch nicht eroberten Welt. Seite 116



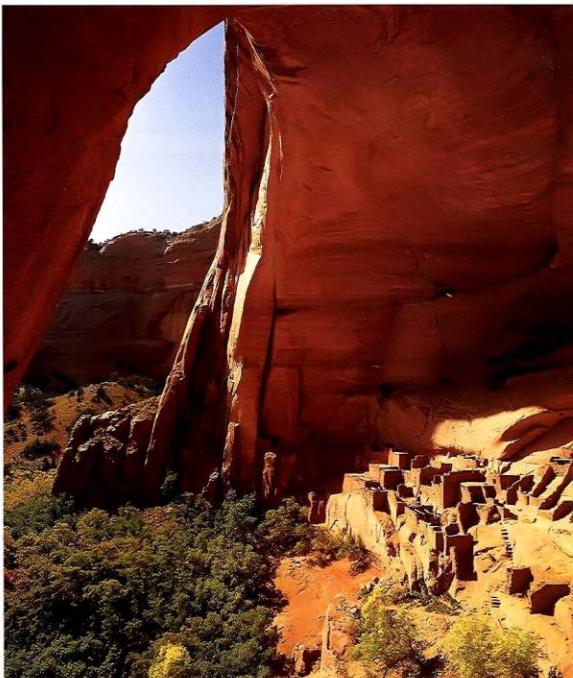
Schattenfänger

Die Europäer kamen mit Gewehren und Planwagen – und mit der Kamera. Ihre Fotos hielten den Alltag der Indianer fest, ehe deren Kultur verlosch. Seite 10



Sitting Bull

Er war Krieger, Häuptling, Heiliger Mann. Jahrlang kämpfte der legende Sioux gegen die Weißen, dann ließ er sich von ihnen zum Varieté-Star machen. Doch sein Mythos wurde ihm zum Verhängnis. Seite 134



Anasazi

Jahrhundertlang beherrschten sie die Halbwüsten des Südwestens. Um 1300 n. Chr. verschwand dieses Volk. Bis heute weiß niemand, warum. Seite 34



Die Briten kommen

1607 gründeten Engländer ihre erste Siedlung in Amerika und lebten einige Jahre in friedlicher Koexistenz mit den dortigen Indianern. Dann kam es zum Krieg. Seite 56



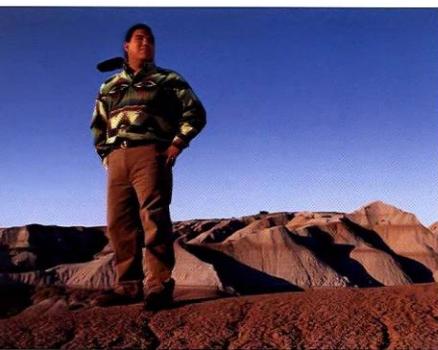
Beseelte Welten

Winterzeremonien und Sonnen-tänze, Jagdrituale und Heilzauber: Ihren spirituellen Kosmos erlebten die Indianer auch schon im Diesseits. Seite 68



Wer war der erste Amerikaner?

Wurde die Neue Welt tatsächlich allein von Sibirien aus besiedelt? Oder landeten auch steinzeitliche Polynesier und sogar Europäer an den Küsten des Doppelkontinents? Seite 88



Neue Krieger

Ein Jahrhundert nach ihrer endgültigen Niederlage suchen Amerikas Ureinwohner noch immer nach ihrem Platz in der US-Gesellschaft. Als Indianer oder als Amerikaner – oder als beides? Und was genau ist überhaupt ein Indianer? Seite 150

Forum

Merkwürdiges aus der Welt der Indianer
Winnetou und andere Neurosen • Die Roten waren gar nicht grün • Gruppenfahrt zum Geister Tanz • Ein heiliger Stein vom Mond

6

Bildessay: Die Herren der vier Welten 10

1492: Kontinent der 500 Völker 26

Archäologie: Anasazi – das verschollene Volk 34

1607: Invasion in Virginia 56

Geisterkosmos: Die Sache mit Manitu 68

Kult-Objekte: Sandbilder und Adlermasken 74

Vorgeschichte: Wer kam als erster nach Amerika? 88

1757: Wer war »Der letzte Mohikaner«? 100

Indianerinnen: Die Töchter der Spinnenvfrau 112

Expedition: Im Reich der weißen Bisonkuh 116

Legändäre Führer: Feldherren und Verräter 128

1876: Sitting Bull – ein Held und seine Tragödie 134

Indianer heute: Auf der Suche nach der verlorenen Zukunft 150

Campus
Aus Forschung und Gesellschaft

Streit um ein neues Museum und alte Gebeine • Der Highway der Hopewell und das Dritte Geschlecht • Kaltes Kupfer und magische Medizin • Ein uralter Bisonschädel und das Pidgin der Indianer

160

Info-Teil: Bücher und Museen 174

Zeittafel: Von der Altsteinzeit bis heute 176

Karten: 178

Vorschau: Das römische Imperium 180

Bildnachweise: 180

Impressum: 3

Titelbild: der Blackfoot-Häuptling Stumickosucks (Buffalo Bull's Back Fat), 1832 von George Catlin gemalt

Redaktionsschluss: 8. September 2000

Weitere Informationen unter www.geo.de

Winnetou, Old Shatterhand und andere Neurosen

Im Jahre 1896 macht der berühmte deutsche Schriftsteller Karl May seinen Fans ein Geständnis. Der Sachse sagt sinngemäß: Liebe Leser, in Wirklichkeit bin ich gar kein Schriftsteller. Ich erfinde nichts. Diese Wahnsinnsabenteuer aus meinen Büchern – die habe ich alle selber erlebt! In Dresden hat sich Karl May ein Gewehr machen lassen – das zeigt er jetzt herum und behauptet, es sei Winnetous Silberbüchse. Karl May, der Lehrer aus Hohenstein-Ernstthal, der wegen Betrügereien sieben Jahre im Gefängnis gesessen hat. Jetzt behauptet er plötzlich, er sei Old Shatterhand. Ist der Mann verrückt? „Moment mal – die Silberbüchse ist doch zusammen mit Winnetou ins

Grab gelegt worden. Oder?“, überlegt damals vielleicht der eine oder andere Fan, der sich auskennt. Dann antwortet Karl May: Stimmt genau. Wie ich an das Gewehr trotzdem herangekommen bin, erzähle ich später einmal in einem anderen Buch. Karl May führt bei seinen Lesungen außerdem die Narren aus seinen angeblichen Kämpfen vor, er knüpft das Hemd auf und hebt Tische hoch, um seine Kraft zu beweisen. May erklärt, dass in Amerika eine Indianerarmee von 35 000 Mann auf seine Befehle höre und dass er demnächst den deutschen Kaiser seinen Henrystützen vorführen werde. Originalton May: „Derselbe wird in der gesamten deutschen Armee eingeführt werden, und kein Volk der Erde wird dann je den Deutschen widerstehen können.“ Weltauflage: mehr als 80 Millionen. Karl May spielt als Erfolgsautor in der

gleichen Liga wie Mao Zedong oder Stephen King. Und die Forschung hat sich weitgehend darauf geeinigt, dass er nicht gerade verrückt war, aber mindestens neurotisch. Und zwar so neurotisch, wie ein Mensch nur neurotisch sein kann.

In seinem Arbeitszimmer führt er laute Gespräche mit Winnetou, lacht und weint. May behauptet, er sei als Kind jahrelang blind gewesen, er findet sich einen Doktortitel („Dr. Heilig“) und rechnet penibel vor, dass er 22-mal in Amerika gewesen sei und 38 Sprachen beherrrsche, in Wort und Schrift. „Lappländisch will ich nicht mitzählen“. Warum zum Teufel will er denn ausgerechnet von allen Sprachen der Welt das Lappländische nicht mitzählen? Rätselhafter Karl May.

In Wahrheit schreibt er seine indianischen Zitate meistens aus „Pierer's Universal-Lexikon“ ab, einem seinerzeit weit verbreiteten Werk. Dort werden exotische Sprachen vorgestellt – und zwar dadurch, dass das Vaterunser und die Zahlen von eins bis zehn in der jeweiligen Sprache abgedruckt sind. Deshalb gibt es in Karl Mays Schriften, bei jeder sich bietenden Gelegenheit einen Indianer, der das Vaterunser betet – oder der zählt. Manchmal geht das auch ein wenig durcheinander. Kaum spitzen sich im Buch die Ereignisse zu, fallen irgendwo Rothäute auf die Knie – in der Savanne, im Gebirge, bei jedem Wetter und beten oder zählen auf, sagen wir: Hottentottisch (ja wirklich!).

Karl May schreibt unendlich viel – Ideen und Geschichten, es strömt nur so aus ihm heraus. Bis heute ist immer noch etwas davon übrig. Im Herbst 2000 erscheint wieder einmal ein neuer Band von ihm, „Abdahn Efendi“, 480 Seiten, Nummer 81 der Gesammelten Werke. Er enthält fünf Novellen und ein Theaterstück sowie das Drama „Babel und Bibel“. Weil er so viel produziert und nicht groß dabei nachdenkt, sind Karl Mays Schriften wunderbar ergiebig für psychologische Deutungsversuche. Dass unerfüllte homoerotische Wünsche ihn peinigen, kriegen sogar Laien schnell mit. Frauen findet er aber auch interessant. Der Schriftsteller Arno Schmidt, einer der ganz großen May-Forscher, hat sich die

Mühe gemacht, Karl Mays Landschaftsbeschreibungen zu analysieren und die beschriebene Landschaft aufzumalen. Es kommt dabei das Bild einer auf dem Rücken liegenden nackten Frau heraus, einer Frau mit spreizten Beinen und hochgestellten Knien. Karl May ist demnach der einzige Autor der Weltliteratur, der Pornografie verfasst hat, die Kinder ohne weiteres lesen dürfen.

Karl Mays bestempelte Fans waren wahrscheinlich der Dichter Carl Zuckmayer und der Philosoph Ernst Bloch. Zuckmayer nannte seine eigene Tochter Winnetou. Ob es wirklich ein so tolles Gefühl für ein Mädchen ist, Winnetou Zuckmayer zu heißen?

Und Bloch benannte einen seiner Essaybände „Durch die Wüste“ – nach Band I von Mays „Gesammelten Werken“. Aber Bloch tanzt noch viel mehr. In der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte er am 31. März 1929 unter dem Titel „Die Silberbüchse Winnetou“ eine Hymne auf Karl May – ausgerechnet in der „Frankfurter Zeitung“, die Karl May zu dessen Lebzeiten immer wieder verspottet und geschmäht hat. In Blochs Aufsatz steht der wohl ziemlich endgültige Satz: „Karl May ist einer der besten deutschen Erzähler, und er wäre vielleicht der beste schlechthin, wäre er kein armer, verwirrter Prolet gewesen.“

Die Roten waren gar nicht grün

Die Bisonjagd funktionierte bei den Indianern meistens so: Krieger umzingelten eine möglichst große Herde und trieben sie auf einen Abgrund zu. Die wilden Rinder sprangen in den Tod, und die Indianer passten auf, dass keines entwischte – sie glaubten nämlich, dass ein überlebender Bison sämtlichen anderen Bisons der



Männer-Freunde:
Zwei Blutsbrüder
suchen den „Schatz
im Silbersee“

Kommt ein
Bison geflogen... Der
britische Zeichner
Ralph Steadman über die
gar nicht artgerechte
Jagd der Indianer



Welt sofort von dem Trick mit dem Abgrund erzählen würde. Natürlich kamen wir viel mehr Bisons um, als der Stamm brauchte – manchmal ganze Herden. Die Indianer schnitten sich in solchen Fällen nur die besonders leckeren Stücke ab, die Zungen zum Beispiel. Auch machten die Krieger sich nur selten die Mühe, einem Bullen das Fell abzuziehen, denn das Fell der Weibchen ist schöner und deren Fleisch schmeckt angeblich besser. Darüber, dass die Bisons oder die Hirsche oder die Biber aussterben könnten, machten sich die Indianer keine Sorgen. Ihrer Ansicht nach vermehrten sich die Bisons auf endlosen Weiden tief unter der Erde. Und jedes Frühjahr verließen sie ihre Unterwelt und schwärmt zu Millionen aus, wie die Bienen.

Nein, an den Lagerfeuern der Comanche wurde in der gesamten Comanche-Geschichte wahrscheinlich kein einziges Mal im Geiste des Club of Rome über Nachhaltigkeit diskutiert. Den Indianern ist die Ökologie weitgehend schnupper gewesen, sie interessierten sich nicht für Arten- schutz oder ökologischen Landbau, sondern für Jagd, Kampfsport, Tanz und Fischerei. Sie waren in Wirklichkeit auch nicht ganz so tierisch wie in dem Film „Der mit dem Wolf tanzt“. Die Indianer waren eben Leute wie wir: manchmal ein wenig egoistisch. Hin und wieder töteten sie die Bisons zum Spaß, aus Freude an der Jagd. Einfach so. Bei ihren Treibjagden arbeiteten sie oft mit Feuer, weil das Arbeit spart. Sie zündeten die Prärie einfach an, und das Feuer ließen sie brennen, bis es irgendwann von selbst ausging. Als die Weißen auftauchten und Waren oder Geld für Felle anboten, schafften es die Indianer, den amerikanischen Biber in ihrer Region beinahe auszurotten.

Wie aber sind die Indianer zu ihrem Ruf als Propheten der Ökologie gekommen? Was hat es mit der berühmten, herzerreißenden Rede des Häuptlings Seattle auf sich – „wir sind ein Teil der Erde, und sie ist ein Teil von uns“? Diese Rede ist 1887 in einer Zeitung in Seattle erschienen, verfasst hat sie der Schriftsteller Henry Smith, von dem

die Welt ansonsten nicht viel weiß. Smith berief sich auf ein Gespräch, dass er angeblich 30 Jahre zuvor mit dem Indianerhäuptling geführt habe. Aufzeichnungen über dieses Gespräch gibt es nicht. Die Rede des Häuptlings ist wahrscheinlich eine Erfindung des weißen Mannes. Der Umweltschutz ist eben eine Reaktion auf die Umweltverschmutzung – solange es genügend Natur zu geben schien, wie einst in Wilden Westen, sah fast niemand einen Grund, sich Gedanken zu machen. Heute aber sind viele Indianer tatsächlich engagierte Ökologen, und sie glauben selbst ganz fest an die mythischen Geschichten von

ihren weisen Vorfahren, einschließlich der Rede des Häuptling Seattle. Eine besonders ketzerische Theorie hat der Botaniker Paul Martin in die Welt gesetzt. Angeblich haben die Indianer vor rund 11 000 Jahren die nordamerikanischen Mammuts ausgerottet. Denn überall, wo im Laufe der Siedlungsgeschichte Indianer auftauchen, verschwinden bald darauf die Mammuts: Kann das wirklich Zufall sein? Die Bisonjägden beweisen schließlich, dass die Indianer bei der Jagd gern aufs Ganze gingen. Womöglich waren die Mammuts zu langsam oder zu dumm für eine dauerhafte Koexistenz mit den brutalen Indianern.

Wie das so ist mit Theorien – sie lassen sich weder beweisen noch widerlegen. Das, was die Indianer mit den Mammuts anstellen, nennt der Amerikaner Martin übrigens „Blitzkrieg“. Wilde Bohnen und Nüsse galten bei den Prärie-Indianern als Delikatesse. Man musste sie leider mühsam zusammensammeln – und darin war ein kleines Tier besonders geschickt. Die Indianer nannten dieses Tier die Bohnenmaus. Sie öffneten die Vorratshörner der Mäuse und nahmen die leckeren Bohnen heraus. Ein wahrhaft realistischer Indianer- film könnte deshalb zum Beispiel auch diesen Titel tragen: „Der die Bohnenmaus bestiehlt.“

Reisen in Manitus Schwitzkasten

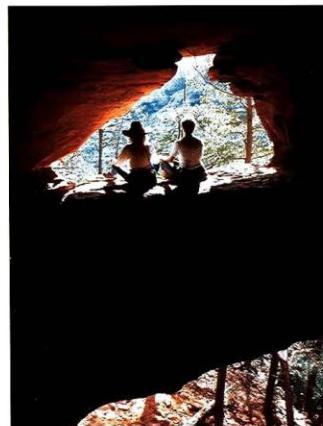
Morgens um halb fünf setzen sich die Touristinnen in die Schwitzhütte und kommen erst nach Stunden wieder heraus; abends machen sie das Ganze noch einmal. Eine Schwitzhütte ist ein Gerüst aus Zweigen mit Decken darüber, in einer Kuhle liegen glühende Steine. Auch so kann Urlaubsglück aussehen.

Indianer schwitzen gern – das verbindet sie mit dem Volk der Finnen.

Anders als bei den Finnen hat bei den Indianern das Schwitzen allerdings eine religiöse Bedeutung. Je öfter du schwitzt, desto näher kommst du

nach Ansicht vieler Indianer dem göttlichen Prinzip. Esoterisch angehauchte Reiseunternehmen bieten deswegen Reisen ins heilige Reich des Schwitzens an, speziell für Frauen, die sich im weitesten Sinn für göttliche Prinzipien interessieren. Sind Indianer wirklich weise? Fest steht, dass vom Glauben an die Weisheit der Indianer ein Seitenzweig des Tourismus lebt. Gestresste Menschen fahren ins Indianerland, um wieder sich selbst zu finden, ersatzweise eine weiße Bisonfrau. Auch die weiße Bisonfrau verkörpert das Göttliche. Sie sitzt unsichtbar in

Indianer bieten
Weißen auch Ethno-
Fitnesskurse an,
zum Beispiel in
Arizonas Halbwüste



allen Menschen und kümmert sich um sie.

Reiten, Malen und Trommeln sind die drei Hauptbestandteile eines spirituellen Urlaubs im Indianerland. Die Gäste schlafen in Tipis, den Zelten der Indianer. Handys werden nicht gern gesehen. Zum Sonnenauftgang gibt es meist eine zünftige Pfeifenzeremonie. Kompromisslosen Nichtrauchern muss deshalb von einem Indianerurlaub generell abgeraten werden.

Die Lehre der weißen Bisonfrau geht nämlich, stark vereinfacht, so: Der Körper des Menschen gleicht einem Pfeifenkopf. Seine Seele aber ist wie Tabak.

Gelegentlich bieten Veranstalter auch die Teilnahme an einem Sonnentanz an, einem Ritual der Prärie-Indianer, bei dem mehrere Tage und Nächte lang getanzt wird, ohne zu essen oder zu trinken; die Tänzer müssen in dieser Zeit auch Schmerzen ertragen. Wer sich dabei nicht selbst findet, dem ist in spiritueller Hinsicht vermutlich nicht zu helfen.

Ethnologisch Interessierte können sich im Urlaub sogar das Skalpieren beibringen lassen – von Two Bears, einem gebürtigen Cheyenne, der außerhalb der Reisesaison als Grundschullehrer arbeitet. Beim Skalpieren kam es darauf an, ein möglichst exaktes Quadrat auf dem Hinterkopf auszuschneiden und dann das Haar mit einem einzigen Ruck sauber abzuziehen. Aber das ist, im Gegensatz zur Schwitzhütte, vermutlich eher was für die Männer.



Kleiner Gruß vom großen Mondgott

Der weiße Mann hat dem roten Mann fast alles genommen. Etwa 100 Jahre später bekam der weiße Mann ein schlechtes Gewissen. Der weiße Mann sagte zum roten Mann: „Falls von den vielen Sachen, die ich dir damals weggenommen habe, noch das eine oder andere bei mir herumliegt, dann kannst du dir es jetzt zurückholen. Das ist nur gerecht.“ Die beiden einigten sich auf ein Gesetz, den „Native American Graves Protection and Repatriation Act“ von 1990. Es verfügt, dass die Indianer von den Weißen ihre geraubten Kunst- und Kultgegenstände zurückfordern dürfen, all die Masken und die heiligen Bündel und die Ahnengebeine.

Das Problem sind die Clackamas. Die Clackamas, ein kleiner Stamm

in Oregon, verehren ausgerechnet einen Meteoriten von 15 Tonnen Gewicht, den sie „Himmelsmensch“ nennen. Sie sind nämlich der Ansicht, dass der vom Mond stammt, und somit ist der Meteorit für das Volk der Clackamas gewissermaßen eine Grußpostkarte der Götter. Der weiße Mann in seiner unermesslichen Raubgier hat sich diesen Brocken angeeignet, im Jahre 1902. Warum nur? Um ihn in einer Scheune als Sehenswürdigkeit auszustellen, für 25 Cent Eintritt.

Inzwischen befindet sich der Meteorit in New York, direkt am Central Park. Das neue Planetarium des Naturhistorischen Museums dort, das Rose Center, ist rund um den Meteoriten herum gebaut worden. Weil er so schön und so schön groß ist. Ein modernes Planetarium mit einem heiligen Meteoriten darin kostet heutzutage ungefähr 210 Millionen Dollar. Die Einweihung war am 29. Februar 2000.

Bekämen die Clackamas ihr Eigentum zurück, müsste das nagelneue Planetarium zum Teil wieder abgerissen werden. Die Museumsverwaltung zögert. Sie ruiniert, hat sich der weiße Mann die Wiedergutmachung nicht vorgestellt.

Texte: Harald Martenstein,
Recherchen: Sabine Lang, Torben
Müller, York Pijahn, Katja Trippel

*Heiliger Brocken:
Der Meteorit ist
15 Tonnen schwer,
10 000 Jahre alt –
und wird, zum
Ärger der Astrono-
men, von den
Clackamas als
himmlische Bot-
schaft verehrt*



(Gerd-R. Lang, Uhrmachermeister und Gründer der Chronoswiss, München)



„Zeitgeist finden Sie nicht in meinen Uhren.“ Also nicht das Oberflächliche, Modische, Flüchtige. Sondern zeitlose Präzision, fanatische Akribie und die unumstößliche Verbundenheit zu beständigem, bodenständigem Handwerk. Meine Uhren passen so gesehen vielleicht nicht mehr in die Zeit. Aber ganz bestimmt zu Menschen, die diesen Anachronismus mit mir teilen. Hätten Sie ein paar Minuten Zeit für mein „Buch mit dem Tick“?

Chronoswiss, Elly-Staegmeyer-Str. 12, 80999 München,
Telefon (0 89) 89 26 07-0, Telefax (0 89) 8 12 12 55

C
CHRONOSWISS
Faszination der Mechanik

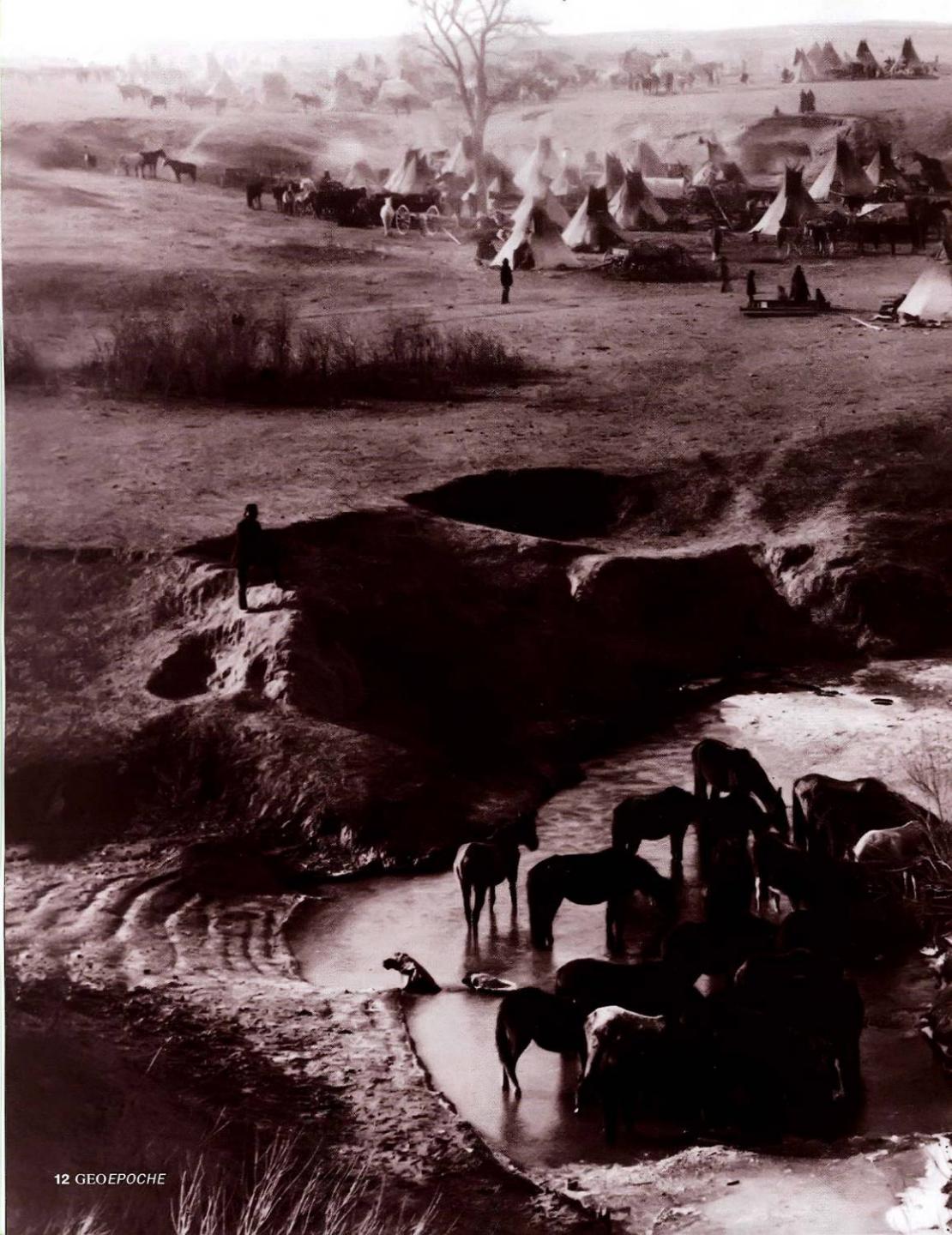
TRADITIONEN

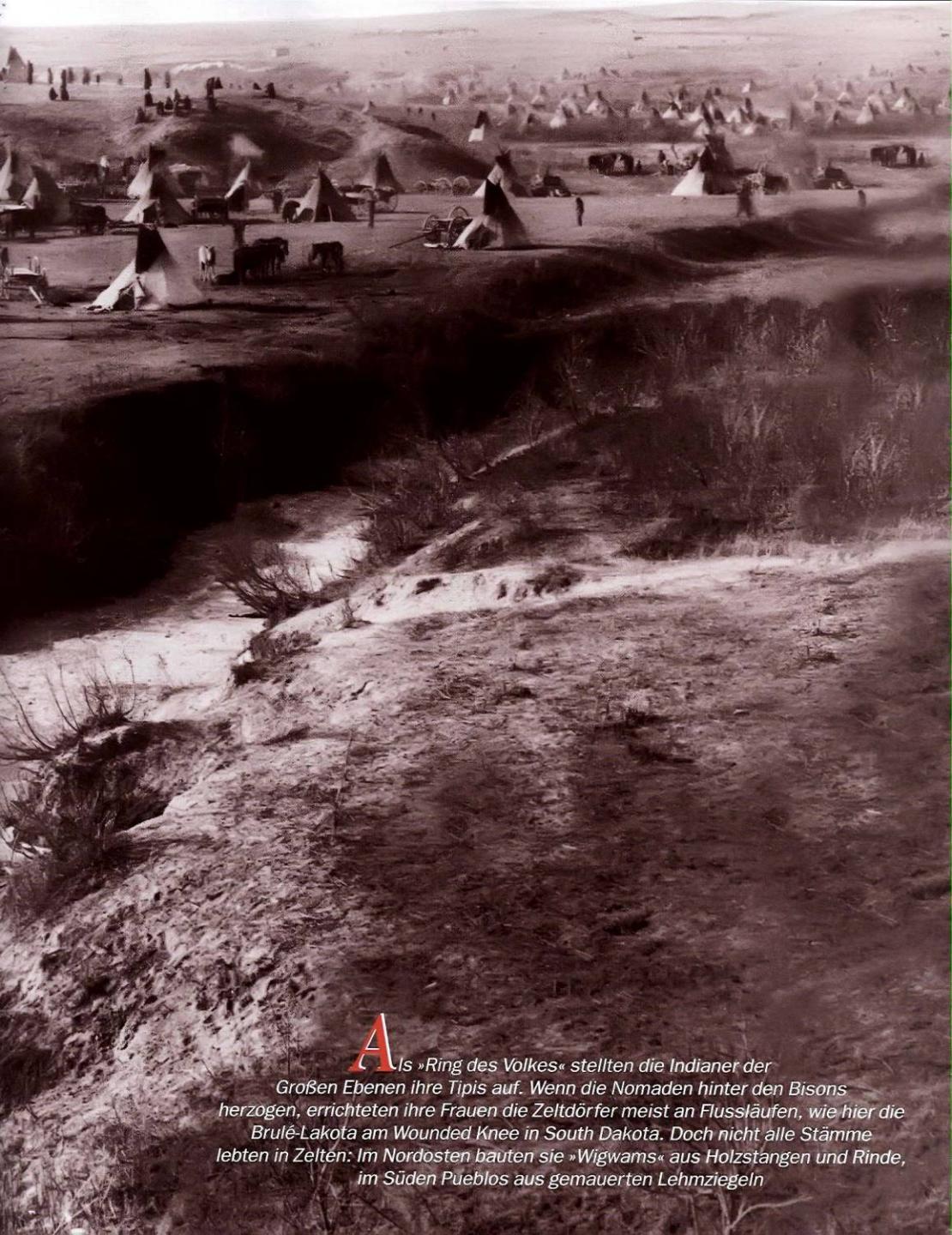


Die Herren der vier Welten



Seit Jahrtausenden gehörte den Indianern Nordamerika, von den Eissfeldern der Arktis bis zu den Wüsten Nordmexikos, und alle hatten ihren Platz in den »vier Welten«, wie die Navajo die Vielfalt der Schöpfung benannten. Sie bekriegten einander, verehrten die mythischen Kräfte der Natur, beschworen tanzend böse Mächte und redeten in über 500 verschiedenen Sprachen. Erst die Ankunft der Weißen einte sie: im gleichen Schicksal – in Vertreibung und Tod



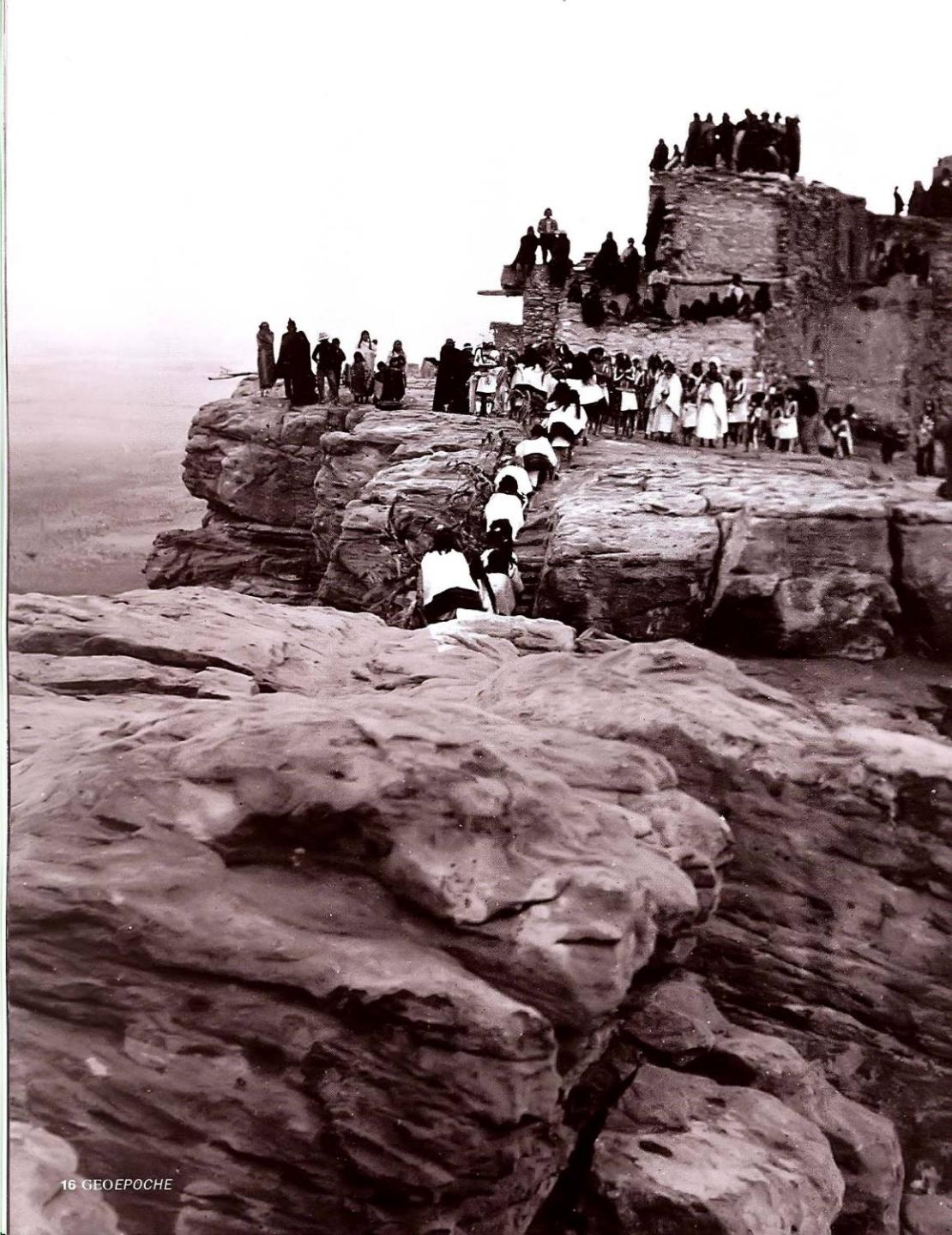


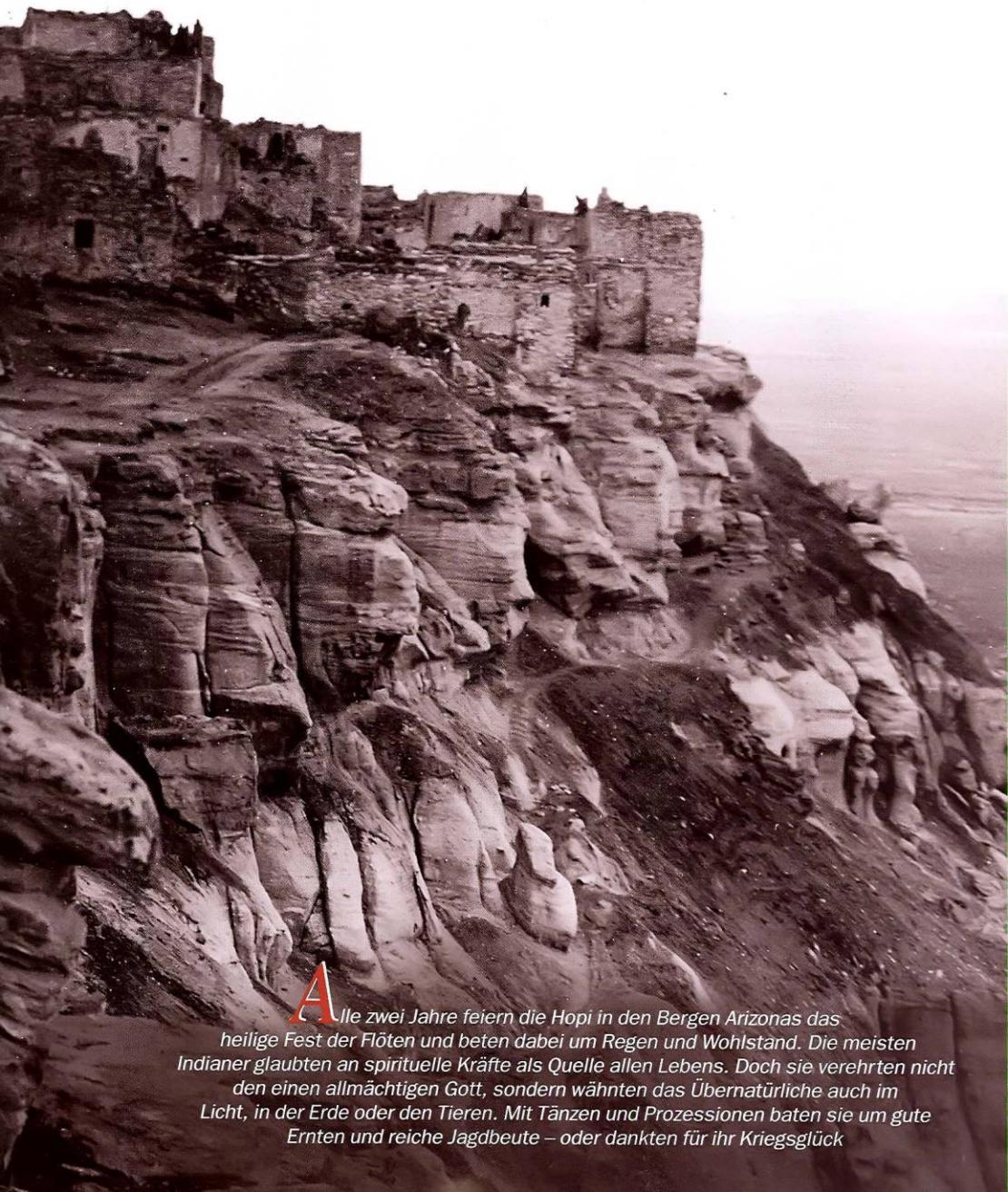
Als »Ring des Volkes« stellten die Indianer der Großen Ebenen ihre Tipis auf. Wenn die Nomaden hinter den Bisons herzogen, errichteten ihre Frauen die Zeltdörfer meist an Flussläufen, wie hier die Brûlé-Lakota am Wounded Knee in South Dakota. Doch nicht alle Stämme lebten in Zelten: Im Nordosten bauten sie »Wigwams« aus Holzstangen und Rinde, im Süden Pueblos aus gemauerten Lehmziegeln



Bis etwa 1650 waren die Indianer Fußgänger, erst die Weißen brachten ihnen das Pferd. Der Sunka Wakan – der „unbegreifliche Hund“, wie die Lakota das Huftier nannten – veränderte vor allem das Leben der Völker in den Großen Ebenen: Es erleichterte die Jagd und erhöhte die Mobilität. Ihren Besitz transportierten die Nomaden nun auf Holzgestellen, wie diese Blackfoot-Frau in Montana. Die Pferde waren auch Statussymbole: Manche Krieger hielten Hunderte von Tieren – oft auf Raubzügen erbeutet



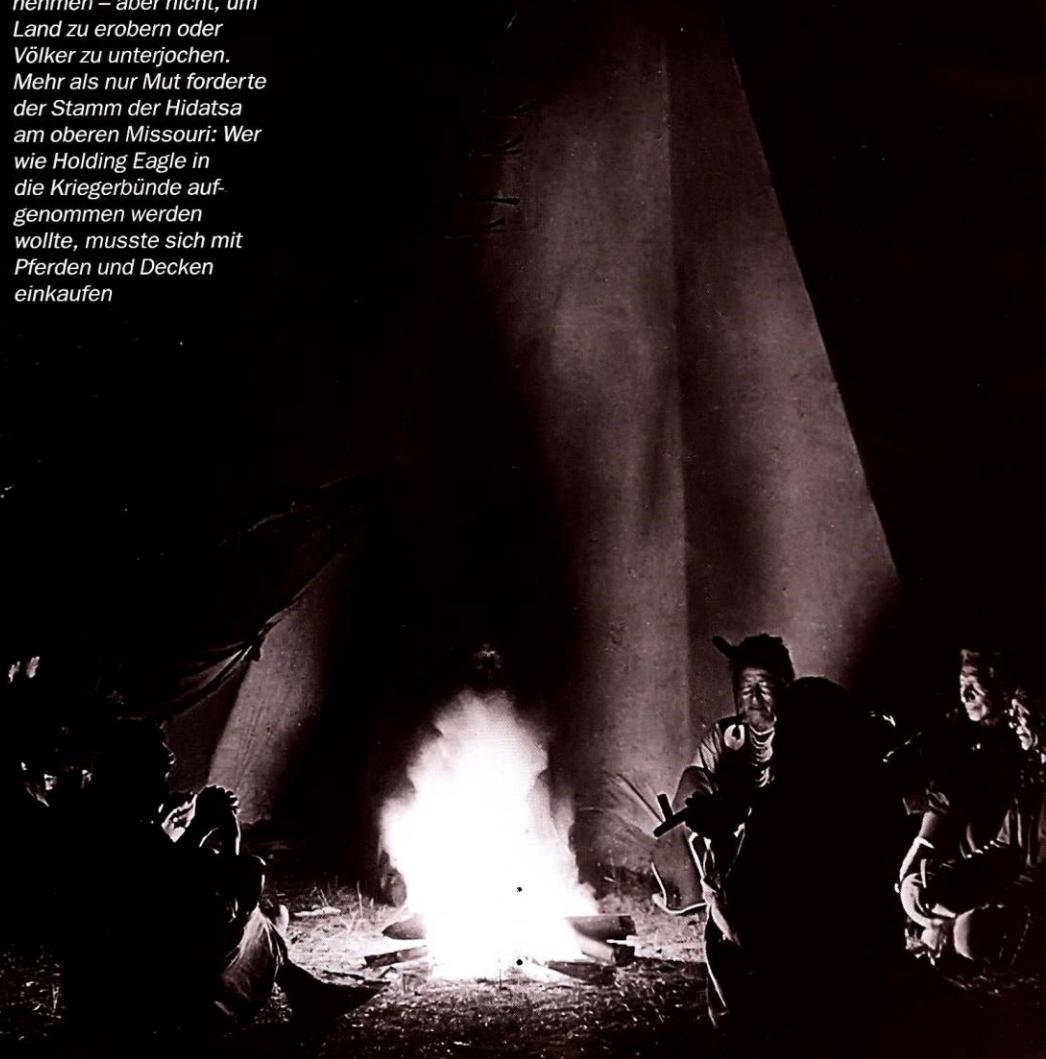




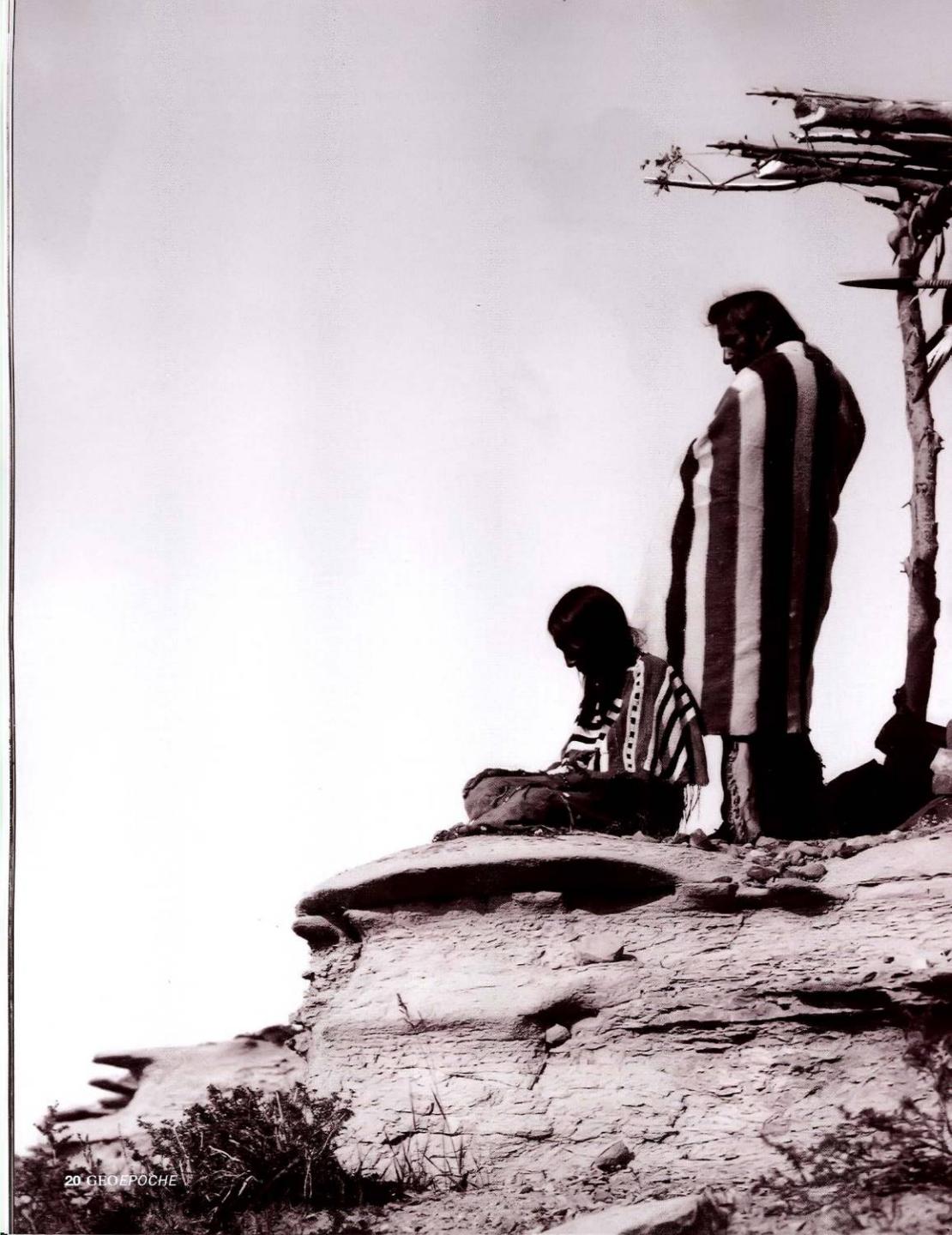
Alle zwei Jahre feiern die Hopi in den Bergen Arizonas das heilige Fest der Flöten und beten dabei um Regen und Wohlstand. Die meisten Indianer glaubten an spirituelle Kräfte als Quelle allen Lebens. Doch sie verehrten nicht den einen allmächtigen Gott, sondern wählten das Übernatürliche auch im Licht, in der Erde oder den Tieren. Mit Tänzen und Prozessionen baten sie um gute Ernten und reiche Jagdbeute – oder dankten für ihr Kriegsglück

Erfolgreiche

Krieger erzählten am Lagerfeuer von ihren Taten, besiegte stahlen sich nachts mit geschwärzten Gesichtern in ihre Zelte. Meistens zogen die Männer in den Krieg, um Ruhm zu gewinnen, um Pferde zu rauben oder Rache zu nehmen – aber nicht, um Land zu erobern oder Völker zu unterjochen. Mehr als nur Mut forderte der Stamm der Hidatsa am oberen Missouri: Wer wie Holding Eagle in die Kriegerbünde aufgenommen werden wollte, musste sich mit Pferden und Decken einkaufen

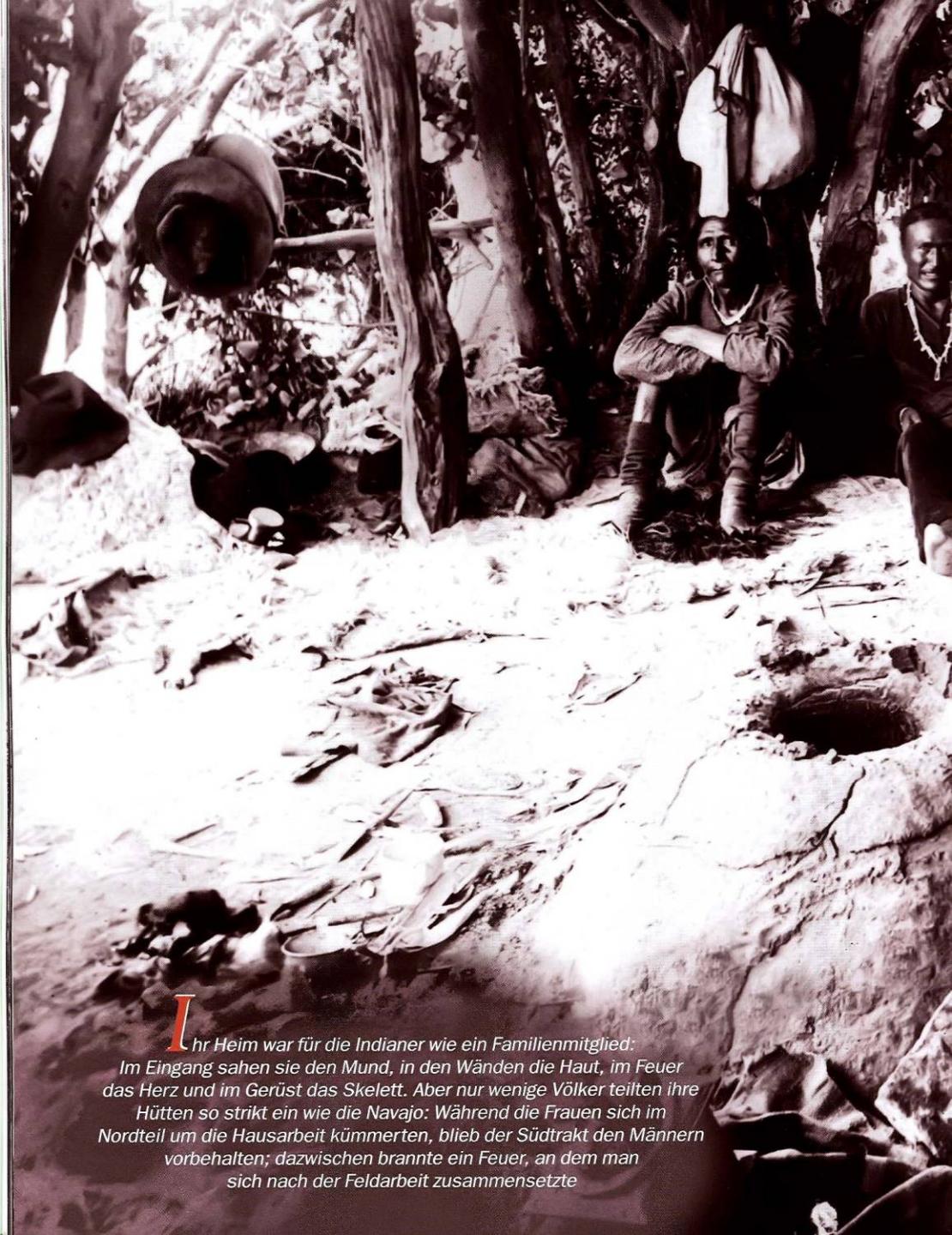






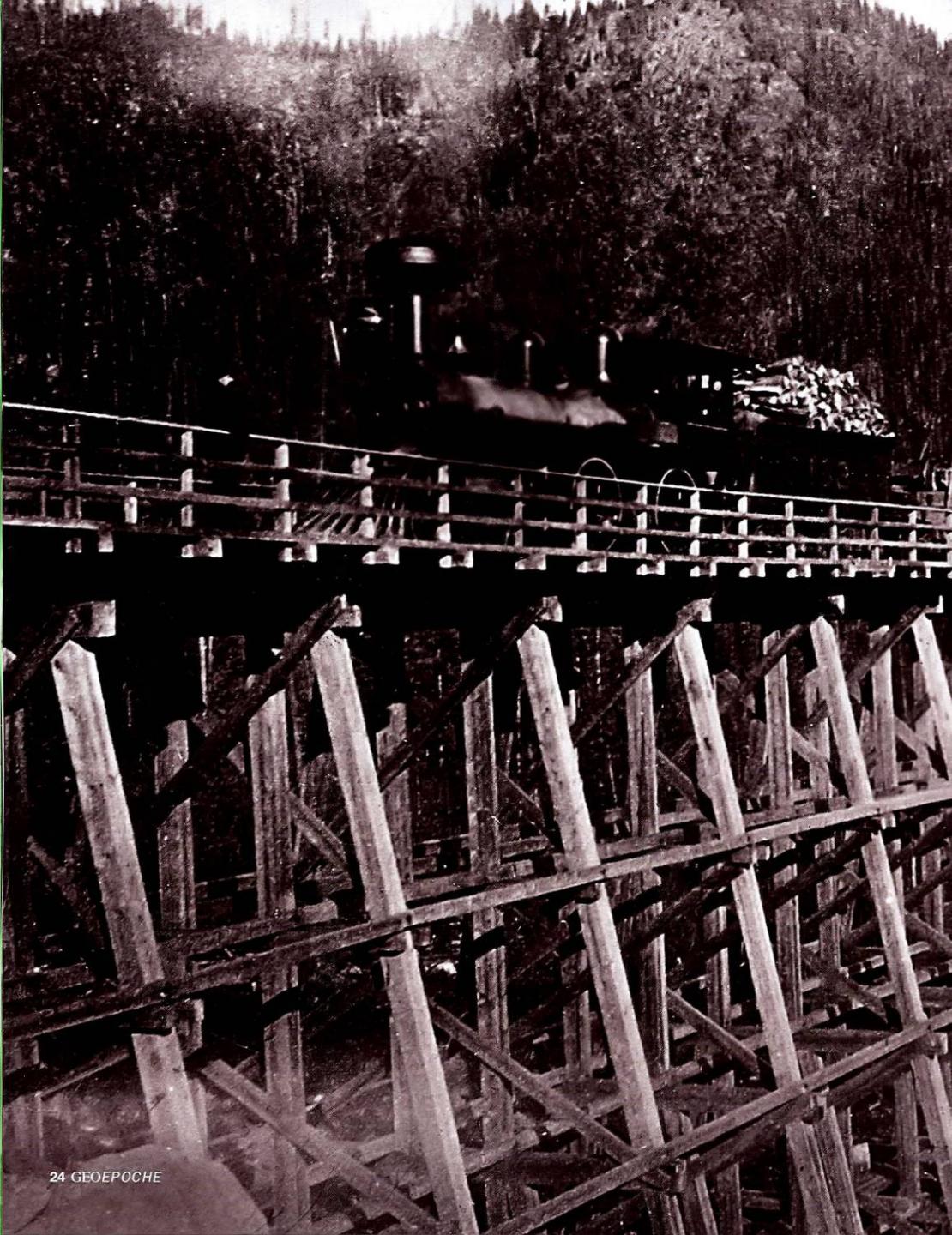


Manche Stämme begruben ihre Toten auf unbewohnten Inseln; andere wie die Blackfoot bestatteten sie auf Holzgerüsten oder in Baumkronen. So schützten sie die Leichname vor wilden Tieren – und brachten sie dem Himmel, der Heimat der Seelen, ein Stück näher. Denn viele Völker glaubten an ein Leben nach dem Tod: in einer friedlichen Welt, in der sie fischen, jagen und tanzen konnten, wie sie wollten



Ihr Heim war für die Indianer wie ein Familienmitglied: Im Eingang sahen sie den Mund, in den Wänden die Haut, im Feuer das Herz und im Gerüst das Skelett. Aber nur wenige Völker teilten ihre Hütten so strikt ein wie die Navajo: Während die Frauen sich im Nordteil um die Haushaltshandarbeit kümmerten, blieb der Südtrakt den Männern vorbehalten; dazwischen brannte ein Feuer, an dem man sich nach der Feldarbeit zusammensetzte







Anno 1863 begann der Bau von Eisenbahntrassen nach Westen, begleitet vom Landraub der Weißen im gewaltigen Ausmaß. Oft erreichte der Dampfzug die noch unerschlossenen Weiten vor den nachrückenden Siedlern. 1869 war die Verbindung von Ost- und Westküste geschafft, um 1890 durchzogen 262 000 Kilometer Gleise das Land. Hunderte von Siedlungen entstanden längs der Trassen: Der Weg für die systematische Inbesitznahme des Kontinents durch die Weißen war frei

Nordamerika, bei Ankunft der Weißen: Auf welche Menschen, Völker

KONTINENT DER 500 VÖLKER

von CAY RADEMACHER

Es ist der 12. Oktober 1492: Als an diesem Tag drei von schwerem Wetter gezeichnete kleine spanische Schiffe in karibische Gewässer segeln, bricht eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte an. Europas Mächte beginnen endgültig damit, sich die Weltmeere untertan zu machen – und die Länder, die Kontinente jenseits der Ozeane. Die Menschen scheiden sich fortan in Entdecker und Entdeckte, in Kolonisatoren und Kolonisierte. Es beginnt ein Prozess, der noch ein halbes Jahrtausend später die Politik, Wirtschaft und Kultur der „Globalisierung“ bestimmen wird.

Aber wie sieht die „Neue Welt“ aus, von der Kolumbus einen winzigen Zipfel entdeckt? Wie, vor allem, leben die Menschen in Nordamerika – jener Region, die, anders als Mesoamerika, noch jahrhundertlang von den Weißen kaum erkundet, geschweige erobert werden wird?

Die Ankunft der ersten Europäer ist zunächst nur für die ebenso verängstigten wie erstaunten Indianer der Karibikinseln ein wundersames Ereignis. Ansonsten jedoch scheint sie nur eine Marginalie zu sein in der dramatischen Geschichte des Kontinents. Nordamerika ist fast zweieinhalbmal so groß wie Europa. Doch wahrscheinlich leben 1492 höchstens zwei Millionen Menschen im Gebiet der heutigen USA und Kanadas – ungefähr so viele wie zur selben Zeit in Portugal. Sie sind in über 500 Stämme zersplittert, von denen manche nur wenige Hundert Köpfe zählen;

selbst die größten Reiche sind in ihrer Blütezeit Heimat für nur einige Zehntausend Menschen.

Ähnlich unterschiedlich ist die kulturelle Entwicklung dieser 500 Völker verlaufen: In manchen Regionen ziehen steinzeitliche Clans umher, die Wild jagen und Pflanzen sammeln. Anderorts wohnen Bauernvölker, deren Alltag sich kaum von dem ihrer europäischen Zeitgenossen unterscheidet. Und schließlich gibt es kleine Reiche, wie das der von Priesterherrschern angeführten Natchez, deren Größe und Struktur entfernt an die von Gottkönigen regierten Stadtstaaten in Mesopotamien erinnern.

Anders als in Europa, wo die Menschen bereits angefangen haben, ihre Landschaft selber zu gestalten, indem sie Wälder roden, Kanäle graben oder Sumpfe trockenlegen, ist es auf diesem Kontinent noch immer die Natur, die der Entwicklung der jeweiligen Kulturen enge Grenzen setzt.

Nordamerikas waldreiche, kalte Taiga erstreckt sich von Zentralalaska im Westen bis zur Hudson Bay im Osten. Hier leben – in Stämmen wie den Kutchin oder Cree – wahrscheinlich kaum mehr als 30 000 Menschen in einer Region, die größer ist als ganz Europa. Als Jäger und Sammler durchstreifen sie in kleinen nomadischen Verbänden das Land.

Von Südalaska bis Nordkalifornien grenzen hohe Gebirgszüge einen schmalen, von Fjorden und Inseln zerklüfteten Küstensaum am Pazifik ab. Hier leben die Tlingit, Kwakiutl und andere Völker, die hauptsächlich dem Fischfang nachgehen. In niederschlags-

Kulturen werden die europäischen Eroberer stoßen?

reichem Klima gedeihen riesige Urwälder, aus denen die Bewohner das Holz für ihre Boote, Häuser, Gerätschaften und Kunstwerke, etwa „Totempfähle“, schlagen.

Im späteren Kalifornien wachsen, außer in den Halbwüsten des Südostens, riesige Eichenwälder. Eicheln zählen denn auch zur wichtigsten Nahrung der dortigen Stämme (zum Beispiel der Pomo, Yana oder Maidu) – sie werden zuvor zerstampft und mit heißem Wasser übergossen, damit sich die Bitterstoffe herauslösen.

Zwischen dem West- und Ostrand der Rocky Mountains erstreckt sich eine hoch gelegene Waldlandschaft, die im Norden (dem Plateau) von großen, fischreichen Flüssen durchzogen ist, während der Süden (das Große Becken) wüstenähnlich trocken ist. Die dort ansässigen Stämme, unter anderem die Nez Percé, Flathead und Shoshone, leben vom Fischfang, der Hasenjagd und, in den Trockengebieten, vom Sammeln essbarer Nüsse und Gräsern.

Im Nordosten liegt ein flussreiches, dicht bewaldetes Gebiet. Die Stämme der Irokesen und ihre Nachbarn sind ebenfalls Jäger und Fischer, vor allem aber Bauern, die kleine Lichtungen für ihre Felder in die Wälder brennen.

Auch der breite Streifen zwischen Atlantikküste und Mississippi vom heutigen Virginia bis hinunter nach Florida ist Waldland. Hier leben Cherokee, Creek,



Versunkenes Reich: Cahokia am Mississippi, einst eine Metropole mit 20 000 Menschen, ist bei Landung der Europäer schon eine Geisterstadt

Natchez und andere Stämme von der Landwirtschaft und vom Handel, der den halben Kontinent umspannt. Und hier, im unteren Mississippi-Tal, lagen einst die größten Städte Nordamerikas.

Das riesige Grasmeer im mittleren Westen des Kontinents ist das Reich der Bisons. Kaum ein Mensch lebt in diesen Prärien. Nur gelegentlich wagen sich Jagdtrupps aus den angrenzenden Saumwältern in die „Great Plains“ und stellen Herden nach, die so groß sind, dass sie von Horizont zu Horizont reichen können.

In der trockenen Landschaft des Südwestens schließlich, zwischen dem Rio Grande und Südkalifornien, prallen drei Indianerkulturen aufeinander. Zum einen ziehen Sammler wie die Yuma und Yaqui durch die Wüste und suchen in der Einöde Mesquitedobojnen, Kaktusfrüchte und andere Pflanzen. Zum anderen jagen dort Nomaden, die Apache und Navajo. Und schließlich haben sich auch die Hopi und Zuni

Die Wildnis ist fast undurchdringlich – nur selten wagen sich Händler und Krieger

sowie andere Bauernvölker niedergelassen, die in Pueblos – Dörfern aus Lehmziegeln – wohnen.

Auf diesem Kontinent, der ein Kosmos für sich ist, sind zur Zeit des Kolumbus bereits große Städte untergegangen, ganze Völker haben ihre Heimat verlassen und wandern über Hunderte von Kilometern, bis sie, oft Generationen später, ein neues Stammland gewinnen. Andernorts wiederum hat sich am archaischen Leben der Menschen seit Jahrtausenden nichts geändert.

Cahokia am Mittellauf des Mississippi, einst die größte Metropole Nordamerikas, ist 1492 nur noch eine Geisterstadt. Sie war um 700 n. Chr. von einer Kaste kriegerischer Adeliger aus dem Tal des Mississippi gegründet worden, denen man als Kinder die Köpfe deformierte und die sich das Gesicht tätowierten. Palisaden schützten damals den Zentralbereich der rund 1200 Hektar großen Stadt, in der bis zu 20 000 Menschen lebten. Über 100 aus Erde aufgehäufte Pyramiden erhoben sich hier. Auf deren abgeflachten Spitzen befanden sich Tempel und Wohnhäuser. Der größte dieser künstlichen Hügel war eine Stufenpyramide, die an der Basis 316 Meter lang und 241 Meter breit und die 33 Meter hoch war.

Um 1400 ist Cahokia aufgegeben worden – niemand kennt heute den Grund. Nicht einmal der Name des dort wohnenden Volkes hat die Zeiten überdauert – „Cahokia“, „Wildgänse“, ist ein Wort aus der Sprache eines sehr viel später in der Nähe siedelnden Stammes. Doch die Kultur der Fürsten von Cahokia hat sich teilweise bei den Natchez, Chitimacha und anderen Völkern erhalten, die, ähnlich wie in der untergegangenen Riesenstadt, Erdpyramiden aufschichten und einen Sonnenkult pflegen. Die „Große Sonne“, der Priesterkönig der Natchez, soll in mütterlicher Linie direkt vom Himmelsgestirn abstammen.

Die Kaufleute von Cahokia hatten das vielleicht größte Handelsnetz des Kontinents gespannt – ein Netz, dessen Verbindungen später die Natchez und ihre Nachbarn nutzen und das sich zwar nicht am Vo-

lumen, wohl aber an Ausdehnung mit denen der Handelsimperien Venedig, Flandern und Augsburg messen kann.

Händler bringen Obsidian aus den Rocky Mountains, Glimmer und Quarzkristall aus den Appalachen, Gold und Silber aus Kanada an den Mississippi. In Schalen von Meereschnecken, die sie an der Küste des Golfs von Mexiko eintauschen, ritzen Künstler Bilder von tanzenden Männern in Adlerfederkostümen ein. Karawanen gelangen – zu Fuß oder auf Kanus, denn große Reit- und Lasttiere sind unbekannt – nach Norden bis zu den Großen Seen und bringen von dort Töpfe, Kannen und Kupfer mit.

Und vielleicht auch Nachrichten von einem neuen, mächtigen Indianerbündnis.

Denn in dem gebirgigen Waldland östlich der Großen Seen haben sich wenige Jahrzehnte vor Ankunft der Europäer die einst verfeindeten Stämme der Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga und Seneca zur „Konföderation der fünf Ratsfeuer“ zusammengeschlossen – zur Liga der Irokesen. „Volk der Langhäuser“ nennen sie sich jetzt, nach den lang gestreckten Häusern, in denen sie wohnen.

Ihnen gelingt damit der Schritt von einem zuvor unsicheren Frieden zur Stabilität einer dauerhaften Union. Denn in vielen Regionen ist Krieg der Normalzustand – auch wenn nicht Vernichtung oder Unterwerfung die Anlässe dazu sind, sondern Beute, Rache oder Ruhmsucht. Zwar werden solche Konflikte oft durch Verhandlungen beigelegt, doch können sie jederzeit erneut aufbrechen. Das Abkommen der Irokesen aber wird Jahrhunderte halten. 13 – mündlich überlieferte – Gesetze und ein ausgeklügeltes Zeremoniell regeln die Zusammenkünfte ihrer Häuptlinge:

Wann immer die Führer der Liga sich zum Rat versammeln, sollen die Häuptlinge der Onondaga zu Beginn der Versammlung die anderen Führer, ihre

aus ihren vertrauten Jagdgründen hinaus

Verwandten, begrüßen und ihnen danken und als nächstes das Wort an die Erde richten, auf der die Menschen wohnen, und ihr danken; sie sollen den Bächen, Teichen und Seen, dem Mais und den Früchten und den Heilkräutern und Bäumen des Waldes für ihre Gaben danken; sowie den Tieren, die als Nahrung dienen und ihr Fell für Kleidung geben; den starken und sanften Winden, den Donnerern; der Sonne, dem mächtigen Krieger; dem Mond, den Boten des Schöpfers, die dessen Wünsche kundtun; und dem großen Schöpfer, der im Himmel über uns wohnt und den Menschen all die Dinge gibt, die für sie nützlich sind, und von dem Gesundheit und Leben derer kommen, die er lenkt.

Dann sollen die Häuptlinge der Onondaga die Ratsversammlung für eröffnet erklären. Zuerst sollen die Führer der Mohawk und Seneca über die Frage befinden, danach die Führer der Oneida und Cayuga. Ihr Beschluss soll dann den Häuptlingen der Onondaga, den Hütern des Feuers, zur endgültigen Entscheidung übergeben werden.

Ein Wampum-Gürtel dokumentiert den Zusammenschluss. Dieses gemusterte Band – für das man Hunderte von weißen und violetten Perlen aus Muscheln und Schnecken auf Schnüre gezogen hat – stellt eine weiße Kiefer

dar: Symbol des Friedens und zugleich das Zeichen jenes Stammes, dessen Jagdgründe im Zentrum der Konföderation liegen. Linien verbinden den Baum mit zwei Rechtecken zu jeder Seite, den Zeichen für die anderen vier Stämme.

Doch diese Friedensliebe gilt nur zwischen den vereinigten Stämmen: Seine Nachbarn terrorisiert der damals 12 000 Krieger zählende Irokesenbund. Sie plündern deren Dörfer, rauben Frauen und Kinder, töten die Männer oder verschleppen sie.

Im fernen Westen des Kontinents sind die Völker in ihrer kulturellen Entwicklung gegenüber den Händlern des Mississippi-Tals oder den Irokesen um Jahrhunderte zurückgeblieben.

In den Oktobertagen des Jahres 1492 versammeln sich etwa die Frauen und Männer der Washo am Eingang eines Tals in der Sierra Nevada zur wichtigsten Jagd des Jahres. Ein „Hasenhäuptling“ führt sie an; mit Geschrei treiben sie Tausende der flinken Tiere aus deren Verstecken in das enger werdende Tal – bis die panischen Tiere in ein V-förmiges Netz aus Hanffasern rasen, das nur 75 Zentimeter hoch, aber 100 Meter lang ist.

Mit Pfeil und Bogen schießen die Indianer die Hasen ab oder erschlagen die zappelnden Tiere mit Knüppeln. Viele werden noch an Ort und Stelle



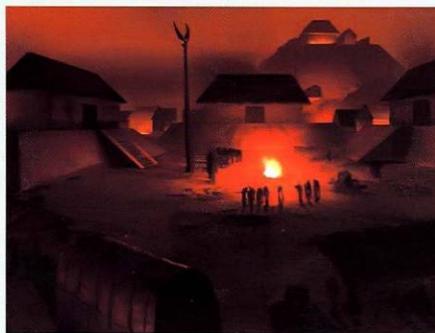
Zusammenschluss: Fünf Völker haben sich zur mächtigen Liga der Irokesen vereint. Die Stämme wohnen in 40 Meter langen, palisadengeschützten Häusern

Völkerwanderungen, der Untergang von Reichen, Kriegsbündnisse – Nordamerika

während eines großen Festes gebraten und ver-speist. Der Rest der Beute wird getrocknet für den harten Winter, den die Washo, eingehüllt in lange Mäntel aus Hasenfellen, in kleinen, runden, halb in die Erde eingelassenen Hütten aus Holzstangen und Rinde verbringen.

Ob Nomaden oder Bauern – die Jagd ist für fast alle Stämme Nordamerikas die wichtigste Nah rungsquelle. Tlingit und Kwakiutl paddeln mit großen Kanus in die Fjorde der Nordwestküste, um Fische zu angeln und Robben zu erlegen. Weiter südlich jagen die Nootka und Makah Wale mit Harpunen. Die Paiute, die im späteren Bundesstaat Nevada leben, sammeln von kleinen Schilfbooten aus Enteneier im sumpfigen Randbereich der Seen. Bei den Choctaw und anderen Völkern im Osten tarnen sich die Männer in Hirschfellen, um sich dem scheuen Wild im Wald so weit zu nähern, dass sie es mit Pfeilen erlegen können.

Doch der Kontinent ist in Unruhe. Ganze Völker haben sich auf Wanderschaft begeben. In Kalifornien haben die Mono und andere Stämme vom Großen Becken aus neue Jagdgründe erschlossen. Im Südwesten ist es zu einem dramatischen Exodus gekommen. Das Volk der Anasazi, das die dortige Halbwüste jahrhundertlang beherrscht hatte, ist um 1300 innerhalb weniger Jahre verschwunden. Niemand weiß, was es vertrieben hat.



Stadtentwicklung: Echota, die Kapitale der Cherokee, liegt am Little Tennessee River. Die Coosa, ihre südlichen Nachbarn, leben in hoch gelegenen Häusern

Als Kolumbus nach seiner Überfahrt Land erblickt, streiten sich gerade Neuankömmlinge um das viele Jahrzehnte lang nahezu menschenleere Gebiet. Navajo und Apache – kriegerische nomadische Jäger – sind vor einigen Jahrhunder ten aus dem heutigen Kanada aufgebrochen und um 1500 in den Süden Nordamerikas gelangt. Auch den Grund für diese Völkerwanderung kennt bis heute niemand – nicht einmal den Zeitpunkt deren Beginns.

Den Indianern ist nie eingefallen, sich als ein Volk zu fühlen – zu groß sind die Unterschiede der Kulturen und Schicksale.

Viele Stämme nennen nur sich selber „Menschen“ oder „Volk“. Die anderen, selbst die Nachbarn im nächsten Tal, sind für sie Fremde, wenn nicht Feinde.

Wie hätte Nordamerika ausgesehen, wäre Kolumbus erst ein Jahrhundert später gelandet? Hätten sich das regional begrenzte Auf und Ab der Kulturen unvermindert fortgesetzt? Oder hätten die Völkerwanderungen der Mono, Apache und Navajo, hätte das Erstarken der Irokesen dazu geführt, dass die kleineren, schwächeren der über 500 Völker auch ohne das Zutun der Weißen untergegangen wären? Hätten sich Staatswesen gebildet, die denen

Geschichte ist schon lange vor Kolumbus dramatisch

der Azteken und Inka ebenbürtig gewesen wären – und vielleicht auch denen der europäischen Ankömmlinge? Hätten die Irokesen mit ihrem föderalen System und mit ihrer fortschrittlichen Verfassung vielleicht sogar so etwas wie eine große Demokratie entwickelt?

Die Ankunft der drei kleinen spanischen Segelschiffe versperrt den Indianern Nordamerikas an jenem 12. Oktober 1492 ein für allemal solche historischen Alternativen. Die Männer an der Seite des Christoph Kolumbus sind die Wegbereiter für Millionen gieriger, hoffnungsvoller, abenteuerlustiger oder verzweifelter Weißen, die ihnen über Jahrhunderte folgen werden – auf der Suche nach Gold, Farmland, religiöser Freiheit oder einfach nur nach einem Weg hinaus aus Europas absolutistischer Enge und frühindustriellem Schmutz.

Diese Menschen werden weitere Völkerwanderungen nach Amerika erzwingen: Millionen schwarze Sklaven werden aus Afrika deportiert, Zehntausende chinesischer Kulis über den Pazifik herangeschafft werden. Fast allen Neuankömmlingen, ob sie nun freiwillig hergekommen sind oder nicht, wird eines gemeinsam sein: Sie können nicht mehr zurück. Sie müssen sich Amerika erobern oder untergehen.

Die Indianer werden schon bald hoffnungslos in der Minderzahl sein: Von 1608 an verdoppelt sich beispielsweise allein die Zahl der englischsprachigen Kolonisten alle 25 Jahre; um 1700 übertrifft die Zahl der Weißen in ihren noch vergleichsweise kleinen Besitzungen bereits die aller Indianer Nordamerikas.

Kulturell sind die Einheimischen auf die Invasion in keiner Weise vorbereitet, denn in ihrer Spiritualität oder ihren Traditionen finden sie keine Antwort auf diese neue Krise. Eingeschleppte Seuchen dezimieren nicht nur ganze Völker, sie zerrütteten auch deren religiöse Vorstellungen. Denn ihre herkömmlichen Rituale können weder Kranke heilen noch die Infek-

tionen verhindern. Und der Gedanke, dass ein Mensch Land kaufen – oder rauben – und dann für immer darüber verfügen kann, ist vielen Stämmen, die Jagdgründe und Felder gemeinsam nutzen, so fremd, dass sie nicht einmal eine Vorstellung von „Landbesitz“ haben.

Nachdem Kolumbus und seine paar Dutzend Männer gelandet sind, bleiben allen Indianern langfristig nur zwei bittere Konsequenzen: Unterwerfung und Anpassung – oder Kampf und Untergang.

Und doch ist gerade die Zersplitterung und relative Armut der Indianer Nordamerikas deren letzte große Chance. Während Konquistadoren die karibischen Indianer binnen weniger Jahre nahezu ausrotten und die Riesenreiche der Azteken und Inka lächerlich kleinen Erobererherren zum Opfer fallen, bleibt der Vormarsch der Spanier im 16. Jahrhundert in Florida und den Halbwüsten von New Mexico und Colorado stecken. Sie finden dort nicht das erhoffte Gold, sondern Stämme, die sich erbittert wehren. Auch die Holländer, Franzosen und Engländer – die Supermächte des 17. und 18. Jahrhunderts – haben jahrzehntelang alle Mühe, selbst kleine Vorposten in Nordamerika zu halten, ehe sie allmählich in die Offensive übergehen.

400 Jahre brauchen die Erben des Kolumbus, um ihre „Neue Welt“ zu erobern. Die Indianer liefern ihnen ein zähes Rückzugsgefecht – über den ganzen Kontinent. Ihr Widerstand wird einer der längsten Freiheitskämpfe der Geschichte, ein historisches Drama vor dem Hintergrund von Landraub und Mordlust, Gier und Verrat, Tapferkeit und Hinterlist. Am Ende bleiben den Unterlegenen nur die wertlosesten Fetzen ihres eigenen Landes:

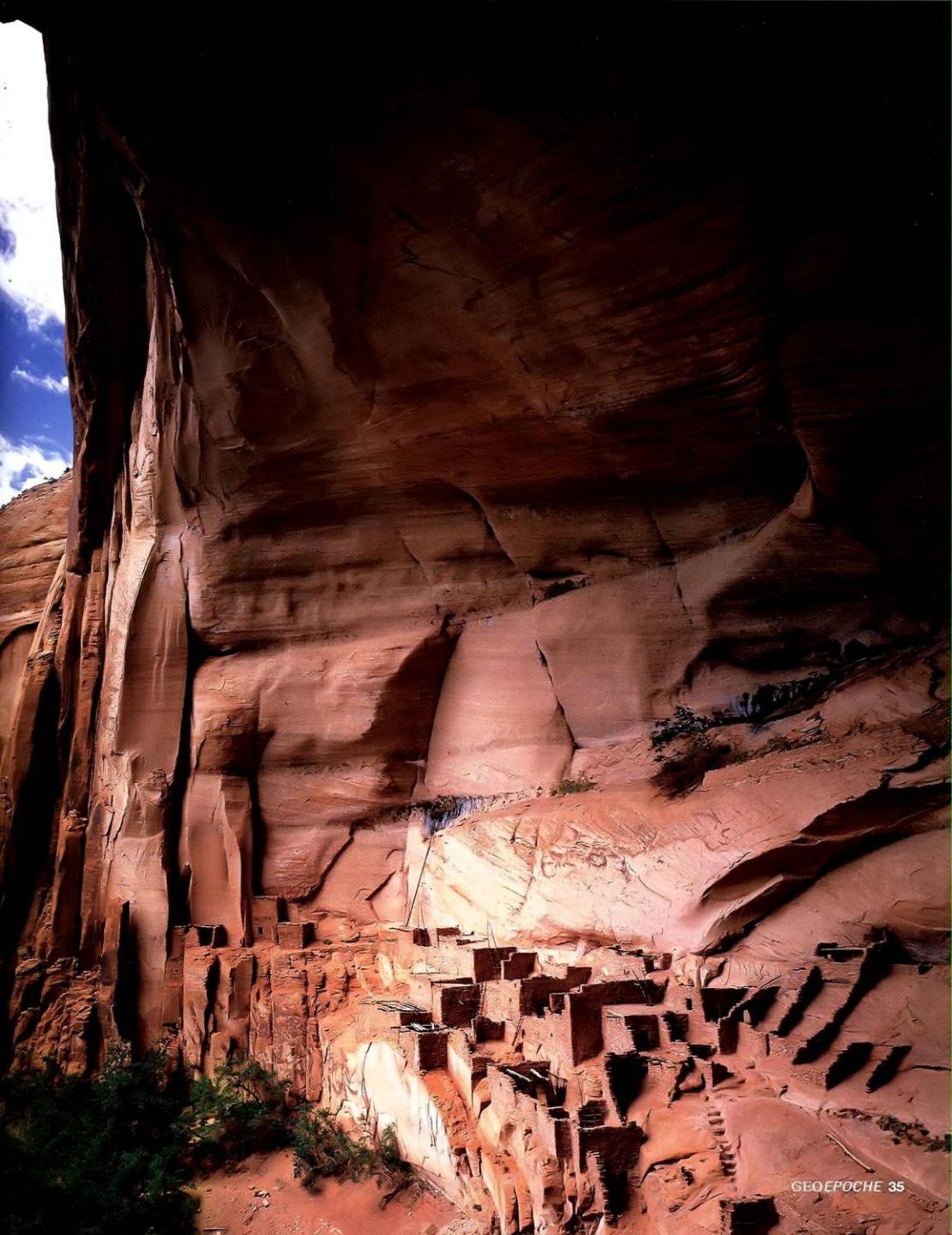
In den USA leben heute rund 1,5 der etwa zwei Millionen Indianer in insgesamt 278 Reservaten. Zusammen machen diese nur etwas mehr als zwei Prozent der Staatsfläche aus. □

Sie waren Priester und Händler, Bauern und Jäger. Sie bewässerten die Wüste und bauten ihre Städte in die Steilwände der Canyons, wie hier Betatakin in Arizona. Vom 8. Jahrhundert an erschufen die Anasazi Nordamerikas höchstentwickelte Kultur und beherrschten jahrhundertelang ein riesiges Gebiet. Doch um 1300 verließen sie ihre Felsensiedlungen – und verschwanden aus der Geschichte. Bis heute rätseln Archäologen, was sie vertrieben hat

Das verschollene Volk

ANASAZI





Die Kannibalen schlichen sich in den ersten Frühlingstage in das abgelegene Tal in der südwestlichen Halbwüste Nordamerikas. Ihr Ziel war die Siedlung eines Indianerclans: drei Grubenhäuser, in denen rund ein Dutzend Männer, Frauen und Kinder wohnten. Deren Hütten hatten einen kreisförmigem Grundriss und waren gut einen Meter tief in die Erde eingegraben: das Dach aus Zweigen und Lehm wurde von Pfosten aus Wacholderholz getragen. Daneben standen Vorratskammern, doch die waren bis auf eine Hand voll Maiskörner der letztyährigen Ernte leer. Die abgezehrten Menschen ernährten sich hauptsächlich von Wildpflanzen.

Der Überfall muss überraschend gekommen sein, denn die Bewohner hatten nicht einmal Zeit, sich in ihren Erdhäusern zu verschansen. Vielleicht konnten einige fliehen, vielleicht wurden sie von den Angreifern verschleppt: Sicher ist nur, dass drei Männer, eine Frau und drei Kinder – etwa 14, 11 und 7 Jahre alt – mit Keulen oder Steinen erschlagen wurden.



Keramiktöpfe mit dem charakteristischen Muster der Anasazi aus dem Chaco Canyon in New Mexico

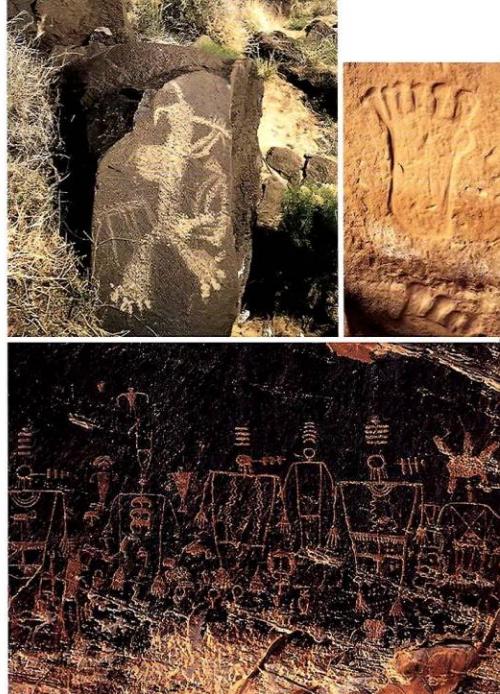
Die Angreifer zerhackten die Toten, schnitten mit Stein- klingen die Muskeln von den Gebeinen, um sie über dem Feuer zu braten. Sie saugten das Mark aus den zerbrochenen Knochen und legten die abgeschlagenen Köpfe der Kinder auf glühende Holzkohle, um das Hirn im Schädel zu garen.

Als die Aggressoren ihren Hunger gestillt hatten, warfen sie die Knochen in die Hütten – allein in der größten wurden später etwa 1150 Relikte menschlicher Gebeine gefunden. In einem bizarren Ritual platzierten sie zwei Männerköpfe links und rechts des Herdfeuers.

Die Schätzung der Opfer aber – Mahlsteine, Keramiktöpfe, Knochennadeln, Steinhammern, Sandalen aus Yucca-Fasern, Ketten aus polierten Truhahnknochen und Steinen – verschmähten die Angreifer. Ehe sie den Ort verließen, drang einer von ihnen noch einmal in eine Behausung ein und ging zum inzwischen erloschenen Herdfeuer, dem tatsächlichen und symbolischen Mittelpunkt, dem heiligsten Ort des Hauses. Dort hockte er sich hin und entleerte sich – eine letzte Geste der Verachtung.

So zumindest rekonstruiert der amerikanische Archäologe Brian R. Billman den Untergang einer Indianersiedlung im Jahre 1147 n. Chr., der Forscher die Codenummer 5MT10010 gegeben haben.

Sie liegt im Cowboy Wash, einem ausgetrockneten Tal im Südwesten des Staates Colorado. Billman und zwei Kollegen sind schon 1992 auf diesen Ort gestoßen, doch es dauerte Jahre, bis sie das Knochenpuzzle zusammensetzen konnten. Sie bargen sogar versteinerte menschliche Aus-



scheidung in der Herdasche. Richard Marlar, ein Pathologe und Biochemiker, fand darin Spuren von humanem Myoglobin, einer Substanz, die normalerweise nur im Muskel- und Knochengewebe, nicht aber im Verdauungstrakt vorkommt: ein Beleg dafür, dass jemand Menschenfleisch gegessen und verdaut hatte.

Im Frühjahr 2000 publizierten Billman und seine Kollegen ihr Ergebnis – und wurden dafür heftig angegriffen. Unzweifelhaft sind die Bewohner von 5MT10010 ermordet worden. Doch manche Forscher glauben, dass die Verstümmelung der Körper auf ein Begräbnisritual hindeute statt auf Kannibalismus. Noch weiß niemand, wer die Angreifer waren und weshalb

Ein Flöte spielender Buckelmann im Petroglyph National Monument in New Mexico, ein Fuß mit sechs Zehen im Chaco Canyon, eine Parade trapezförmiger Maskenmänner im Südosten von Utah: Die Anasazi hinterließen Tausende von Petroglyphen, doch sind diese Felszeichnungen bis heute unentschlüsselt

sie mit solcher Brutalität vorgenommen sind. Sicher ist jedoch die Identität der Opfer: Es waren Anasazi, Angehörige des geheimnisvollsten Indianervolkes Nordamerikas.

Um 700 n. Chr. schufen die Anasazi eine große und rätselhafte Kultur. Sie beherrschten ein etwa 400 000 Quadratkilometer umfassendes Gebiet, eine Landschaft der Extreme:



Die Pueblos von Chaco Canyon waren um das Jahr 1100 Zentren eines ausgedehnten Herrschaftsgebiets, des so genannten «Chaco-Systems». Straßen führten von hier bis zu 200 Kilometer entfernten Außensiedlungen. Insgesamt aber ging der Kulturräum der Anasazi weit über die Grenzen von Chaco hinaus

In den Felswänden ein Bilderreigen aus der Steinzeit

Bis zu 2600 Meter emporwachsende Hochebenen werden von zahllosen, oft mehrere hundert Meter tiefen Canyons zerrissen; dazwischen liegen große, flache Wüstenbassins.

Das Land ist trocken, nur wenige Flüsse versorgen die Randbereiche ganzjährig mit Wasser. Im Winter fällt Schnee, im Sommer kann die Temperatur nachts null Grad und tagsüber rund 40 Grad erreichen – dann ist es so heiß, dass Gewitterregen verdunstet, ehe er den Boden erreicht.

In dieser unwirtlichen Gegend bauten die Anasazi Städte und Kultorte, legten ein Straßennetz an und terrassierte Felder, schufen eine Kultur mit hochentwickelter Religion, Astronomie und Kunst.

Doch um 1300 verließen sie das Land, nicht ein Mensch blieb in der riesigen Region zurück. Die Anasazi verschwanden einfach aus der Geschichte. Selbst ihren wirklichen Namen kennen wir nicht. Anasazi – „Vorfahren eines anderen Volkes“ – nannten die Navajos sie, als sie Anfang des 16. Jahrhunderts von Norden kommend ins Land einwanderten und ehrfürchtig vor den verlassenen Monumenten standen. Sie nutzten die gut erhaltenen Siedlungen nicht, sondern bauten ihre eigenen in der Halbwüste. Denn ihnen galten die alten Plätze als von bösen Geistern bewohnt.

Meine Suche nach dem Geheimnis der Anasazi wird mich zu rätselhaften Felszeichnungen und aufgegebenen Städ-

ten führen, zu schnurgeraden Wüstenstraßen und verlassenen Felsenfestungen, zu einsamen Kultstätten und unvollendeten Heiligtümern. Und je mehr ich über das verschollene Volk erfahren werde, desto rätselhafter wird es mir erscheinen.

Das Tal der Steinbilder

Die Reise beginnt in den Vororten von Albuquerque. Im Nordwesten der größten Stadt von New Mexico liegt der Rinconada Canyon, ein halbrunder, knapp zwei Kilometer durchmessernder Trichter aus Stein und Sand. Der feine, gelbe Sandboden speichert die Sonnenhitze, die gut 100 bis 200 Meter steil wie Stadionränge ansteigenden

Flanken des Canyons sind mit grauschwarzen Basaltbrocken aller Größen bedeckt, Spuren eines alten Vulkanaustrichs.

Vorsichtig, um keine Klapverschlüsse aufzuschneiden, steige ich zwischen den Felsen auf – und stehe plötzlich in einem steinzeitlichen Bilderreigen: Menschen mit viereckigen Körpern, strichförmigen Gliedmaßen und ungewöhnlich kleinen, vielleicht mit Masken bedeckten Köpfen; Hände und Füße; Vögel, Schlangen und Eidechsen; gezackte Linien, Kreise und Spiralen. Alle Darstellungen sind in den Basalt gekratzt; die schwach ockerfarben schimmernden Zeugnisse einer erwachenden Hochkultur.

Seit mindestens 11 000 v. Chr. leben Menschen im Süd-

westen der USA. Anfangs waren es Nomaden, die sich von der Jagd und Wildpflanzen ernährten. Spätestens im ersten Jahrtausend v. Chr. aber legten sie die ersten Maisfelder an. Mais war zuerst in Mittelamerika gezüchtet worden, und sein Anbau sowie der fast zeitgleich eingeführte Kürbis und die einige Jahrhunderte später folgenden Bohnen machten aus den Nomaden sesshafte Bauern.

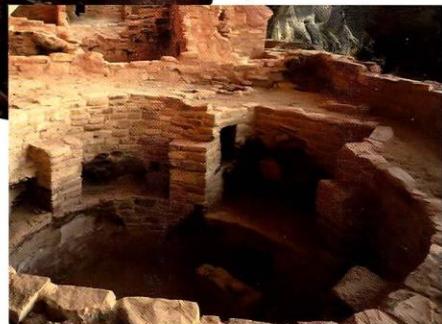
Zwischen 200 und 500 n. Chr. schuf ein unbekannter Handwerker den ersten Topf aus gebranntem Lehm. Bis dahin waren aus Pflanzenfasern und Zweigen kunstvoll geflochtene Körbe Allzweckbehälter gewesen, die – mit Pinienharz verklebt – wasserdicht waren. Mittels erhitzter Steine konnte in ihnen sogar gekocht werden.

Die neuen Tongefäße aber erwiesen sich als dauerhafter, wasserdichter und unempfindlicher gegen Hitze. Die Indianer formten ihre Gefäße aus dünnen Tonwüslen, die sie übereinander legten. Sie strichen die Flächen glatt und dekorierten die Außenseiten mit einfachen Rillenornamenten oder abstrakten Mustern in Schwarzweiß.



Eine etwa 1000 Jahre alte ringförmige Kanne, gefunden in Arizona

Nur langsam geben die Ruinen ihre Rätsel preis



Die Kiva, das Rundhaus, war Kultraum und Arbeitsstätte

Ungefähr zur gleichen Zeit vervollkommenen die Indianer des Südwestens ihre Fähigkeit, Zeichnungen in den Fels zu kratzen. Und so wie die Schalen und Kannen sich im Laufe der Jahrhunder te nur noch wenig veränderten, blieb auch die Kunst der Petroglyphen bis zum Erlöschen der Anasazi-Kultur erstaunlich einheitlich.

Um 700 n. Chr. begann die Blütezeit der Anasazi. An manchen Orten errichteten sie erstmals große oberirdische Raumkomplexe, Städte, in denen bis zu 600 Menschen lebten: die Pueblos. Deren Zentren waren die *kivas* – drei bis fünf Meter tief in die Erde getriebene Raumzyylinder, meist mit flachem, von hölzernen Pfosten getragenen Dach, das bündig mit dem Boden abschloss. Über eine vom Dach hinabführende Leiter gelangte man ins Innere, und die Einstiegssöffnung war zugleich Rauchabzug für die darunter liegende Feuerstelle. Kleine Bodenöffnungen waren mit Fellen oder Hölzern bedeckt und dienten als Fußtrommeln, ein winziges Loch annähernd in Raummitte war das *sipapu* – Symbol für die Öffnung der Erde, aus der alle Menschen hervorgegangen waren.

Immer wieder stoßen Forscher auf Spuren der Gewalt bei den Anasazi. So zeigt dieser Schädel einer ungefähr 20-jährigen Frau aus Mesa Verde, dass sie mit einem Pfeilschuß in den Kopf getötet worden ist

Die Kiva war Arbeitsstatt und Kultraum zugleich: Hier arbeiteten die Männer und Frauen, hier versammelten sie sich zu religiösen Festen, um Regen zu erflehen oder eine Krankheit aus dem Körper eines Clanmitgliedes zu vertreiben.

Das zumindest glauben die Archäologen. Doch ihnen fehlt dafür jeglicher Beweis, sie arbeiten mit Analogien zum Leben heutiger Pueblo-Indianer, etwa der Hopi und Zuni. Diese leben zwar südlich des ehemaligen Anasazi-Landes, sind aber womöglich die kulturellen, vielleicht sogar die direkten Nachfahren der Anasazi. Die Religionen und Bräuche der Pueblo-Bewohner könnten deshalb der Schlüssel zu jener untergegangenen Zivilisation sein. Und da in den Pueblos von heute zylindrische Ki-

vas kultischen und profanen Zwecken dienen, wird vermutet, dass sie früher zu den gleichen Zwecken genutzt wurden sind.

Ein Rätsel sind auch die Petroglyphen: Tausende von Steinbildern haben die Anasazi hinterlassen – Chiffren eines gigantischen kryptologischen Rätsels. Steht die Spirale für die mythische Erdöffnung, aus der die ersten Menschen kamen? Oder ist sie ein Zeichen für einen neuen, seltsamen Stern, der einst am Nachthimmel strahlte – vielleicht das Leuchten der Supernova von 1054? Und warum werden immer wieder sechsfingrige Hände abgebildet: magisches Symbol oder Indiz dafür, dass bei den Anasazi diese Missbildung ungewöhnlich häufig aufgetreten ist?

Velleicht ist irgendwo in diesen Zeichen auch die Lö-

sung für das nächste Rätsel der Anasazi versteckt: weshalb aus einer lose organisierten Kultur kleiner Dörfer mit Bauern und Töpfern plötzlich ein übergregionales, straff organisiertes politisch-religiöses Gebilde entstand.

Die Ruine in der Wüste

Zwei Stunden nordwestlich von Albuquerque öffnet sich vor mir auf einmal ein Canyon, ein mächtiger Graben in der sonst nur leicht gewellten Landschaft. Bizar gezackte Felsen stehen wie Burgen vor dem sanft abfallenden Zugang zu einem ungefähr 40 Kilometer langen, etwa ein Kilometer breiten und gut 150 Meter tiefen Riss in der Erde: Chaco Canyon.

Die südliche Flanke des Grabens steigt mäßig steil bis zur Halbwüstenebene an und ist mit niedrigen Büschen, Kakteen und Beifuß bewachsen. Die Nordseite ragt lotrecht auf wie eine Zyklopemauer. Der schroffe, von senkrechten Spalten durchzogene Sandstein leuchtet in der Mittagssonne weiß, gelb, ocker und rot.

Der einzige sichtbare Weg nach oben ist ein langer, nicht einmal schulterbreiter Riss in einem riesigen Sandsteinblock, durch den ich einigermaßen sicher klettern kann: Von der Erosion abgesprengte Steinruinen haben natürliche Treppen gebildet. Die Ebene 150 Meter oberhalb des Canyons besteht aus waagrech aufeinander liegenden, von Wind und Sand polierten Steinplatten, in die sich niedriges Buschwerk gekräzt hat.

Von hier oben blicke ich auf die Ruinen einer Siedlung hinab, die einmal das Zentrum eines Großreiches gewesen sein muss: Unter mir am

Grund des Canyons liegt der Pueblo Bonito, ein halbkreisförmiges Ensemble von Steinbauten, so groß wie zwei Fußballfelder. Um das Jahr 900 n. Chr. haben Anasazi-Baumeister mit seiner Errichtung begonnen und über etwa sieben Generationen den Bauplan streng verfolgt.

Die runde, der Steilwand zugewandte Seite war einst vier, vielleicht sogar fünf Stockwerke hoch: die Raumfluchten werden zum Rand des Halbrunds immer niedriger und sind an der geraden Seite nur eingeschossig. Im

Innern lagen Plätze und zwei große Kivas, die Hunderten von Menschen Platz boten, sowie 30 kleinere Kivas und mehr als 600 Räume mit rechteckigem Grundriss.

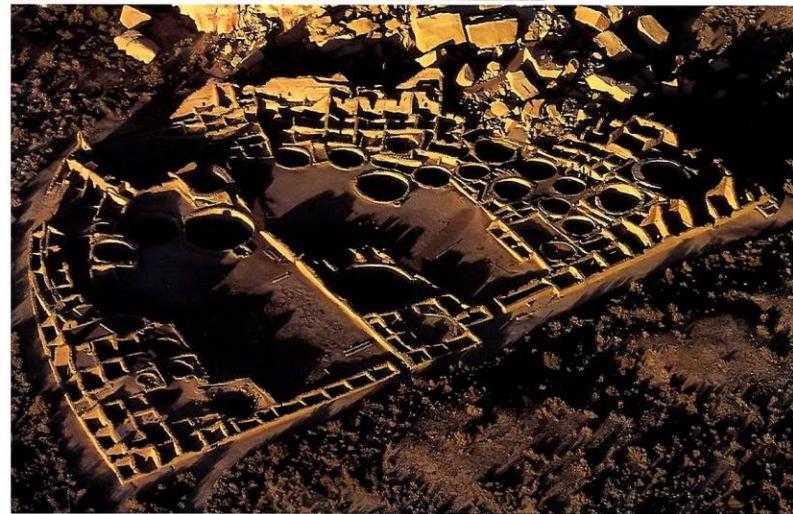
Mindestens eine Million Sandsteine mit einem Gesamtgewicht von über 30 000 Tonnen haben die Anasazi aus der Canyonwand gebrochen, präzise behauen und mit Lehm Mörtel zu einem raffiniert konstruierten zweischaligen Mauerwerk verbaut. Über 20000 Baumstämme – jeder sorgfältig entrindet und luftgetrocknet – trugen Dächer und

Zwischendecken. Die nächsten Wälder mit Douglasfichten und Ponderoskiefern lagen damals wahrscheinlich 80 Kilometer entfernt. Die Anasazi kannten weder das Rad, noch besaßen sie Tragtiere – jeder Stamm muss also mit Menschenkraft durch die Halbwüste geschleppt worden sein.

Um 1100 hat Pueblo Bonito den Zenit seiner Entwicklung erreicht. Frauen und Männer arbeiten auf den beiden großen offenen Plätzen und den Dächern der Raumfluchten und Kivas. Wer etwas in den nur durch wenige Öffnun-



Die Häuser und Kivas in Pueblo Bonito, der größten Stadt im Chaco Canyon, waren aus behauinem Sandstein gemauert. Balken trugen die – längst eingestürzten – Decken. Zum Zerreissen der Maiskörner auf flachen Steinen knieten die Frauen nieder



Wie viele Chaco-Städte bildete auch Pueblo Bonito einen Halbkreis





Der Canyon
birgt das Geheimnis eines
Riesenreiches

Für die 14 Städte im Chaco Canyon, darunter Pueblo Bonito (links) und Chetro Ketl, sowie Hunderte kleinerer Siedlungen mussten die Anasazi 200 000 Baumstämme und über zehn Millionen Sandsteinblöcke ins Tal schaffen: eine schwer zu koordinierende Massenarbeit, die nur von einer straff organisierten Gesellschaft zu bewältigen war

gen erhellten Innenräumen zu tun hat, gelangt auf Leitern über die Dächer hinein. Aus diesen Zugängen steigen dünne Rauchsäulen der Herdfeuer auf.

Die Menschen sind im Sommer nur mit Lendenschurz und geflochtenen Sandalen bekleidet. Alle haben unnatürlich abgeflachte Hinterköpfe – Folge des Brauchs, Babys fest an Tragewiegen zu binden.

Die Männer bestellen die Felder im Canyongrund vor dem Pueblo. Regenwasser, das über der Halbwüste oberhalb des Canyons niedergegangen ist, wird mit Dämmen und in den Fels gegrabenen Rinnen über die lotrechte Wand auf die Mais-, Kürbis- und Bohnenfelder geleitet.

Die Frauen knien vor kleinen steinernen Platten, auf die sie Maiskörner werfen und mit runden Steinen zermahlen, oder sie fertigen Schalen und Töpfe aus Ton; die komplizierten Schwarzweiß-Muster werden von der Mutter an die Tochter weitergegeben.

Die Existenz von Pueblo Bonito an einem Ort wie Chaco Canyon wäre allein schon erstaunlich, doch es ist fast unglaublich, dass es in der Umgebung 13 weitere „Great Houses“ gab, wie die Forscher

diese ummauerten Städte nennen. Etwas kleiner und nicht ganz so alt, aber ähnlich imposant, sorgfältig geplant und gebaut wie Pueblo Bonito.

Die Great Houses scheinen weniger nach landschaftlichen oder strategischen Gesichtspunkten angelegt worden zu sein als nach astronomischen. Fast alle sind in Nord-Süd- oder West-Ost-Achse ausgerichtet. In Pueblo Bonito ist eine Tür erhalten geblieben, die eine Eckwand durchbricht. Sie war so angeordnet, dass die aufgehende Sonne am Tag der Wintersonnenwende ihre Strahlen genau durch diese Öffnung in den dahinterliegenden Raum warf.

Daneben fanden Archäologen im Chaco Canyon noch zehn alleinstehende „Great Kivas“ mit Durchmessern von bis zu 19 Metern sowie Hunderte kleiner, weniger sorgfältig geplanter Siedlungen.

Irgend jemand muss über lange Zeiträume diese gewaltigen Bauvorhaben geleitet haben. Insgesamt sind schätzungsweise 200 000 Baumstämmen und über zehn Millionen Sandsteinblöcke herangeschafft und verarbeitet worden: eine koordinierte Massenarbeit, die ein Indiz ist für eine hierarchische, straff organisierte Gesellschaft.

Haben Könige oder Priester diese Schuferei befohlen? Türkise, die aus den Santa Fe Mountains gebrochen und die als Handelsware oder als Tribut nach Chaco gelangt waren, wurden sowohl in den Great Houses als auch in den kleinen Siedlungen gefunden – allerdings in unterschiedlicher Form: In den Großkomplexen entdeckten Ausgräber Anhänger aus Türkis und Schmuckstücke wie eine Froschfigur aus schwarzer, polierter Pechkohle mit einge-

legten Augen oder eine vierstrangige Kette aus Türkis – Luxuswaren.

In den Dörfern dagegen fanden sie nur Türkissplitter – also Reste der Verarbeitung. Lebte in den kleinen Siedlungen das einfache Volk, dessen Handwerker jene Schmuckstücke schufen, mit denen sich die Herrschenden in den großen Pueblos schmückten?

Doch wo lagten die Gräber dieser Herrscher? In der Nähe der Dörfer fanden Archäologen so viele – schlichte – Beigräbnisse, wie nach Größe und Besiedlungsdauer der Anlagen zu erwarten waren. Bei Pueblo Bonito und den anderen Great Houses hingegen fanden sie zwar Tote mit reichen Grabbeigaben, aber sie entdeckten selten mehr als 20 Gräber – viel zu wenig Leichname für eine mehrere hundert Jahre währende Besiedlung, selbst wenn nur eine sehr kleine Elite in der Nähe der Großkomplexe hätte bestattet werden dürfen. Wurden die Gräber vielleicht irgendwo in der Wüste angelegt, außerhalb des Canyons?

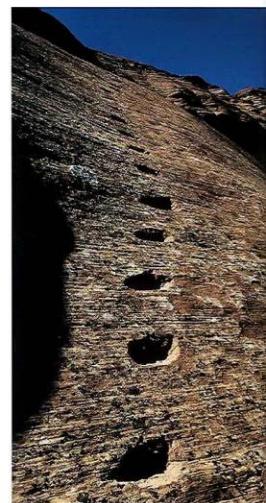
Das Geheimnis der Straßen

Inzwischen sind die Forscher sicher, dass Chaco keine isolierte, auf den Canyon und dessen Umland beschränkte Kultur gewesen sein kann. Seit den siebziger Jahren, seit Archäologen systematisch das unzugängliche Gelände um den Canyon zu Fuß erkunden und zudem Luftbilder auswerten können, wird immer deutlicher, dass Chaco Zentrum eines viel größeren und komplexeren Gebildes mit einem weit verzweigten Straßensystem gewesen ist.

Über 200 Kilometer sind bis heute ermittelt worden;

manche Forscher vermuten, dass die Gesamtlänge einst über 2400 Kilometer betragen hat. Die Anasazi haben, vermutlich nur nach Augenmaß, erstaunlich gerade Wege durch die Wüste gelegt: meist haben sie nur die Strecke sorgfältig von Geröll und Gebüsch gereinigt, an einigen Stellen aber sogar den Felsen bearbeitet. Lag ein sehr großer Felsen im Weg, dann schlügen sie lieber eine Treppe hinein, als ihn zu umgehen.

Manche Straßen führen zu „Außenstädten“, zu Satelliten-Pueblos von zum Teil erstaunlicher Größe. Deren Architektur und die in ihnen gefundene Keramik stimmt mit der von Chaco überein. Der Anthropologe Stephen Lekson vermutet, dass der Wüstencanyon Zentrum eines rund 260 000 Quadratkilometer großen Gebiets gewesen ist: Der Einfluss von Chaco



Himmelsleiter: Viele Siedlungen, wie diese im Canyon de Chelly, Arizona, waren nur über in den Fels gehauene Stufen zu erreichen



Frosch aus Pechkohle und Türkis: ein Schmuckstück aus Pueblo Bonito

reichte vom südlichen Colorado bis ins nördliche Mexiko, von der Region um Santa Fe bis nach Arizona und Utah.

Die Menschen von Chaco haben Handel getrieben: Türkise aus den Santa Fe Mountains, rote Papageien und Kupferglocken aus Mittelamerika sowie Muschelschalen von der kalifornischen Küste gehörten zu den begehrten, gegen dekorierte Keramik eingetauschten Waren. Vielleicht haben die Herrscher von Chaco sogar über Armeen verfügt, die sie jenseits des Canyons aussandten – auch wenn die Ruinen keine Hinweise auf gewaltsame Auseinandersetzung liefern.

Doch was sollten wandern-de Händler oder auch Truppen auf bis zu neun Meter breiten Straßen? Wohin sollten manche der Wege führen, die abrupt irgendwo in der Wüste enden? Und welchen Zweck sollten Straßen haben, die viele Meilen lang parallel nebeneinander laufen?

Stephen Lekson glaubt, dass das „Chacoan Regional System“ selbst zur Blütezeit dieses „Staatswesens“ zwar riesig, aber karg gewesen ist. Archäologen schätzen anhand der Zahl der Feuerstellen und gefundener Keramikscherben sowie der maximal nutzbaren Anbaufläche im Chaco Canyon, dass dort insgesamt nie mehr als 4000 bis 6000 Menschen gelebt haben – und im gesamten Einflussbereich höchstens 30 000 Einwohner. Und selbst die größten Außensiedlungen können kaum mehr als ein paar Hundert Einwohner beherbergt haben. Die Halbwüste war also zum großen Teil menschenleer.

Niemals, so Lekson, sei hier der Handel so intensiv, seien Armeen so groß gewesen, als dass man dafür ein



Die Stadt Chetro Ketl im Chaco Canyon zeigt verblüffende Ähnlichkeiten zu Bauten aus Mesoamerika. Die Löcher im Boden einer benachbarten Kiva waren vielleicht fellbespannte Fußstrommeln



derart großzügig ausgebautes Wegesystem benötigt hätte. Leksons Schluss: Die Straßen müssen kultische Funktionen gehabt haben.

Chaco könnte das spirituelle Zentrum einer größeren Region gewesen sein, vielleicht gar das aus späteren Indianermythen bekannte „Weiße Haus“, der heilige Ort der Mitte – Pendant zum „Nördlichen Ort“, dem mythischen Eingang zur Unterwelt im Norden. In gewisser Weise also eine Art Himmel auf Erden.

Lekson sieht Pilgerscharen von weither tagelang gen Chaco ziehen. Die übertriebene Breite der Straßen, deren absurde Geradlinigkeit, ja selbst manches abrupte Ende in der Wüste bekämen so einen Sinn: Vielleicht führten diese Wege zu heiligen Orten in der Wildnis, zu Plätzen von besonderer sakraler Bedeutung.

In den Great Houses hätten demnach vielleicht nur 50 bis 100 Menschen – etwa Priester – gelebt. Und die großen Kivas und Raumfluchten hätten dazu gedient, zu bestimmten Zeiten Pilgerscharen und die zu deren Versorgung nötigen Vorräte aufzunehmen.

Kamen die Herrscher der Pueblos einst aus Mittelamerika?

Bei Pueblo Bonito und den anderen Komplexen handele es sich somit um keine Wohn-, sondern um Kultstätten.

Lekson zufolge war Chaco Canyon das Herz einer „rituellen Landschaft“, in der jeder Berg, jeder Felsen, jede Quelle, jede Siedlung und deren Ordnung zueinander religiöse Bedeutungen hatten; nichts in dieser Welt war in den Augen ihrer Bewohner zufällig.

Beweisen kann der Anthropologe aus Colorado all das nicht. Doch keine der anderen Theorien vermag so viele scheinbar widersinnige Aspekte der Chaco-Kultur zu erklären.

Allerdings schafft auch Lekson eines nicht: einen Grund dafür angeben, weshalb

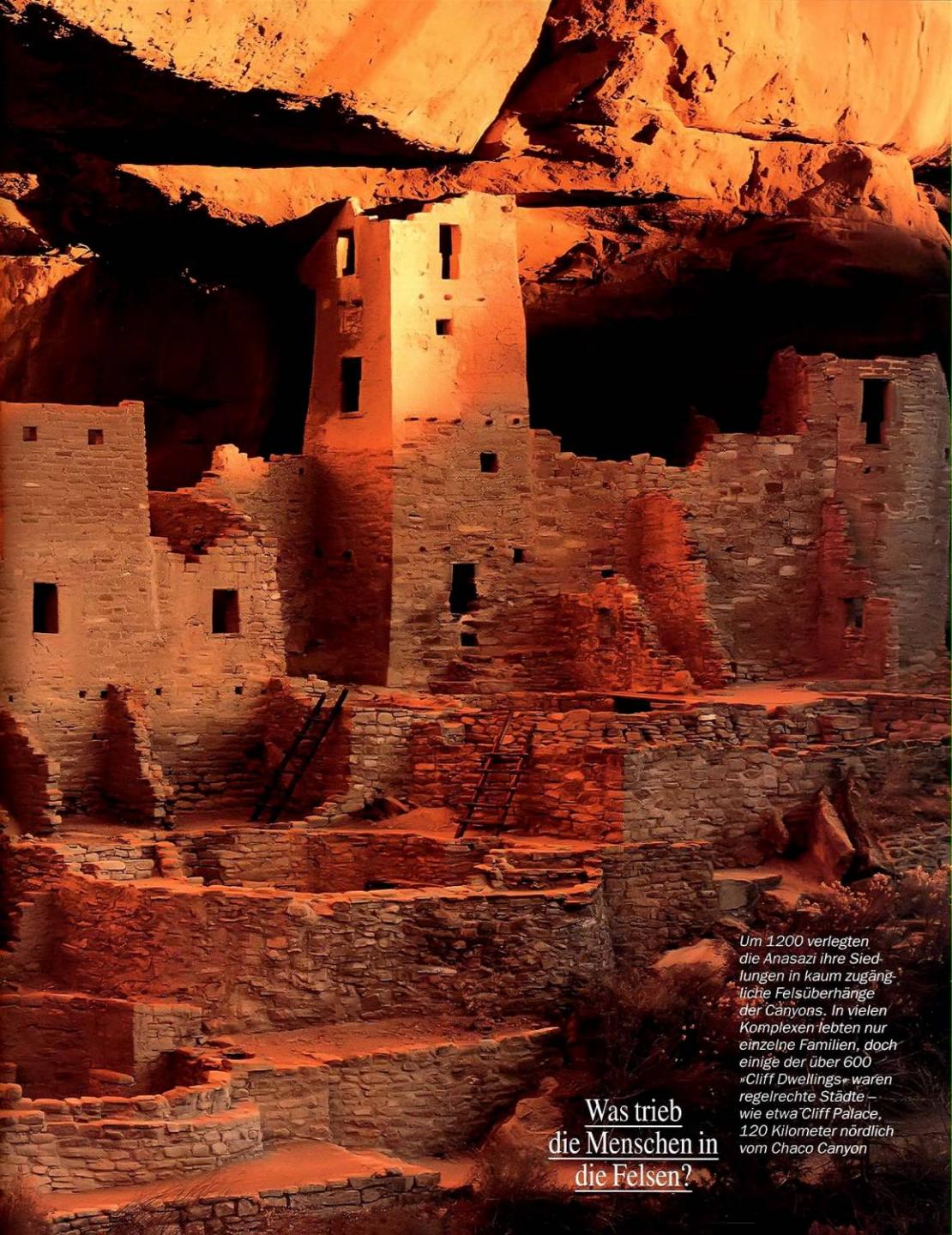
dieses ausgefeilte System so plötzlich kollabiert ist.

Die tödliche Trockenzeit

Aus den Jahresringen der beim Bau verwendeten Stämme können Archäologen heute eine verlässliche Chronologie erstellen. Zudem geben die Baumringe ebenso wie Pflanzenreste (Pollen, Samen, Kerne) in alten Aschestellen und die in der seit langem hier herrschenden Trockenheit erhaltenen Rattenester Hinweise auf das frühere Klima. All diese Daten zeigen, dass im Jahr 1130 eine Dürreperiode eingesetzt hat, die ein halbes Jahrhundert währt.

Die Anasazi von Chaco Canyon hatten schon zuvor





Was trieb
die Menschen in
die Felsen?

Um 1200 verlegten die Anasazi ihre Siedlungen in kaum zugängliche Felsüberhänge der Canyons. In vielen Komplexen lebten nur einzelne Familien, doch einige der über 600 „Cliff Dwellings“ waren regelrechte Städte – wie etwa Cliff Palace, 120 Kilometer nördlich vom Chaco Canyon

schwere Trockenzeiten überstanden, doch diesmal hielten sie nicht durch: Nach 1130 wurde kein Baum mehr geschlagen, um die Great Houses auszubauen oder instandzuhalten. Binnen weniger Jahre rafften die Einwohner ihre Habseligkeiten vom Mahlstein bis zur Schmuckkette zusammen und zogen fort.

Ein Öko-Kollaps? Gab der über die Jahrhunderte ausgelaugte Boden nicht mehr genügend Ertrag her für eine ständig wachsende Bevölkerung, zumal in Zeiten einer Dürre?

Wenn es so war, dann muss die Not gewaltig gewesen sein, denn es sind weltweit in der Geschichte nur wenige Beispiele bekannt, in denen ein Bauernvolk sein angestammtes Land bis auf den letzten Mann verließ, um niemals wiederzukehren. Und wenn zudem Chaco ein spirituelles Zentrum, gar das verheißene „Weiße Haus“ gewesen ist, dann muss die Situation so verzweifelt gewesen sein, dass selbst die Religion keinen Trost mehr bot. Die Menschen müssen sich von den Göttern verlassen gefühlt haben.

Oder kehrten sie, ganz im Gegenteil, dem Canyon jährling für immer den Rücken?



Für den Anthropologen Christy Turner ist der Zusammenbruch von Chaco nicht Folge einer Umweltkatastrophe, sondern einer sozialen Implosion. Er war – bereits 1969 – der erste, der das bis dahin verbreitete Bild der Anasazi als friedliebendes Bauernvolk in Frage stellte.

Turner waren Knochen aufgefunden mit Kratzspuren, als wäre das Fleisch abgezogen worden; andere waren so zertrümmert, als hätte man sie verkürzt, damit sie in einen Kochtopf passten.

Schon vor Turner hatten Archäologen Hinweise auf Kannibalismus entdeckt, doch niemand war in seinen Folgerungen so radikal wie der Mann aus Arizona: Für ihn war der rituelle Verzehr von Menschenfleisch von großer Bedeutung in einer keineswegs pazifistischen Anasazi-Gesellschaft.

Inzwischen glaubt Turner, 38 kannibalische Fundstätten identifizieren zu können, an denen insgesamt mindestens 286 Opfer verzehrt worden sind – zu viele, als dass sie als Einzelfälle abgetan werden könnten.

Der Fluch der Kannibalen

In seinem Buch „Man Corn“ entwirft Turner ein ebenso grandioses wie Furcht erregendes Bild: Rituelle Menschenopfer waren erwiesenermaßen Brauch bei manchen mittelamerikanischen Hochkulturen. Nach Turner könne sich um das Jahr 900 eine kleine Truppe von Tolteken gen Norden aufgemacht haben. Diese Konquistadoren hätten die Anasazi unterworfen und ihr Reich fortan von Chaco Canyon aus regiert.

Bei einem der Great Houses fanden Archäologen einen To-

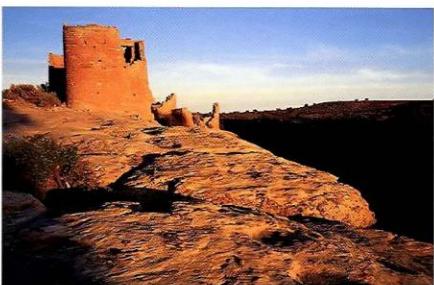
tenschädel mit angespitzten Zähnen: ein Brauch, der nur aus Mittelamerika bekannt ist. In Chetro Ketl, einem Nachbarkomplex von Pueblo Bonito, wurde ein großer freier Platz von einer Pfeiler-Kolonnade begrenzt – eine architektonische Form, die sonst im Südwesten der USA unbekannt ist, nicht aber in Mittelamerika.

Die fremde Herrscher schicht könnte ihre Macht durch Terror gesichert haben – durch den größten Schrecken, den sie bei den Unterjochten überhaupt auslösen konnten: Sie aßen sie auf.

Turner glaubt, Kannibalismus sei das Mittel gewesen, um die Anasazi gefügig zu halten – bis zu jener Dürreperiode um 1130. Dann sei die Herrschaft der Menschenfresser, die vielleicht schon durch die Dürre und die davon ausgelösten Missernten ins



Eine Sandale aus Yuccafasern, die sich im trockenen Klima New Mexicos erhalten hat



Die Felsensiedlungen der Anasazi waren praktisch uneinnehmbar. Im Grand Canyon legten sie Vorratskammern hoch über dem Colorado an. Bei Hovenweep, Utah, errichteten sie direkt am Rande des Abgrunds Türme, die an europäische Burgen erinnern

Städte wie Festungen – doch wer war der Feind?

Schwanken geraten war, durch eine Revolte zerstört worden. Die befreiten Anasazi hätten das Tal des Schreckens verlassen, und anschließend sei Chaco Canyon 800 Jahre lang menschenleer geblieben – ein Ort, auf dem ein Fluch lag.

(Brian Billman und seine Kollegen – die Entdecker der Menschenfresseropfer in Cowboy Wash mehr als 100 Kilometer nordwestlich von Chaco Canyon – glauben dagegen nicht an die Existenz toltekischer Menschenfresser: Es gebe kein Indiz dafür, dass die Siedlung „unter der Kontrolle von Chaco gestanden habe“. Zudem seien in der Region außer aus der Fundstelle 5MT10010 weitere Fälle von Kannibalismus bekannt. Alle werden auf die Zeitspanne von etwa 1150 bis 1175 datiert – also nach dem Kollaps des Chaco-Phänomens, nicht zu dessen Blüte.)

Die Menschen aus Chaco Canyon jedenfalls wanderten, so vermutet Turner, um 1130 rund 100 bis 120 Kilometer nach Norden, wo es schon viele Siedlungen gab, mit denen sie seit langem Handel getrieben hatten. Niemand weiß, ob sie – womöglich wegen der katastrophalen Missernte von Hunger und religiöser Verwirrung getrieben – als Eroberer oder als Flüchtlinge kamen.

Die Trutzburg im Felsen

Auch im Norden lebten seit Jahrhunderten Anasazi: Angehörige eines Kulturkreises, dessen Zentren sich in großen Canyons erstreckten – im Canyon de Chelly in Arizona, bei Hovenweep in Utah, im

Goodman Canyon und in Mesa Verde in Colorado, dem Namensgeber dieser Kultur. Und ebendorf, in Mesa Verde, sollten die Anasazi ihre letzte, ebenso spektakuläre wie bizarre Blütezeit erleben.

„Mesa Verde“, grüner Tisch, nannten spanische Entdecker im 16. Jahrhundert ein 24 mal 32 Kilometer großes Plateau im südlichen Colorado, das sich 600 Meter nahezu lotrecht aus den sanft gewellten Ausläufern südlich der Rocky Mountains erhebt.

Die Luft oben ist heiß, aber so klar, dass ich die 160 Kilometer entfernten San Juan Mountains gut erkennen kann. Das Plateau liegt 1800 bis 2600 Meter über dem Meeresspiegel, es duftet wie am Mit-

telmeer nach Pinien, Wacholder, Beifuß und heißem Sand. Die Wälder sind licht, die meisten Bäume kaum doppelt mannshoch – verkrüppelt von heißen Sommern, strengen Wintern und Wassermangel.

Die Mesa wird von rund zwei Dutzend kilometerlangen Canyons zerschnitten – 200 bis 300 Meter tiefen und beinahe ebenso breiten, weiß, gelb und ocker schimmernden Felsenrissen. Die Wände fallen lotrecht ab, bis sie auf uralte, längst von Bäumen und Büschen bewachsene Geröllhalde treffen, die im steilen Winkel bis zum Talgrund führen.

Die einzigen Wasserquellen liegen versteckt in Nischen der Steilwände, 200 bis 270 Meter über dem Talgrund. Das Hochplateau besteht zum größten Teil aus Sandstein, der Schnee und Regen aufsaugt wie ein Schwamm. 30 bis 100 Meter tiefer verhindert eine wasserdichte Schicht, dass die Niederschläge noch weiter hinunterdringen. Sie fließen seitlich ab – und treten als Rinnale aus den Canyonwänden.

Spätestens um 500 n. Chr. haben Anasazi die Hochebene von Mesa Verde besiedelt. Die geringen Niederschläge reichten nur zur Bewässerung der Felder. Wasser für den tägli-



chen Bedarf holten die Indianer aus Quellen in den Steilwänden, zu denen sie, beladen mit Tonkrügen oder Körben, in waghalsigen Klettereien hinabstiegen.

Sie trieben wahrscheinlich mit Chaco Handel, doch scheinen sie nie zu dessen „System“ gehört zu haben: Ihre Keramik ist mit breiteren, kräftigeren Schwarzweiß-Or-

namenten verziert als die des Südens, und ihre Kivas haben einen viereckigen Annex, was auf religiöse Unterschiede, zumindest aber andere Rituale hindeutet. Man weiß heute nicht einmal, ob die Menschen von Chaco und Mesa Verde dieselbe Sprache gesprochen haben.

Nur soviel ist klar: Anfangs lebten die Anasazi von Mesa Verde *auf* dem Hochplateau. Erst um 1190 – kurz nach dem Zusammenbruch von Chaco 120 Kilometer südlich und dem Ausbruch kannibalischer Gewalt in Cowboy Wash wenige Meilen westlich – verließen die Anasazi ihre Siedlungen auf der Hochebene und zogen in die schwer zugänglichen Canyonwände.

Sie bauten Nischen unter Felsüberhängen aus, indem sie dort Räume, Kivas und Türme aus Sandstein hineinsetzten. Oft sind es nur winzige Komplexe, die gerade einer

Familie Platz geboten haben. Doch mindestens ein Dutzend der über 600 so genannten „Cliff Dwellings“ an den Canyonwänden Mesa Verdes sind regelrechte Felsenstädte.

Die größte Anlage – „Cliff Palace“ – liegt in einer 99 Meter langen, bis zu 27,5 Meter tiefen und 18,3 Meter hohen Nische von Mesa Verde: 217 Räume, 23 Kivas, ein runder und ein viereckiger Turm; Platz genug für 200 bis 250 Menschen.

Zur gleichen Zeit gehen die Anasazi auch in anderen Canyons in den heutigen Staaten Colorado, Utah und Arizona daran, Siedlungen in Steilwänden anzulegen. Warum?

Manche, aber längst nicht alle Felsenstädte liegen an den kostbaren Wasserstellen. Die Nischen schützen das empfindliche Sandstein-Lehm-Mauerwerk vor Regen und Schnee. Und viele Komplexe sind so angeordnet, dass die

tief stehende Wintersonne sie bescheint und in der kalten Jahreszeit erwärmt, während die hoch stehende Sommersonne sie nicht erreicht, es in den Nischen also angenehm kühl bleibt.

Doch kann dies die immensen Nachteile aufwiegen? Vor und nach jeder Arbeit – auf den hochgelegenen Feldern, zur Jagd oder zum Handel – müssen die Menschen haarrüttelnde Kletterpartien absolvieren. Es muss ein Himmelfahrtskommando gewesen sein, einen Korb erntefrischen Mais, einen erlegten Hirsch oder gar Bausteine und Baumstämmen zur Felsensiedlung hinabzutransportieren. Die meisten Anlagen waren zum Abgrund hin durch keine Mauer oder Balustrade geschützt – ein lebensgefährlicher Platz für Kinder.

Ich besuche mit Bob Smith, einem Archäologen und Ranger der Nationalparkverwal-



Stehen die Zeichen für Tätowierungen? Gemusterter Tonkopf aus Pueblo Bonito



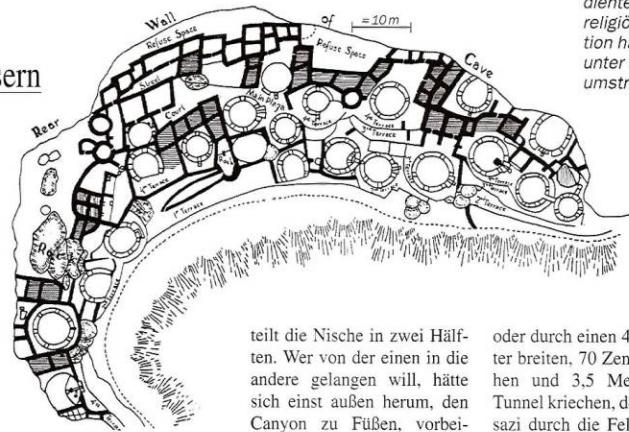
Cliff Palace, die größte Felsensiedlung im Hochland von Mesa Verde, wurde um 1200 in einer bogenförmigen Canyon-Nische erbaut. Der Grundriss zeigt die kreisförmigen Kivas, die Wohnkomplexe und – schraffiert – vier Stockwerke hohe Bauten. Ob diese „Türme“ der Verteidigung dienten oder religiöse Funktion hatten, ist unter Forschern umstritten

Sind sie vor Menschenfressern geflohen?

tung, eine Siedlung namens „Balcony House“ am südlichen Rand des Nationalparks, 200 Meter über dem Grund des Soda Canyon.

Schon der Weg, den die Ranger ausgebaut haben, um von der Hochebene zur Felsensiedlung hinabzusteigen, ist nichts für Menschen, die leicht schwindelig werden: Zunächst geht es eine schmale Felsspalte einige Meter neben Balcony House hinab, dann einen Trampelpfad hoch oben an der Flanke des Canyons entlang, von dort schließlich eine rund zehn Meter lange Holzleiter wieder hinauf, im Rücken nichts als 200 Meter Luft.

Smith weist auf einen winzigen, extrem steilen Riss im Felsen unmittelbar bei der



Siedlung: „Dort sind die Anasazi hinaufgeklettert. Die Spalte ist so schmal, dass ein Mann sie gegen eine ganze Armee verteidigen könnte.“

Balcony House – einstmals 35 bis 40 Räume, das Heim für höchstens 50 Menschen – scheint eine Festung in der Felsenburg zu sein. Eine Felszunge

teilt die Nische in zwei Hälften. Wer von der einen in die andere gelangen will, hätte sich einst außen herum, den Canyon zu Füßen, vorbeischlängeln können. Doch selbst hier bauten die Bewohner noch einen Wall.

Zunächst, das lässt das Mauerwerk erkennen, gab es dort noch eine Pforte, aber die wurde später zugemauert. Wer in die hintere Hälfte wollte, musste entweder eine (heute verschwundene) wackelige hölzerne Balustrade betreten, die über dem Abgrund lag –

oder durch einen 47 Zentimeter breiten, 70 Zentimeter hohen und 3,5 Meter langen Tunnel kriechen, den die Anasazi durch die Felszunge geschlagen hatten.

Ich muss auf Knien und Elbenbogen robben, die Schultern verrenkt, damit ich nicht an den Seitenwänden steckenbleibe. Auf halbem Weg gibt es eine Art Kammer, dann wird der Tunnel wieder eng. War diese künstliche Höhle in der Mitte des Felsens einst ein kultischer Platz? Oder war der Gang ein verschanzter Zuweg

durch den Fels, den kein Angreifer je hätte erstürmen können?

Die Cliff Dwellings sind von den jeweils darüber liegenden Hochebenen und vom Canyongrund aus praktisch unsichtbar; sie sind extrem unzugänglich und waren mit den steinzeitlichen Waffen jener Zeit – Pfeil und Bogen, Speer, Steinbeil – so gut wie uneinnehmbar. Es ist, als hätte eine tiefgreifende Angst die Menschen um 1190 erfasst, ein Gefühl immenser Bedrohung, das sie Hindernis auf Hindernis auftürmen ließ, bis sie in jenen absurdsten, fast unzugänglichen Felsenfestungen saßen.

Doch vor wen könnten sich die Anasazi verschanzt haben? Die ersten Navajo und Apache kamen frühestens 300 Jahre später aus dem heutigen Kanada in den Südwesten. Also vor ihresgleichen? Sind die Cliff Dwellings stumme Zeugnisse eines Bürgerkrieges? Siedlung gegen Siedlung? Oder Canyon gegen Canyon? Ein Kampf um Holz, Land und Wasser? Oder hat sie die panische Angst vor den Menschenfressern – wer immer die waren – so hoch in die Felswände getrieben?

Brian Billman, der Entdecker von 5MT10010, weiß nicht, wer die Angreifer waren, aber er glaubt, dass der

Ausbruch von Kannibalismus in der Region um 1150 stattgefunden hat – also *bevor* die Menschen in die Cliff Dwellings gezogen sind.

Und der Ranger Bob Smith verweist darauf, dass keine einzige Felsensiedlung von Mesa Verde Spuren einer Belagerung oder gewaltsamen Zerstörung aufweist. Allerdings gebe es bei den Toten Anzeichen für zunehmende Gewalt, wie Kopf- und Rippenverletzungen.

Das Rätsel des Pueblos

So rätselhaft die Ursache für die Gründung der Felsensiedlungen, so rätselhaft ist auch, weshalb sie aufgegeben wurden sind. Die unter solchen Mühen erbauten Cliff Dwellings wurden bereits um 1275, nach nur zwei Generationen Besiedelung, verlassen – und zwar nicht nur in Mesa Verde, sondern auch an allen anderen Orten im Südwesten. Die Bewohner verschwanden für immer. Das riesige Land war auf einmal menschenleer.

Manche Siedlungen sahen aus, als wären ihre Bewohner urplötzlich davongezogen: In der Felsenstadt „Mug House“ in Mesa Verde fanden Archäologen noch Henkeltassen sauber aufgereiht an einer Schnur hängend.

Bob Smith zeigt von Balcony House auf den Soda Canyon: Die Geröllhänge und gut geschützte Felsspalten sind dicht mit verküppelten Pinien und Wacholdern bedeckt. „Diese Bäume können viel älter werden“, erklärt er. „Aber hier im Canyon sind die meistein höchstens 500 Jahre alt.“

Seine Folgerung: „Um 1275 waren alle Bäume abgeholt. Das jagdbare Wild war verschwunden, der durch die Jahrhunderte lange Land-

wirtschaft bereits ausgelaugte Boden der Erosion preisgegeben. Und dann erlebten die Anasazi die nächste Dürreperiode – zwischen 1276 und 1299 fiel fast kein Regen. Das war das Ende: Das Ökosystem kollabierte, die Menschen mussten fortziehen.“

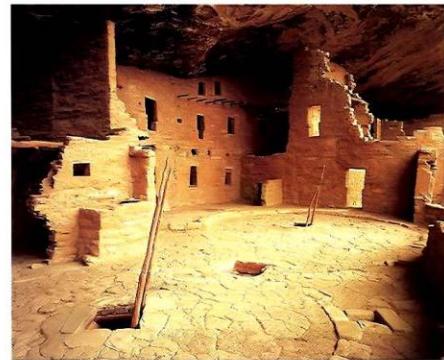
Stimmt diese Annahme, dann hätte eine fatale Kombination von Dürre, Überbevölkerung, intensiver Waldrodung und Bodenerosion in allen Canyons zwischen Colorado und Arizona fast zur gleichen Zeit zu einem Umweltdesaster geführt.

Oder war eine verheerende Seuche Ursache jener Menschenleere? Knochenfunde belegen, dass die Anasazi – die Männer im Durchschnitt 1,65 Meter groß, die Frauen 1,55 Meter – kein allzu gesundes Volk waren. Die Lebenser-

wartung lag bei 32 bis 34 Jahren, die Hälfte aller Kinder starb vor dem fünften Geburtstag. Manche Skelette weisen Spuren von Mangelkrankheiten wegen unzureichender Ernährung auf, fast alle Gebisse sind zerstört, weil der Maisbrei beim Mahlen auf Steinen mit Sand durchsetzt wurde. Jedoch: Regelrechte Seuchen sind nirgends nachzuweisen.

Manche Forscher vermuten, dass eine neue Religion, die sich bei den Indianern am Rio Grande, 300 Kilometer südöstlich von Mesa Verde etabliert hatte, die Anasazi fortgelockt haben könnte. Doch gibt es in der Geschichte kaum ein Beispiel dafür, dass eine neue Religion binnen weniger Jahre eine gesamte Bevölkerung überzeugt, geschiehe zum Massenexodus

Trieb eine Dürre die Felsenmenschen wieder fort?

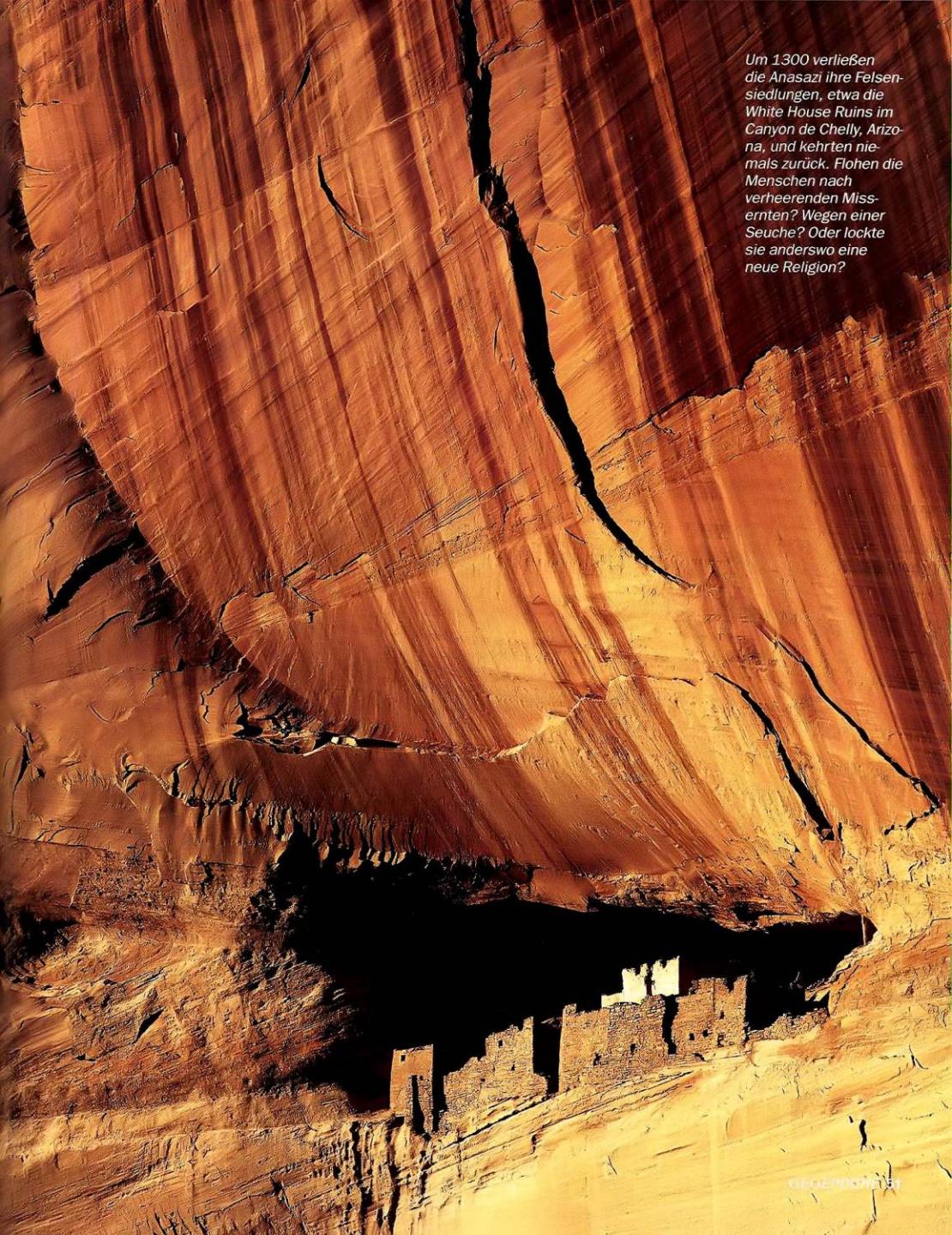


Im Spruce Tree House von Mesa Verde haben Archäologen die zylindrischen, sozusagen im Souterrain des Pueblo angelegten Kivas rekonstruiert. Über Leitern konnten die Indianer einst ins Innere der Kulträume hinunter-

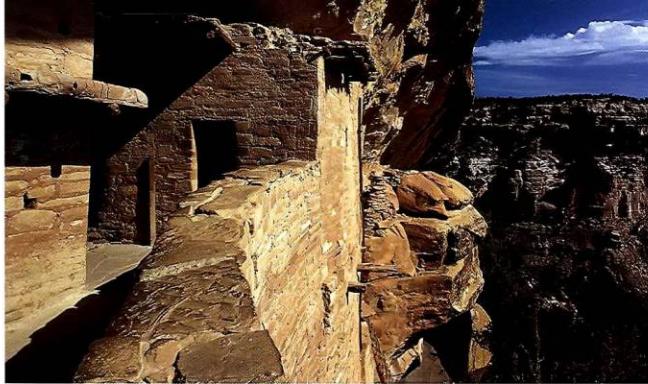
klettern. Die mit Steinplatten belegten Dächer bildeten vor den Wohnkomplexen kleine Plätze, auf denen Männer und Frauen arbeiteten und Kinder spielten



Werkzeuge aus Pueblo Bonito: Schaber aus Hirschknöchen, verziert mit Türkis und Pechkohle



Um 1300 verließen die Anasazi ihre Felsen-siedlungen, etwa die White House Ruins im Canyon de Chelly, Arizo-na, und kehrten nie-mals zurück. Flohen die Menschen nach verheerenden Miss-ernten? Wegen einer Seuche? Oder lockte sie anderswo eine neue Religion?



Manche Kammern von Balcony House waren einst nur durch einen Tunnel oder einen Steg über dem Abgrund miteinander verbunden

einer bäuerlichen Gemeinschaft aus dem Land ihrer Vorfahren geführt hätte.

Niemand versucht die Anasazi so systematisch zu erforschen wie „Crow Canyon“, eine in Cortez, Colorado, anssässige unabhängige archäologische Forschungsstation. Seit 1996 arbeitet sie an dem Programm „Communities Through Time: Migration, Cooperation, and Conflict“. In einer Region knapp 20 Kilometer nordwestlich von Mesa Verde wollen die Forscher von Crow Canyon alle archäologischen Fundstätten aus allen Epochen erschließen, analysieren und miteinander vergleichen.

„Vielleicht“, so der wissenschaftliche Leiter Mark Varien,

„finden wir bestimmte Strukturen, bestimmte Gesetzmäßigkeiten, die uns einen Hinweis auf das Ende der Anasazi geben.“

Seit 1998 publiziert Crow Canyon die Ergebnisse einzelner Grabungen, doch bis jetzt haben die Forscher nur erste, einander zum Teil widersprechende neue Hinweise gefunden.

Varien hält es beispielsweise für möglich, dass viele Anasazi bereits um 1190 ihre Heimat verlassen haben. Die Cliff Dwellings wären dann die Festungen der letzten Zurückgebliebenen gewesen – und ihr Ende um 1275 nicht mehr der plötzliche Kollaps einer hoch entwickelten Gesellschaft, sondern die finale Etappe in einem 100 Jahre währenden Prozess.

Beweisen kann Varien auch das nicht – und ausgerechnet die neuesten Entdeckungen seiner Organisation lassen das Rätsel der Anasazi noch komplizierter erscheinen, als es ohnehin schon ist.

Nordwestlich von Cortez führt eine Schotterpiste kilometerweit schmurgerade durch sanft gewelltes, grünes Farmland. Irgendwo, etwa ein Kilo-

meter zu meiner Linken, versteckt sich der Goodman Canyon, doch der tiefe Einschnitt ist mit bloßem Auge nicht auszumachen.

Die verborgene Stadt

Zwei transportable rote Toilettenhäuschen am Rand der Schotterpiste markieren den Ort der aktuellsten Ausgrabung von Crow Canyon: die Shields Site. Rund 300 Meter dahinter steht mitten auf einem Acker ein weißer Wohncontainer, an dessen Seiten sich schwarze Plastikplanen spannen. Im Umkreis von mehreren hundert Metern ziehen sich rund zehn Meter lange, zweieinhalb Meter tiefe und Schulterbreite Furchen durch den Boden, als hätte jemand Schützengräben angelegt: die Grabungen der Forscher.

In den fünfziger Jahren hat ein Farmer hier einen Kupfergürtel aus Mexiko gefunden – nie zuvor war etwas Vergleichbares so weit im Norden entdeckt worden. Der rötliche Ackerboden ist durchsetzt mit Tausenden von unscheinbaren, daumennagelgroßen Ton- scherben.

„Wir haben 1997 mit der Suche begonnen“, erklärt der Ausgrabungsleiter Andrew Duff, „weil diese Funde auf eine große Siedlung hindeuteten, auch wenn davon mit dem bloßen Auge nichts mehr zu sehen ist.“ Zuerst hätten sie den Boden mit elektromagnetischen Messgeräten auf Anomalien untersucht – die Geräte lieferten ihnen tatsächlich Hinweise darauf, dass sich ein bis drei Meter tief in der Erde die Grundmauern von Gebäuden verbargen.

Zudem gruben sie an 18 Stellen fällig ausgewählten Stellen den Boden auf – und stießen dabei auf die Reste einer Siedlung. Duff: „Jetzt suchen wir gezielt nach den Feuerstellen der Kivas. In der Asche haben wir Nahrungsreste wie Maiskörner oder Hirschknöchen gefunden, die uns etwas über die Ernährung und das Klima verraten; außerdem können wir manche Holzreste datieren.“

Duff hatte erwartet, einen kleinen Pueblo auszugsgraben, der um 1190 aufgegeben worden war, weil die Bewohner – wie vermeintlich alle in der Mesa-Verde-Region – in eine Felsensiedlung zogen: hier wahrscheinlich in die von Goodman Point, kaum ein Kilometer weiter im nächsten Canyon.

Doch er fand einen Komplex mit 600 bis 800 Räumen (die wohl nicht alle zur selben Zeit genutzt wurden) am Rande einer Straße, wie sie typisch ist für das System von Chaco. Und die Anlage muss von etwa 1100 bis 1260 bewohnt gewesen sein.

„Es sind also doch nicht alle Anasazi in die Felsensiedlungen übersiedelt“, schließt Duff daraus. „Vielleicht ist Shields nur die große Ausnahme. Die Menschen hier hatten



Keramik mit den feinen Zeichnungen von Chaco (links) und dem kräftigen Muster von Mesa Verde

es möglicherweise nicht nötig, weil sie sich bei Gefahr in den nahe gelegenen Goodman Point zurückziehen konnten.“

„Oder“, er lacht, „die Kerle hier waren diejenigen, vor denen sich alle anderen gefürchtet haben“. Bis jetzt allerdings hat er auch darauf nicht den geringsten Hinweis gefunden.

Doch selbst wenn die bis 1260 bewohnte Siedlung von Shields im Gegensatz zu den Felsenbehausungen praktisch schutzlos angelegt war – ein Indiz dafür, dass die Anasazi-Kultur im Frieden und nicht im Krieg untergegangen ist, kann die Anlage dennoch nicht sein. „Unter den Toten der Spätzeit finden sich überdurchschnittlich viele junge Erwachsene“, sagt Duff. „Das könnte darauf hinweisen, dass in jenem Zeitraum die Gewalt unter den Anasazi deutlich zugenommen hat.“

Mark Varien von Crow Canyon und die meisten seiner Kollegen glauben (ohne dies freilich beweisen zu können), dass die Anasazi – was immer sie vertrieben haben mag – weit nach Südwesten und Südosten ausgewichen sind: in das Gebiet der heutigen Hopi und Zuni in Arizona sowie zu den Pueblo-Indianern am Rio Grande.

In Arizona gibt es heute noch elf Hopi-Pueblos und ei-



Forscher am Sand Canyon Pueblo, Colorado. Viele Archäologen glauben, dass die Anasazi ins Gebiet der heutigen Hopi und Zuni in Arizona und zu den Pueblo-Indianern am Rio Grande gezogen sind

nes der Zuni; 19 weitere Pueblos liegen am Rio Grande. Die dort lebenden Indianer sprechen fünf Sprachen aus drei Sprachfamilien. Gut möglich, dass in einer dieser Siedlungen die Sprache, die Kultur, die Nachfahren der Baumeister von Chaco und Mesa Verde überlebt haben.

Die Pueblo-Indianer selbst wissen es nicht. Ihre Legenden berichten zwar von Vorfahren, die aus dem Norden gekommen sind, und sie verehren die alten Anasazi-Stätten als heilige Orte. Doch ihre Mythen sind zu vage, als dass sich daraus eine plausible Geschichte rekonstruieren ließe.

Archäologen von Crow Canyon haben 1990 Castle Rock Pueblo ausgegraben, eine mittelgroße Siedlung auf hohen, schwer zugänglichen Felsen im McElmo Canyon. Brandspuren zeigen, dass dieses Pueblo zwischen 1280 und 1285 angegriffen und zerstört worden ist. 39 unbegrabene Leichen lagen in oder vor der Ruine, die von Frauen und Männern. „Einer der seltenen Beweise für kriegerische Gewalt“, so Varien. „Irgendemand hat Castle Rock allein zu dem Zweck angegriffen, um

das Pueblo auszulöschen. Ich habe aber keine Ahnung, wer das gewesen ist.“

Waren es jene Krieger, vor denen die Anasazi der Cliff Dwellings geflohen sind? Wer sonst könnte es gewesen sein – Jahrhunderte, bevor andere Indianerstämmen in dieses Land eindrangen? Und warum hat man bis heute keine einzige Spur von den Angreifern gefunden?

Der letzte Tempel

„Im Südwesten treffen Sie auf mehr Archäologen pro Quadratmeter als irgendwo sonst in den USA“, sagt Varien lachend. „Und es gibt da draußen zwischen den Canyons 100 000 bis 200 000 noch unberührte archäologische Stätten. Irgendwann wird irgendwer schon etwas Entscheidendes finden.“

Das wahrscheinlich letzte Bauwerk der Anasazi in Mesa Verde, vielleicht das letzte Gebäude, das sie überhaupt errichtet haben, steht auf einer kargen Felszunge, die sich fast 300 Meter hoch zwischen Fewkes und Cliff Canyon schiebt. Ein seltsames Bauwerk in Sichtweite einiger der

größten Felsensiedlungen in Mesa Verde: ein großer Halbkreis, wie er typisch ist für Chaco, mit zylindrischen Kivas im Innern, deren Form ebenfalls aus dem untergegangenen Reich im Süden stammt und nicht aus Mesa Verde.

Die vier bis fünf Meter hohen Mauern bestehen aus fein zurechtgeschlagenem, an den Rändern sogar poliertem Sandstein. Aber nicht eine Tür, nicht ein Fenster, nicht einmal ein Belüftungsschlitz durchbricht die Wände.

„Sun Temple“ haben Wissenschaftler den Komplex getauft, „Sonnen-tempel“. Denn könnte ein derart unzugängliches und zugleich an so exponierter Lage liegendes Gebäude anderen als kultischen Zwecken gedient haben? Welche Riten aber könnten hier vollzogen worden sein? Und warum wählt der unbekannte Architekt eine Bauform, die mehr als 100 Jahre vor seiner Zeit und an einem ganz anderen, längst untergegangenen Ort gepflegt worden war?

Der Komplex muss, wie Analysen des Baumaterials ergeben haben, um 1275 errichtet worden sein. Manche Forscher vermuten, dass der Bau dieses Tempels eine verzweifelte Reaktion der Anasazi auf die geheimnisvolle, finale Bedrohung gewesen sein könnte, der ihre Kultur zu dieser Zeit ausgesetzt war: ein sakrals Gemeinschaftswerk, das den Zorn der Götter besänftigen sollte.

Haben die Baumeister das im Sinne gehabt, dann wäre auch diese letzte Hoffnung bitter enttäuscht worden: Der Sonnen-tempel ist unvollendet geblieben – das letzte Rätsel der Anasazi. □

Cay Redemacher, 35, ist Redakteur von GEO und GEO EPOCHE. Er hat Amerikanische und Alte Geschichte studiert.

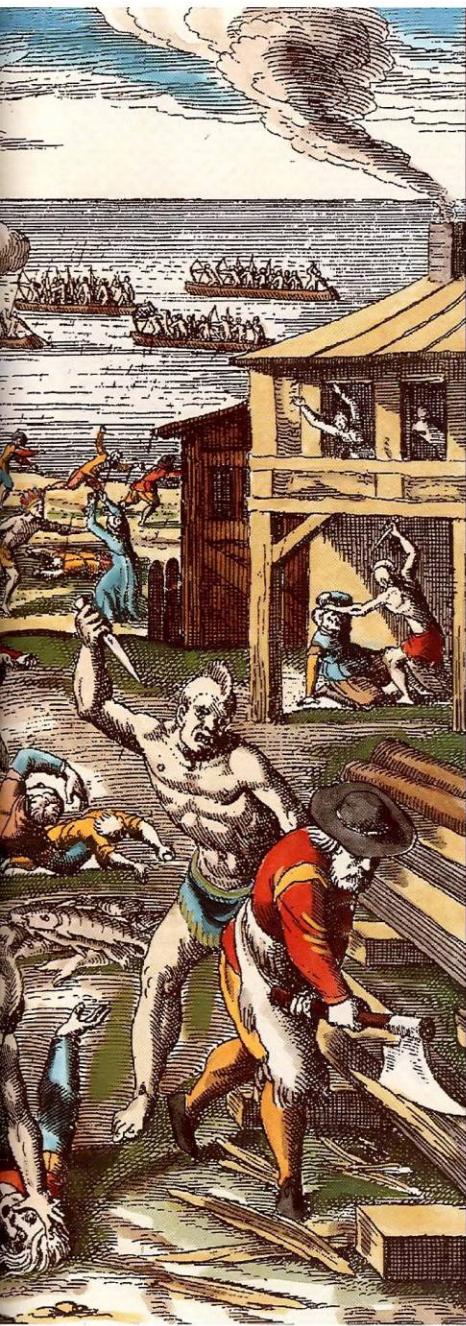


Pfeile mit angebundenen Steinspitzen aus dem Chaco Canyon

1607: VIRGINIA



Der Gegenschlag, festgehalten von dem Kupferstecher Johann T. de Bry: Nach 15 Jahren, in denen sich die Indianer von den Siedlern immer wieder um Jamestown an; 347 Engländer werden getötet. Der erste Versuch einer Koexistenz ist gescheitert



Die weiße Invasion hat begonnen

Es sind merkwürdig bleiche Wesen, die da im Mai 1607 am Strand eines Territoriums anlanden, das sie selber »Virginia« nennen. Schwere glänzende Kleider tragen sie und bizarre geformte, Feuer spuckende Speere. Zwei Wochen später schlagen sie 100 Kilometer landeinwärts an einem Flussufer ihr Lager auf, argwöhnisch beobachtet von den Spähern des mächtigen Häuptlings Powhatan. Die Fremden beginnen Hütten zu bauen, umgeben sie mit Palisaden und gründen so die erste dauerhafte Siedlung im Norden des amerikanischen Kontinents: Jamestown. Sie haben viele nützliche Dinge mitgebracht, um die es sich zu feilschen lohnt - blaue Glasperlen zum Beispiel oder Werkzeug aus Metall. Aber ist ihnen zu trauen?

Gewartet hatten die Indianer wahrlich nicht auf die Weißen – diese bedrohlichen Wesen aus einer anderen Welt, die in hölzernen Burgen herangeschwommen kamen und ihre kränklich bleichen Körper in erstaunliche Gewänder zwängten. Beneiden musste man sie um ihre Messer, Beile, Schwerter, scharf, schwer und aus nie gesehenum Material; fürchten musste man ihre krachenden Kanonen; durchschauen konnte man sie nicht.

Was wollten die Fremdlinge: nur Tauschhandel treiben – Glasperlen und Messingglöckchen, Werkzeuge und Waffen gegen Felle und Lebensmittel? Oder wollten sie bleiben, sich Rechte anmaßen, Jagdgründe stehlen? Die Indianer brauchten lange, bis sie die Gewissheit hatten, dass die Weißen eben dies im Schilde führten; und da war es zu spät.

So wenig wie zuvor den Spaniern, den Portugiesen, den Franzosen kam es den Engländern jemals in den Sinn, sich in der Neuen Welt als Besucher oder als Partner zu fühlen. Sie waren selbstverständlich die Herren, und den Indianern, den Heiden, den Wilden, gehörte nichts. Der Landraub fand nur dort seine Grenzen, wo er schon von einer der anderen europäischen Kolonialmächte vollzogen worden war. Wozu hatte Gott Amerika erschaffen? Zu dem einzigen Zweck, von Europa unterworfen zu werden – das wusste man in Madrid und Lissabon, in Paris, in London und im Vatikan sowieso; nicht mit Gewalt natürlich, sofern die Indianer nur zu Kreuze krochen.

Die Spanier, Herren der Karibik, begannen 1513 mit der Eroberung von Florida; im heutigen Kanada machten sich seit 1534 die Franzosen breit. England musste sich beeilen, wenn es noch einen Bissen abhaben wollte von dem gewaltigen Kuchen, und die drei ersten englischen Versuche waren für die Indianer eher beruhigend: die eine Kolonie rasch wieder verlassen, die zweite zerstört, die dritte jahrelang dem Abgrund nah.

Den ersten Vorstoß machte 1583 Humphrey Gilbert: Die Insel Neufundland nahm er als „heidnisches Land, das keinem christlichen König oder Volk gehört“, für sich und England in Besitz, wie es sein in London verbrieftes Recht und sein Auftrag war. Doch auf der Heimreise ging er mit seinen Schiffen unter, und die Kolonie war bald aufgelöst.

Ein Jahr später, 1584, schickte Walter Raleigh, Günstling der Köni-

gin Elisabeth, auf eigene Rechnung zwei kleine Schiffe an die Küste des heutigen US-Staats North Carolina. Die Engländer fanden ein üppiges Land vor, wurden von den Einheimischen mit Freundlichkeiten überschüttet, mit Hirschen und Hasen bewirtet – und gaben in London begeistert Bericht von den liebenswürdigen Menschen, die in einem goldenen Zeitalter lebten. Raleigh nannte den Küstenstreifen „Virginia“, seiner jungfräulichen Königin zu Ehren; sie schlug ihn zum Ritter und setzte ihrerseits eine Expedition in Marsch.

Die landete im Juli 1585 mit 108 Mann auf der Insel Roanoke vor der Küste des heutigen North Carolina – und ihr Anführer, Ralph Lane, beeilte sich, in Jahresfrist alles an Dummheit, Hochmut und Niedertracht zu demonstrieren, was die Indianer an den Weißen fürchten und hassen lernten. Als die Lebensmittel knapp wurden, holte Lane sie sich mit Gewalt. Als er eine silberne Tasse vermisste, gab er den Einheimischen die Schuld und brannte ein Dorf nieder. Einen Häuptling fing er ein, ließ ihn gegen Lösegeld frei und entführte dessen Sohn. Einen anderen Häuptling ließ er erschießen und enthaupten. Nun war Krieg, und in Panik flohen die Kolonisten auf das erstbeste englische Schiff, das Roanoke anlief.

Doch sie hinterließen die Pocken – Europas wichtigste Verbündete bei der Eroberung der Neuen Welt. Obwohl auch in der alten verbreitet und erst im 19. Jahrhundert besiegt, fielen sie in Amerika viel mehr Menschen an und en-

Zunächst scheint alles gut zu gehen: Die Briten



Secoton ist mit etwa 30 Häusern und 300 Einwohnern eine der größeren indianischen Siedlungen an der Ostküste. Theodor de Bry gibt sie idealisiert wieder – als Gartenstadt, umgeben von Feldern, auf denen sie Mais, Kürbisse, Sonnenblumen und Tabak anbauen, leben die Indianer in festen Häusern aus Weidenholz und Schilfrohr und widmen sich ihren Ritualen, etwa beim Erntedankfest (unten)



Die Europäer treffen auf die Söhne des Indianerfürsten Powhatan, der über 31 Stämme mit 13 000 Menschen gebietet. Anfangs herrscht Frieden: Der Handel zwischen Europäern und Amerikanern blüht, und die Einheimischen unterweisen die Fremden sogar in ihren Landwirtschaftstechniken

tauschen Waren gegen Lebensmittel ein und lernen von den Indianern

deten viel häufiger tödlich, denn das Virus war dem Immunsystem der Indianer unbekannt. Auf Haiti, dem ersten Stützpunkt des Kolumbus, waren nach vierzig Jahren spanischer Herrschaft von fast einer Million Bewohnern gerade noch ein paar tausend am Leben, überwiegend von Europas Seuchen, etwa den Blattern oder der Ruhr, umgebracht, freilich auch von Sklavenarbeit und Menschenjagd.

Mit den Seuchen ging unter den Indianern die Angst einher, sie seien das Werk des Gottes der Engländer; die also könnten mit dessen Hilfe töten, wen sie wollten. Als 1587 trotz der Flucht der vorigen wieder 150 Siedler auf der Insel eintrafen, 17 Frauen darunter – da regierte das Misstrauen von Anfang an, und schon ein paar Tage nach der Ankunft fanden die Engländer einen der ihnen von Pfeilen durchbohrt.

1588 versuchte die spanische Armada, England zu erobern; sie wurde vernichtend geschlagen, aber es dauerte bis 1590, ehe das erste Versorgungsschiff auf Roanoke eintraf. Die Siedlung war verfallen und kein Kolonist mehr zu sehen, nicht lebendig und nicht tot. Es gab auch keine Spuren eines Kampfes – nur ein paar Kisten, die offenbar in Eile vergraben und später aufgebrochen worden waren, und in einen Baum geritzt fanden sich die Buchstaben CROATOAN, der Name einer Nachbarinsel. Aber auch auf der gab es keine Spur.

Waren die Siedler tot – wurden sie als Sklaven gehalten – haben sie sich mit den Indianern vermisch? Oder hatte einfach der Hunger sie vertrieben? Es wurde nie geklärt. Roanoke aber schmückt sich seit 1937 mit dem Sommerfestspiel „Die verschollene Kolonie“.

Hätten sich Englands Kaufleute und der Königshof nun entmutigen lassen – Nordamerika wäre im Süden spanisch, im Norden französisch geworden und vielleicht geblieben. Aber da ging ja 1604 der mehr als zwanzigjährige Krieg mit Spanien zu Ende, das machte die Fahrt über den Atlantik weniger gefährlich, und obendrein war die Abenteuerlust der Piraten Ihrer Majestät für neue Ziele frei. So ließ sich 1606 eine Gruppe englischer Kaufleute von König Jakob I. das Recht verbriefen, eine „Virginia Company“ zu gründen, nach dem Muster der Ostindischen Kompanie, die schon sechs Jahre zuvor begonnen hatte, sich an den Reichtümern Indiens zu mästen.

Für „Virginia“ – darunter verstand man zu jener Zeit die gesamte Ostküste Nordamerikas zwischen dem Nordrand der Halbinsel Florida, auf der die Spanier saßen, und dem späteren Pennsylvania –, für Virginia also erhielt die Company das Monopol auf Produktion und Handel nebst dem Auftrag, zum Ruhm des Allmächtigen die Heiden zu bekehren, „die noch in der Finsternis ihres elenden Un-

wissens leben", und sie zugleich an eine geordnete Regierung zu gewöhnen. Weil die Indianer Heiden waren, galt das Land als herrenlos; hatten sie aber den rechten Glauben angenommen, so änderte sich am Vollzug des Landraubs selbstverständlich nichts.

Die Gesellschafter der Virginia Company stellten das Kapital, warben die Kolonisten an und verpflichteten sich, sie zu versorgen – so lange, bis sie ihre Schulden bei der Gesellschaft abgearbeitet haben würden. Geworben wurde allein mit Versprechungen, und zwar von der hohlsten und fettesten Art.

Freundliche Eingeborene, die sich gern anleiten lassen, warten auf euch, versicherte die Company – Gold im Überfluss und keine Arbeit mehr! Und von den Kanzeln der Anglikanischen Kirche tönte jener Ruf, der, wie so oft im Kolonialzeitalter, die Goldgier mit der Frömmigkeit vermählte: Pflanzt in Virginia Englands Fahne auf und rettet die Heiden! „Ihr werdet die Grenzen des Königreichs, ja des Himmels erweitern.“

Und was waren das für Leute, die 105 Männer, die sich darauf einließen, sich zwei Monate lang in Enge und Gestank über den Ozean schaukeln zu lassen, um ihr Glück zu finden am anderen Ende der Welt? Matrosen, Soldaten, ein paar junge Adlige auf der Suche nach Bewährung, dazu Handwerker, Tagelöhner und Tagediebe; denn davon gab es viele in England, gefährlich viele nach Ansicht der Oberschicht, und sie loszuwerden gehörte auf lange Sicht zu den Zielen des Unternehmens. Dazu kam der Wunsch, neue Absatzgebiete für englische Tuche zu schaffen, vielleicht auch auf Rohstoffe zu stoßen.

Ein neues England jenseits des Ozeans! Das beflügelte die Phantasie der herrschenden Kreise, und über den Indianern Nordamerikas bräute sich neues Unheil zusammen.

Überdies galt England schon als übervölkert mit seinen damals etwa vier Millionen Bewohnern, jedenfalls von Aufruhr und Landstreichern bedroht, denn etwa die Hälfte der Engländer lebte in Armut: die Kleinpächter, die Knechte; die Heimarbeiter, die gegen einen Hungerlohn das Spinnen und das Weben der Wolle für die Tuchmanufakturen besorgten; dazu Bettler, Vagabunden und jene verarmten Bauern, die von ihren Äckern abgeschnitten waren, weil die Landedelleute immer mehr Zäune für ihre Schafe zogen. Englands Verlierer also zogen aus, um in Amerika die Indianer zu Verlierern zu machen.

Am 14. Mai 1607 wurde, nach der Pleite von Neufundland und der Katastrophe von Roanoke, die dritte englische Kolonie in der Neuen Welt gegründet: Die 105 Abenteurer, zwei Wochen zuvor an Land gegangen an der Küste des heutigen Virginia auf der geographischen Breite von Sizilien, hatten etwa 100 Kilometer landeinwärts eine Halbinsel im breiten Mündungstrichter eines Flusses gefunden, die ihnen als Standquartier geeignet schien.

Sie nannten es Jamestown, nach ihrem König Jakob (englisch: James) I., und begannen, Hütten zu bauen und sie mit Palisaden zu umgeben, mit einem Bollwerk an jeder der drei Ecken, auf das sie ihre Schiffskanonen zerrten.

Sie konnten nicht ahnen, dass dieser 14. Mai 1607 einmal als „der Geburtstag der amerikanischen Nation“ gefeiert werden würde. Die noch früheren Siedlungen hatten ja aufgehört zu existieren, und die berühmteren „Pilgerväter“ erreichten die Neue Welt auf der „Mayflower“ erst 1620.

Als bald machte eine Delegation der Kolonisten dem großen Häuptling Powhatan ihre Aufwartung – entschlossen, „die Eingeborenen nicht zu beleidigen“, wie es in einer Weisung der Virginia Company hieß. Powhatan residierte etwa 40 Kilometer nördlich von Jamestown in einem ansehnlichen Dorf, das nichts gemein hatte mit den Zeltlagern der Prärie-Indianer, wie wir sie aus dem Kino kennen: feste Häuser mit geflochtenen Wänden und Dächern aus Baumrinde, um einen Versammlungsplatz gruppiert; das Ganze in einer Kulturlandschaft, die wir als gepflegten Gärtnereibetrieb bezeichnen würden.

Die Männer hatten das fruchtbare Land mit Feuer und Steinaxt gerodet; ihre Hauptaufgabe war die Jagd: Mit Pfeil und Bogen erlegten sie Hirsche, Hasen und Bären. Auch fischten sie, mit Reusen aus Schilfrohr oder von ihrem Einbaum aus mit dem Speer.

Die meiste Plage hing an den Frauen und den halbwüchsigen Kindern. Sie bauten den Mais, die Bohnen, die Kürbisse an, dazu Sonnenblumen und Tabak. Sie lockerten die Erde mit Grabstöcken aus Hirschgeweih, sie häufelten sie mit Muschelschalen, sie jäteten das Unkraut, sie schlepp-

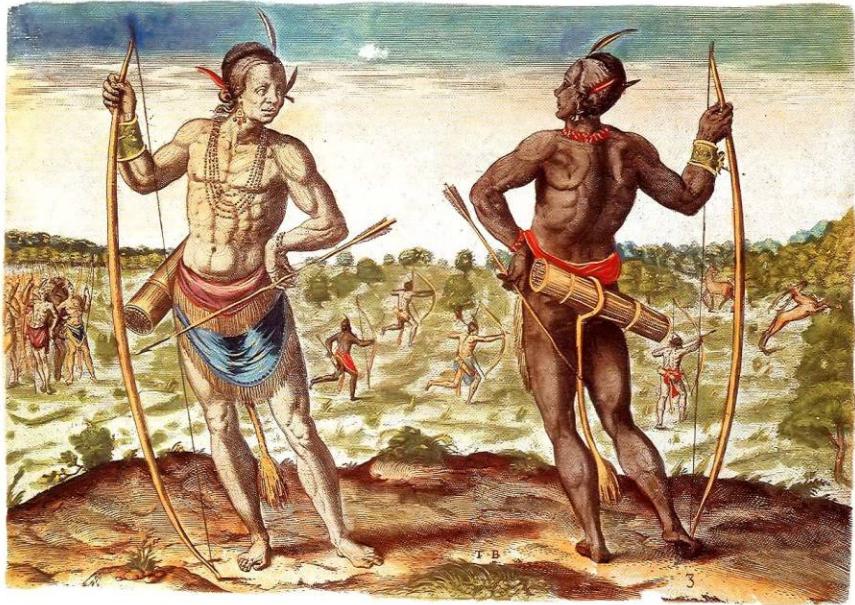
Die Indianer, berichtet einer der Eng

ten die Ernte heim. Sie sammelten Beeren, Nüsse und Wurzeln, sie fingen Krebse und Schildkröten, sie flochten Matten und Körbe. In Krügen schafften sie das Wasser vom Fluss heran, und mit Muscheln kratzten die Frauen ihren Männern den halben Schädel kahl, damit die Bogen sehne sich beim Schuss nicht in den Haaren verfing.

Kurz: Die Männer hatten ein angenehmes Leben, und für alle war der Tisch reich gedeckt in einem schönen Land mit milden Wintern. Die da wohnten, waren ein sesshaftes, selbstgenügsames, ziemlich friedliches Volk, das weder Desperados aus einer anderen Welt gebrauchen konnte noch sich in jene heidnische Finsternis getaucht sah, aus der die so genannten Christen es befreien wollten mit Feuer und Schwert.

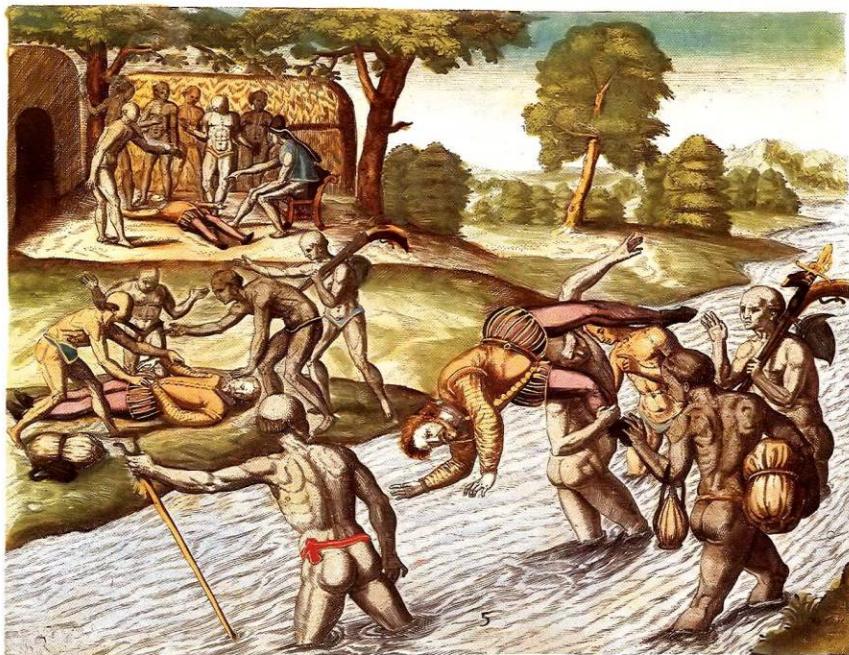
Die Herrschaft über 31 Stämme hatte der große Häuptling teils geerbt, teils mit List oder Gewalt erworben und sich aus fast jedem Stamm eine Ehefrau genommen. Mit schätzungsweise 13 000 Untertanen gebot er über eine der größten Ballungen von Macht auf dem Territorium der heutigen USA.

Hochorganisierte Staaten wie die der Azteken in Mexiko und der Inkas in Peru gab es im Norden nicht. Hernán Cortés und Francisco Pizarro hatten die beiden südlichen Riesenreiche zwischen 1519 und 1533 im Handstreich zerschlagen. In jedem lebten vermutlich etwa zehn Millio-



Die Krieger schmücken sich mit kupfernen Hals- und Armbändern sowie mit Ketten aus Muscheln oder Knochen. Die Spitzen ihrer Pfeile sind aus Stein. Damit sich die Bogensehne beim Schuss nicht im Haar verfängt, scheren sie ihre Schädelseiten kahl

länder nach Hause, »sind groß, stark, findig und von hurtigem Verstand«



Anfangs halten einige Indianervölker die fremdartigen Invasoren für Götter. Um herauszufinden, ob die Weißen nicht vielleicht doch sterblich sind, nehmen sie einen gefangen und halten dessen Kopf unter Wasser. Darauf wissen sie mehr

nen Menschen, die – an ein autoritäres System gewöhnt – sich in ihr Schicksal fügten. Noch heute bilden sie, unter einer dünnen weißen Oberschicht, in der Mehrzahl der Staaten zwischen Mexiko und Bolivien zusammen mit den Mestizen die Mehrheit.

Nordamerika nördlich von Mexiko aber war, als Columbus landete, nur von schätzungsweise zwei bis drei Millionen Menschen bewohnt, und die waren in mindestens 500 Stämme mit teils verwandter, teils völlig verschiedener Sprache und Kultur gespalten. Zwar gibt es Wörter wie „Algonkin“ für Indianer der Ostküste, zuerst von französischen Siedlern verwendet (*Algonquin*), aber damit bezeichnen nur die Linguisten die Mitglieder einer Sprachfamilie, die sich selber nicht als Einheit empfand und sich untereinander zumeist auch so wenig verständigen konnte wie die Deutschen und die Dänen.

Diesseits des Mississippi, im östlichen Drittel der heutigen USA, scheinen gar nur etwa 200 000 Menschen gelebt zu haben, nicht viel mehr als um 1600 in London. Die Engländer fanden demnach, anders als Cortés und Pizarro, nichts vor, was sich hätte zerschlagen lassen, und schon um 1700 gerieten die Indianer Nordamerikas gegenüber den weißen Invasoren zahlenmäßig in die Minderheit.

Doch anders als die Urbewohner der Andenstaaten auf Kampf eingestellt, fochten sie noch drei Jahrhunderte lang um ihr Überleben. Der schier unendliche, bis ins 19. Jahrhundert fast leere Raum, der sich hinter ihnen westwärts dehnte, half ihnen dabei; andererseits mag er zu ihrem Irrglauben beigetragen haben, vom Untergang bedroht sei ihre Kultur, ihr Leben nicht, da ja das Zurückweichen vor der Gefrädigkeit der Europäer ihre Chance bleibe.

Der große Häuptling Powhatan also empfing anno 1607 die Delegation der ungebetenen Engländer, umringt von seinen Beratern, seinen Lieblingsfrauen und 40 Bogenschützen – ein großer, sehniger Mann von etwa 60 Jahren mit langem Grauhaar, die Beinkleider aus Hirschleder, darüber ein Umhang aus Waschbärenfell.

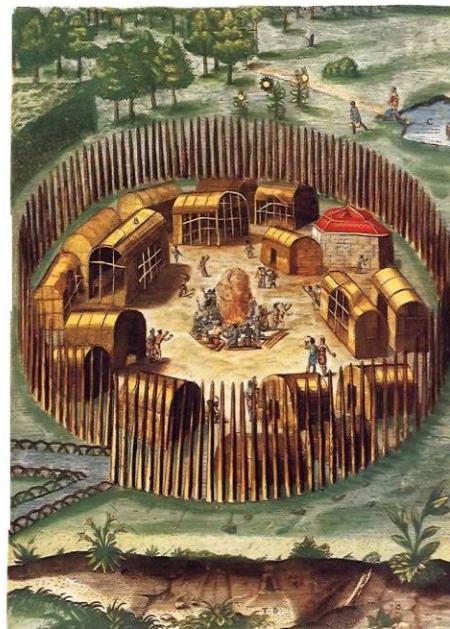
Erfreut über diesen Besuch war Powhatan vermutlich nicht, denn längst war aus dem Süden die Nachricht von militänten Missionaren und Sklavenjägern an sein Ohr gedrungen, und vermutlich wusste er auch, wie die Engländer 1585 auf Roanoke gewütet hatten. Aber diese Eindringlinge waren ja Leute mit begehrswerten Waffen und Werkzeugen. Da konnte man im Tauschhandel Dinge erwerben, die nützlich waren

und zugleich den Status des Häuptlings hoben. So ließ Powhatan die Siedler leutselig in den heimischen Ackerbaumethoden unterweisen – sah jedoch gelassen zu, wenn seine Männer hie und da in Jamestown und Umgebung ein paar Kostbarkeiten stahlen oder auch mal eines der Bleichgesichter meuchelten; schließlich sollten die nicht übermütig werden, und bald aufgeben würden sie ja so oder so.

Schon im August 1607, gut ein Vierteljahr nach der Landung, ging unter den Kolonisten der Hunger um. Die mitgebrachten Vorräte waren fast verzehrt, im letzten Mehl krabbelten die Maden, und von der Jagd verstanden die meisten Siedler nichts. „Sie hatten die Schwierigkeiten dieses so vollständig neuartigen Unternehmens unterschätzt“, schrieb Winston Churchill später in seiner „Geschichte der englischsprachigen Völker“, und ironisch fügte er hinzu: „Schließlich ist es nicht vielen gegeben, eine Nation zu gründen.“

Ihr Anführer, Captain Newport, war nach Europa gesegelt, um Lebensmittel und weitere Kolonisten zu holen. Von den 104 Zurückgebliebenen waren im Oktober nur noch 60 am Leben – die anderen gestorben an Unterernährung, Ruhr, Typhus, Malaria oder Wassersucht. Es gab Tage, da konnten nur noch fünf Männer auf den Beinen stehen. Ja, es war ein langer Weg von der „Geburt der Nation“ in Jamestown bis zur Weltmacht USA und deren großen Sprüchen.

Dem reichen Häuptling Powhatan kommen die

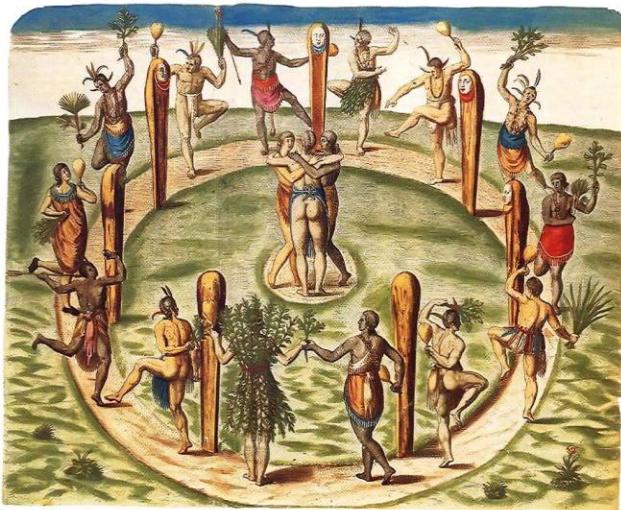


Pomeioc,
eines der mit
Palisaden bewehrten
Indianerdörfer.
Im Tempel, dem
Gebäude mit dem
roten Dach, hüten
Priester eine
hölzerne Figur mit
menschlichen
Zügen – ihr Orakel –,
sowie das heilige
Feuer und die
Waffen der Dorf-
bewohner



*Fürs Jenseits aufgebahrt:
Toten Häuptling entnehmen Mumifizierte die Organe, lösen das Fleisch von den Gebeinen und stopfen den Körper mit Leder aus. Anschließend nähnen sie die Haut wieder zu. Von der Sonne getrocknet, werden die Leichname dann auf Gerüsten im Tempel vom Volk verehrt*

Geschmückt mit grünen Zweigen, in den Händen Rassel aus ausgehöhlten Flaschenkürbissen, feiern die Indianer Erntedank. Die schönsten Jungfrauen des Dorfes dürfen nicht fehlen



ersten englischen Siedler wie Bettler vor

Der schließlich die Überlebenden rettete, hieß John Smith, ein 27-jähriger Haudegen und der Mann der Stunde. Er erzwang Gehorsam und ließ einen Verweigerer hängen. Ja, in seiner Niederschrift von 1608, „Virginia, entdeckt und beschrieben von Captain John Smith“, kommt die Mehrzahl der Engländer schlechter weg als die Einheimischen.

Von den Indianern berichtet er, sie seien groß, stark, findig und von hurtigem Verstand; in Jagd und Krieg könne man ihre Körper derart unter Hochspannung sehen, „dass eben die Fremdartigkeit dieses Anblicks ihn höchst reizvoll machte“. Nur eines wusste Smith an den Einheimischen auszusetzen, und das spricht von seiner merkwürdigen Doppelmoral: „Sie sind so bösartig, dass sie eine Kränkung selten vergessen.“

Die meisten seiner Landsleute in Jamestown aber, heißt es bei Smith, seien entrüstet, dass sie nicht in Federbetten schlafen, nicht ins Wirtshaus gehen und nirgends Gold finden könnten – kurz: großmäulige Faulenzer, „die für Virginia eine ebensolche Plage waren wie die Heuschrecken für Ägypten“.

Als Smith den großen Powhatan um Mais anging – zwei Frauen reichten dem Häuptling vor und nach dem Essen Wasserschalen zum Waschen der Hände und wendeten sie mit Federn trocken –, da machte Powhatan sich

über die Not der Weißen lustig: Eine Hand voll Mais für sechs Schwerter, das sei sein Angebot. Smith, ein Mann rascher Entschlüsse, überfiel daraufhin Indianerdörfer und requirierte die Krüppel voll Mais.

Bei seinem nächsten Beutezug aber geriet er in einen Hinterhalt, zwei seiner Männer kamen um, er selbst wurde gefangen. Was dann geschah, darüber erzählte Smith eine berühmt gewordene Geschichte: Pocahontas, des Häuptlings schöne Tochter, zwölf Jahre alt, habe sich über ihn geworfen und so verhindert, dass eine Keule ihm den Schädel zerschmetterte. Doch diese Version verbreitete Smith erst 17 Jahre später, und insgesamt wollte er nicht weniger als viermal in seinem Leben von schönen Frauen vom Rand des Grabes zurückgerissen werden sein.

Vermutlich hat Powhatan Smith gar nicht hinrichten, sondern nur den Engländer in ihm symbolisch töten wollen, um ihn als Indianer, ja als Unterhäuptling wiederaufzurichten zu lassen – getreu dem alten Kalkül: Wen du nicht besiegen kannst, den ziehe auf deine Seite. So kam Smith frei; doch als Indianer handelte er keine Minute.

Als Captain Newport im Januar 1608 endlich zurückkehrte, fand er noch 38 Überlebende vor. Er brachte Vorräte und neue Siedler mit, doch schon kam das nächste Unglück über die kleine Kolonie: Sie brannte vollständig

nieder. Das geschah nicht selten bei einer Ansammlung von Hütten aus Holz; ein besonderer Grund ist nicht überliefert. Der Hunger ließ sich abwenden, indem die Engländer den Mais gegen Messer und Beile eintauschten oder ihn mit vorgehaltener Schusswaffe requirierten.

Bei seiner zweiten Wiederkehr hatte Newport noch einmal 70 Kolonisten an Bord. Für Powhatan brachte er diesmal eine Wanne, einen Krug, einen scharlachroten Mantel und eine kupferne Krone mit, und unter diesen Insignien rief er den Häuptling zum Statthalter des englischen Königs aus. Powhatan wird das kaum verstanden, jedenfalls nicht ernst genommen haben; eher betrachtete er die Kolonie ja als sein Protektorat. Newport und Smith wurden unterdessen nicht müde, dem Häuptling zu versichern, sie seien nur als Besucher hier, begierig nach Gold – nicht etwa, um sich niederzulassen.

Nach Bleiben sah es auch wirklich nicht aus. 1609 war die Siedlung auf etwa 300 Köpfe angewachsen – aber die Kolonisten waren zerstritten, produzierten nichts und hingen weiter am Tropf der Virginia Company; die Gesellschafter waren verärgert, und noch dazu verbreiteten geflohene Siedler, als blinde Passagiere nach England zurückgekehrt, die traurige Wahrheit über den Stützpunkt in Amerika.

Sollte man sich nicht endlich von ihm trennen? Was ging einen Londoner Kaufmann die Chance an, bei der Geburt einer Nation zu helfen? Aber die Herren waren ebenso zäh wie einfallsreich: Vom König erlangten sie die Erlaubnis, an die Börse zu gehen (die, nach dem Vorbild von Antwerpen, in London 1570 gegründet worden war), und fanden in der Tat genügend Anleger für diese frühe Form von Risikokapital.

So warb die Company unter Glücksrittern und Landstreichern erneut für Virginia – mit den alten, nun mehr vollends erlogen Versprechungen. Und wirklich trafen nach und nach weitere 400 Auswanderer in Jamestown ein, darunter etliche Frauen und Kinder. Die alten sahen durch die neuen ihre kargen Vorräte bedroht, es gab Streit, verschlimmert noch dadurch, dass John Smith, bei einer Schießpulverexplosion schwer verletzt, nach England zurückkehrte und keine neue Autorität erkennbar war.

Die Indianer witterten ihre Chance, machten Jagd auf Einzelgänger, brachten 30 Weiße um und belagerten Jamestown. Da schlug der Hunger zu wie nie zuvor. Die Kolonisten aßen Wurzeln und Eicheln, kauten Leder; auch ein toter Indianer soll wieder ausgegraben und gekocht worden sein. Unterdessen verfielen die Hütten, und gegen Ende des Winters 1609/10 verfeuerten die Siedler die Palisaden. Im Mai 1610 lebten von den einst Hunderten noch 60. Die Indianer konnten Hoffnung schöpfen.

Schon im Juni aber wendete sich das Blatt: Mit frischen Vorräten und 150 Kolonisten traf der neu ernannte Gouverneur und Generalkapitän Thomas West, zwölfter Baron De La Warr, in Jamestown ein. Er erkannte so gleich, dass keine Strafe die Siedler „von ihrer hartnäckigen Gottlosigkeit abbringen und vor einem schrecklichen

Tod zurückschrecken lassen würde“. Er verhängte das Kriegsrecht, organisierte den Fischfang, ließ Äcker für die Aussaat von Mais kultivieren – und Indianerdörfer plündern. In London hinterlegte er, nur durch handverlesene, hoch qualifizierte Männer könne die Kolonie gerettet werden.

Aber 1611 segelte De La Warr krank nach England zurück – und was fand sein Nachfolger, Sir Thomas Dale, aufs Neue vor? Ein faules Gesindel, das nicht an morgen dachte. Da waren also in Jamestown im ersten Jahr 66 Engländer an Hunger und Krankheit gestorben, dann alle Hütten niedergebrannt, 1610 von insgesamt über 700 Siedlern nur noch 60 am Leben und nun, 1611, die Kolonisten erneut im Zustand der Verwahrlosung; nach der Eroberung eines Erdeils, nach britischer Weltherrschaft sah das nicht aus – weswegen also hätten die Indianer alarmiert sein sollen?

Dale brachte 300 neue Siedler und entfesselte einen Kleinkrieg gegen die von Powhatan unterworfenen Stämme, wobei seine Männer angeblich die Frau eines Häuptlings erstachen und dessen Kinder ins Wasser warfen. So erbeuteten sie Mais, schwächten die Macht von Powhatan und gewannen Verbündete unter denjenigen Stammesführern, die sich von dem Häuptling unterdrückt fühlten.

Wie aber konnte man Powhatan selbst die Grenzen seiner Macht demonstrieren? 1613 lockte ein Kommandotrupp Pocahontas, die hübsche Häuptlingstochter, in einen

Die Fremden können sich zu Anfang

Hinterhalt, und zwei Jahre lang hielten die Siedler sie als Geisel fest. Schließlich ließ sie sich taufen und heiratete John Rolfe, ihren Lehrer.

Wurde sie bedrängt – war sie verliebt – wollte sie die Chance wahrnehmen, die Engländer an die Indianer zu binden, so wie das seit alters zwischen befreundeten oder verfeindeten Stämmen üblich war? Und Powhatan – fügte er sich zähneknirschend, um seine Lieblingstochter nicht zu verlieren, oder trieb ihn vielleicht derselbe Wunsch nach Frieden? Was wir wissen, ist nur, dass er sie wiederholte und sich nicht an den Entführern rächte. Und in der Tat: Die Indianer stellten ihre Überfälle ein. Fast schien es, als könnten die Zugereisten und die Einheimischen sich doch noch arrangieren.

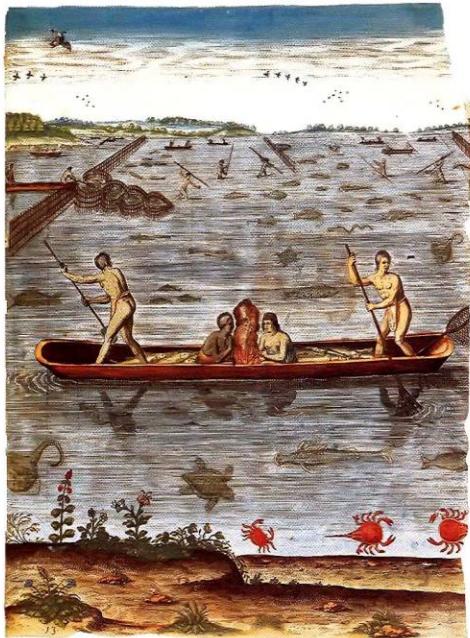
1616 schifften sich Pocahontas, ihr Mann und ihr kleiner Sohn nach London ein, denn Jakob I. wünschte die schöne Indianerin zu mustern, die ja menschliche Züge zu haben schien. Unter ihren indianischen Beschützern war einer, der von Powhatan den Auftrag hatte, in einen Stock eine Kerbe zu machen für jeden Engländer, den er sah. Rasch gab der Kundschafter auf. „Zähl die Sterne am Himmel oder die Blätter auf den Bäumen!“, soll er nach seiner Heimkehr berichtet haben.

Pocahontas starb mit 22 Jahren auf der Themse an Bord des Schiffes, das sie hätte heimbringen sollen; vermutlich



Die Ostküsten-indianer grillen Fleisch, Fisch und Krebse oder sieden sie in großen Tontöpfen. Aus Maismehl backen die Frauen Brot und Kuchen. Auch Nüsse, Eicheln und manche Wurzeln gehören zum Speiseplan

kaum selber ernähren. Ohne Hilfe der Indianer würden sie verhungern



Während des Essens sitzen Männer und Frauen einander gegenüber. Mais und Fisch, die hauptsächlich Speise, sind unten im Bild dokumentiert

Die Ureinwohner des Küstenlandes sind Meister des Fischfangs: Mit Speeren, Netzen und Reusen aus Schilfrohr gehen sie in den Flüssen und vor der Küste auf Jagd. Nachts locken sie auf Beute mit kleinen Feuern auf ihren Kanus an

an den Pocken, deren Wirkung auf die Indianer den Kolonisten sonst recht gut gefiel. In einer kleinen Kirche an der Themse wurde sie beigesetzt.

Pocahontas! Viele amerikanische Schiffe haben sie als Galionsfigur getragen, im Capitol zu Washington hängt, in Öl frei nachempfunden, ein Bild von ihrer Taufe; noch 1953 schrieb Arno Schmidt die Erzählung „Seelandschaft mit Pocahontas“, 1958 sang der Schlagerstar Peggy Lee von ihr, 1995 machte Walt Disney sie weltberühmt mit seinem gleichnamigen Zeichentrickfilm (die John-Smith-Legende von ihrer Großmutter natürlich inklusive), und noch 1999 spürte der Soziologe und Kulturhistoriker Klaus Theweleit ihr nach („Pocahontas in Wonderland“) – als dem Gründungsmythos der USA mit der Dreieinigkeit „Rettung – Taufe – Tabak“ (von dem gleich mehr).

Nie wieder bekam ein Mensch ihres Blutes die Chance, in den ganzen Vereinigten Staaten so geliebt zu werden. Dass ein Indianer zum Präsidenten aufsteigen könnte wie 1861 Benito Juárez in Mexiko oder ein Mestize zum aussichtsreichen Präsidentschaftskandidaten wie anno 2000 Alejandro Toledo in Peru – das ist in den USA nicht vorstellbar.

Selbst Jim Thorpe aus einem Reservat in Oklahoma, der überragende Zehnkampf-Olympiasieger von 1912, vom damaligen schwedischen König als „größter Athlet der Welt“ gefeiert und 1950 von amerikanischen Sportjournalisten als bester Athlet der ersten Jahrhunderthälfte – er wurde von der weißen Mehrheit ignoriert.

In Jamestown hatte John Rolfe, Pocahontas Ehemann, schon 1611 eine Entwicklung eingeleitet, ohne die wohl auch diese Kolonie eingegangen wäre wie Neufundland und Roanoke zuvor: Da der einheimische Tabak beißend schmeckte, beschaffte sich Rolfe Tabaksamen aus der spanischen Karibik und experimentierte zwei Jahre lang, um herauszufinden, welche Sorte in Virginia am besten gedeih. 1614 schickte er die ersten Fässer nach London.

Das Tabakrauchen, von den Indianern nur zeremoniell betrieben, hatten die Spanier schon ein halbes Jahrhundert zuvor in Europa bekannt gemacht. 1619 etablierte sich der erste Pfeifensmacher in London, in Virginia breitete sich zum ersten Mal ein kleiner Wohlstand aus, und als ein holländischer Sklavenhändler den Siedlern zwei Dutzend Schwarze zum Kauf anbot, griffen sie zu.

So entwickelte sich schon damals die Plantagenwirtschaft, die später in den Südstaaten der USA die weißen Herren reich machte: Monokulturen auf großen Flächen (die man den Indianern raubte), mit hohem Bedarf an billigen Arbeitskräften (die man aus Afrika in Ketten importierte). Jedem Investor stellte die Virginia Company rund um Jamestown bis zu 3000 Hektar Indianerland zur Verfügung.

Nun war es offenkundig: Die Weißen, bis dahin mehr ein Ärgernis, begannen die Existenzgrundlage der Indianer zu zerstören – ihre Gärten, ihre Jagdreviere.

1618 starb Powhatan, und an seine Stelle trat sein jüngerer Bruder Opechancanough. Der rüstete, außer sich

über die schamlose Gier der Fremden, zu dem Vernichtungsschlag, an dem kein Weg mehr vorbeizuführen schien.

Am 22. März 1622, griffen die indianischen Händler, Diener und Landarbeiter in Jamestown und auf den Plantagen zur verabredeten Zeit nach dem nächsten Beil, der nächsten Hacke und droschen auf die Weißen ein, während gleichzeitig Opechancanoughs Krieger mit einem Pfeilhagel heranstürmten. 347 Männer, Frauen und Kinder brachten sie um – etwa ein Drittel aller Weißen in Virginia –, und viele Leichen verstümmelten oder zerstülpelten sie.

England heulte auf. Was die Eindringlinge vernichten oder wenigstens vertreiben sollte, bewirkte das Gegenteil. „Das Massaker“, wie es in London nur hieß, veranlasste die Virginia Company zu der Weisung an ihre Kolonisten, sich alles Land anzueignen und alle beteiligten Stämme auszurotten. „Die verräterische Gewaltanwendung durch die Wilden hat unsere Hände, die zuvor durch die Pflicht zur Güte und Fairness gebunden waren, freigemacht!“ hieß es in einer Verlautbarung. „Zerstört die, die uns zerstören wollten!“

Und so zogen die damals schätzungsweise 2000 Engländer in Nordamerika in den großen, mehr als zweieinhalb Jahrhunderte währenden Krieg gegen die Indianer. Sie brannten die Dörfer nieder, vernichteten die Ernteten, jagten die Einheimischen wie Vieh, und die Pocken halfen ihnen dabei.

Was man den Fremden nicht freiwillig

Was, außer den Viren, verschaffte den Europäern ihre zerstörerische Überlegenheit? Seit 2000 Jahren besaßen sie eiserne Schwerter, seit 200 Jahren Kanonen, seit 100 Jahren Musketen. Die Indianer kannten nur Keulen, Steinbeile, Spieße mit Stein- oder Knochenspitzen – und, freilich, Pfeil und Bogen, eine für die Weißen immer noch fürchterliche Waffe. Aber über den Ozean schauften die Europäer, weit überlegen an Volkszahl, Habgier und Wirtschaftskraft, eine fast unabsehbare Menge neuer Waffen, neuer Abenteurer heran.

Ihre größte Stärke lag indes in ihrer macht- und goldgierigen Zielstrebigkeit, ihrem Willen zu jeder Brutalität und Hinterlist – und dies mit gutem Gewissen, denn die Indianer waren ja Heiden, die durch Bekehrung zu erlösen den Spaniern der Papst befahl, den Engländern später die Anglicanische Kirche oder das puritanische Gewissen; wenn die Wilden denn überhaupt Menschen wären.

Kolumbus hatte fast überrascht berichtet, er habe wieder der Ungeheuer noch Missgeburtungen gefunden, sondern dem Gegenteil schöne Körper und gut geschnittene Gesichter. Doch der spanische Indienrat bestritt 1524, dass Indianer Menschen seien. 1537 hielt Papst Paul III. dagegen, es sei ein Werk des Teufels, die Indianer als Tiere zu behandeln, die der Taufe nicht würdig seien – „sie sind wirklich Menschen“. Welcher Nachschub an Katholiken winkte



1613 entführen die Engländer Powhatans Tochter Pocahontas, als sie einen befreundeten Stamm besucht (im Bild links) - und der Kupferstecher de Bry lässt nun einen Krieg ausbrechen: Im Bildhintergrund brennt ein Indianerdorf. In Wirklichkeit willigt Powhatan in einen Waffenstillstand ein. Pocahontas heiratet einen Weißen, folgt ihm sogar nach London. Und der Frieden währt neun Jahre lang

gibt, nehmen sie mit Gewalt – erst die Häuptlingstochter, dann das Land

da, 20 Jahre nachdem Luther begonnen hatte, der römischen Kirche Millionen Gläubige abspenstig zu machen!

Waren die Indianer also Menschen, so doch vorerst Heiden und somit Mitmenschen noch lange nicht. An Vereinbarungen mit ihnen hielten sich Europäer nur so lange, wie sie sich als die Schwächeren empfanden; sobald sie sich stark genug fühlten, zerrissen sie jeden Vertrag. Darauf waren die Indianer zumal Nordamerikas nicht gefasst: Wer miteinander die Friedensfeife gerauht hatte, der war eine Verpflichtung eingegangen, an die er sich hielt.

Auch wäre es den Indianern nie eingefallen, einen Stamm, ein Volk, eine Kultur zu vernichten. Sie führten ritualisierte Kriege, um Rache zu üben, Gefangene zu machen oder einfach die Kräfte zu messen. „Wie sie sich aufeinander werfen und sich mit Beilen, Bogen, Messern schwächlich prügeln, das verdient kaum den Namen „Kampf“, schrieb ein englischer Offizier verächtlich.

Noch einmal aber, 1644, stand Opechananough gegen die Weißen auf, in letzter Verzweiflung über den Untergang seines Landes. Zwei Jahre lang wurde gekämpft, 500 Siedler kamen um, die toten Indianer wurden überhaupt nicht gezählt. Dann konnten die Engländer den greisen Häuptling greifen. Er starb im Gefängnis von Jamestown, der Geburtsstätte der amerikanischen Nation, von einem

Soldaten in den Rücken geschossen. Sein Nachfolger wurde genötigt, einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, in dem er auf alles Indianerland verzichtete, das die Siedler haben wollten. Auf *alles*.

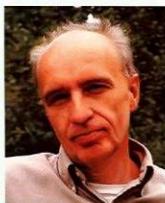
Im fruchtbaren Virginia, einem Kernland der späteren Vereinigten Staaten, war damit der traurige Beweis erbracht: Frieden zu halten, wenn zwei Völker, zwei derart verschiedene Kulturen aufeinander prallen, ist schwierig genug; wenn aber die Invasoren keine Minute daran zweifeln, dass sie und nur sie die rechtmäßigen Herren seien, sich auf einen Gott berufend, der angeblich ihnen alle Macht verlieh und alles Unrecht nachsah: Dann ist Frieden unmöglich.

„Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung“, schrieb der bucklige Göttinger Physikprofessor Georg Christoph Lichtenberg in sein Notizbuch. Das war 1783. Und da war George Fennimore Cooper noch gar nicht geboren (siehe Seite 100) und das Schlimmste noch gar nicht geschehen. □

Wolf Schneider, 75, war unter anderem USA-Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“, Verleger des „Stem“, Chefredakteur der „Welt“, Leiter der Hamburger Journalistenschule und TV-Talkmaster. Er lebt auf Mallorca und hat 23 Bücher veröffentlicht, darunter „Am Puls des Planeten“ (1998), eine Sammlung seiner GEO-Reportagen. Der flämische Kupferstecher und Verleger **Theodor de Bry** (1528–1598) sowie seine Söhne Johann Theodor (1561–1623) und Johann Israel (1565–1609) machten mit ihren Bildern die neue Welt in Europa populär. Die nicht unbedingt exakten Darstellungen beruhen zum größten Teil auf den Aquarellen des englischen Kartografen John White.

DIE SACHE MIT MANITU

Das Überirdische verkörperte sich für die indianischen Völker in Tieren und Bäumen, in Steinen und Bergen, in Sturm und Blitz. Visionen vermittelten ihnen den Willen der Götter. Für diese Glaubenswelt hatten frühe Immigranten



aus Europa nur Hohn und Spott. Nun aber berauschen sich an ihr New-Age-Adepten. Prof. Dr. Christian Feest, Experte für die Indianerkulturen Nordamerikas, rückt einige allzu romantische Vorstellungen zurecht

GEO EPOCHE: Waren die Indianer überhaupt religiös, Herr Professor Feest?

FEEST: Aber ja. Niemand bezweifelte die Existenz des Übernatürlichen. Religion – genauer gesagt: das Transzendentale – war für die indigenen Völker Nordamerikas mit allen Aspekten ihres Lebens verbunden.

Also keine Trennung zwischen Glauben und Wissen, zwischen Diesseits und Jenseits?

Nein. Für alle diese Völker – so unterschiedlich ihre Glaubensvorstellungen auch gewesen sein mögen – manifestierte sich das Übernatürliche in ihrer Umwelt: Also in bestimm-

ten Plätzen und in Himmelerscheinungen, in Tieren und in Pflanzen, ja sogar in Steinen und anderen Gegenständen. *Was weiß man über den Glauben der Indianer in voreuropäischer Zeit?*

Nicht sehr viel Präzises. Mangels indianischer Dokumente müssen wir uns auf von Europäern verfasste Schriftquellen verlassen, und die sind entsprechend geprägt. Auch müssen wir uns, wenn wir von Indianerreligionen reden, immer bewusst sein, dass vieles nur für bestimmte Regionen gilt. *Aber gibt es doch auch unverdächtige Zeugnisse aus genuiner indianischer Überliefe-*

rung, die hinreichende Rückschlüsse erlauben?

Ja, aber sie sind nicht immer leicht aus dem komplexen religiösen Bild herauszupräparieren, das uns vorliegt.

Woran aber glaubte das Volk tatsächlich? An wen wendete man sich, wenn man übernatürliche Hilfe erlebte?

In der Regel an persönliche Schutzgeister, die man in Träumen und Visionen kennen gelernt hatte.

In welcher Gestalt?

Meist in der von Tieren oder Pflanzen, aber auch als Blitz, Donner, Berg oder Stein. Da gab es Wesen, die für Lebenskrisen, und solche, die für be-



Tänzer der Kwakiutl, eine

stimmte Bereiche des Lebens zuständig waren – etwa den Herrn der Tiere, den man bei mangelndem Jagdglück bewegen musste, die Tiere nicht mehr zurückzuhalten.

Man bedurfte also gar nicht der Vermittlung von Schamanen oder Priestern, sondern wandte sich höchstpersönlich an die höheren Mächte?

In der Regel war das so – zu den Ausnahmen kommen wir gleich. Allerdings wurden solche individuellen Beziehungen vielfach kollektivisiert.

Was für Kollektive waren das? Verwandtschaftsgruppen bei den sesshaften Völkern im Osten oder bei den Algonkin



Stämme an der Nordwestküste, beschwören mit traditionellen Masken die mythische Urzeit

sprechenden Völker im Gebiet der Großen Seen zum Beispiel. Man hat sie ihrer tiergestaltigen Wappen wegen auch als Totemclans bezeichnet. Die Wappentiere hatten aber keine religiöse Bedeutung – die Gruppen nannten sich nur nach ihnen. Bei ihnen spielten die Rituale auf die Vision eines sagenhaften Clangründers an: auf dessen Versprechen, dem Clan auf ewig beizustehen. Und im Unterschied zu diesen Gruppen gab es Bünde, in die die Einzelne wegen seiner Visionen oder Träume aufgenommen wurde und die dessen Visionen in gemeinsame Rituale integrierten.

Diese Bünde sammelten also ebenfalls religiöses Wissen? Ja. Aber dieses Wissen hatte bei ihnen meist auch praktische Bezüge, insbesondere in den so genannten Medizinbünden. In diese Bünde konnte man im Falle einer Krankheit eintreten wie in eine Krankenkasse. Die Mitgliedschaft eröffnete dann die Möglichkeit, von anderen Mitgliedern – den Spezialisten in dieser Gruppe – geheilt zu werden. Aber es gab noch andere Vereinigungen mit religiösem Akzent, etwa Handwerker- oder Kriegerbünde. Die Voraussetzungen für die Aufnahme waren auch hier Visionen.

Konnte da wirklich jeder einfach behaupten, er habe diesen oder jenen Traum gehabt? War die Ernsthaftigkeit eines solchen Erlebnisses denn eigentlich nachzuprüfen? Der Traum war für die Indianer eine sehr reale Erfahrung – in mancher Hinsicht wertvoller als die Wacherfahrung. Wenn jemand also sagte, er habe dieses oder jenes geträumt, dann galt das auch, und man hatte so zu handeln, wie der Traum es vorgab. Jede Kommunikation mit Übernatürlichen im Traum wurde als reales Erlebnis akzeptiert. Kommunikation mit übernatürlichen Wesen? Hatten

die Indianer denn eine Vorstellung von einem hierarchisch geordneten Pantheon?

Solche Systeme sind typisch für unsere europäische Kultur, die übernatürliche Wesen stets individualisiert. So gehen wir von einer Schöpfergottheit aus, die die Welt erschaffen hat. Bei den Indianervölkern hingegen wird die Schöpfung auch irgendwie erklärt, aber nicht notwendigerweise als Produkt eines Wesens, das Verehrung genießt. Was immer diese Welt samt der darin existierenden Wesen in mythischer Urzeit geschaffen hat, hat sich danach zurückgezogen und nun keinerlei Bedeutung mehr.

Und was ist mit dem Großen Manitu?

Manitu war ursprünglich bei Algonkin sprechenden Völkern die Bezeichnung für übernatürliche Wesen schlechthin: für jene etwa, die in Bäumen und in Tieren wohnen. Umgekehrt vom 18. Jahrhundert an kamen bei den Algonkin Begriffe wie „großer“ Manitu auf. Und es gibt Hinweise darauf, dass damit nun tatsächlich ein Wesen gemeint war, das die Kollektivität aller Manus repräsentierte.

Gab es bei Indianern überhaupt Priester, also Spezialisten für Transzendenten?

Ja, bei den sesshaften Völkern. Denn überall dort, wo sich Institutionen entwickelten – vorzugsweise in siedlenden, Feldbau treibenden Kulturen –,

Der Leichnam wird auf Umwegen zu Grabe getragen, um den

erhielt auch der religiöse Bereich nach und nach eigene Konturen. Bei den Pueblo-Indianern im Südwesten gab es beispielsweise Bünde, deren Mitglieder im Rahmen der jahreszeitlichen Rituale bestimmte Aufgaben zu erfüllen hatten, auch wenn sie noch keine hauptberuflichen Priester waren.

Was für Aufgaben waren das?

Wenn die Maisfelder Regen brauchten, kamen die „Kachina“ in die Dörfer – übernatürliche Wesen, die in gewisser Weise Ahnencharakter hatten und die als Mittler galten zwischen den Menschen und den

eigentlichen Wesen, die die Welt regieren. Verkörpert wurden die Kachina im Ritual durch die Mitglieder von Bünden, wie wir sie eben erwähnt haben. Und zwar nicht symbolisch, sondern durchaus real – als Spender übernatürlicher Gaben.

Und andernorts waren die Fachleute für die Kommunikation mit dem Übernatürlichen Profis?

Ja. Als bei den Feldbau-Gesellschaften die Fruchtbarkeitsrituale eine immer größere Rolle spielten, waren die nur noch von Priestern wahrzunehmen. Im Südosten, etwa

bei den Natchez oder Creek, waren Priester für die Tempelkulte zuständig – und für die Abwicklung von Staatsritualen: von Rituale, die übernatürliche Mächte zur Unterstützung der Führungsschicht beschworen, unter anderem durch Regenmagie.

Angesichts der von Ihnen erwähnten Integration von Diesseits und Jenseits im Weltbild der Indianer liegt die Frage nahe, ob diese an etwas glaubten, das den Tod des Menschen überlebt?

Ja, sie glaubten an das Unsterbliche im Menschen – und zwar vielfach an die auch aus anderen Weltanschauungen bekannte Variante, nach der einem Menschen zwei Seelen zugemessen sind: eine „Lebensseele“, die gewissermaßen die Lebensfunktionen repräsentierte, und eine „Freiseele“, die für das Denken des Menschen stand.

Wie haben wir uns das konkret vorzustellen?

Während die Lebensseele sich nicht oder nicht weit von einem Menschen entfernen durfte, ohne dass dieser starb, konnte die Freiseele, auch „Gedankenseele“ genannt, den Körper verlassen – wenn der Mensch schlief und sich in andere Gegenden, andere Welten träumte. Nach dem Tod eines Menschen ging diese Freiseele ein in ein Jenseits, das sehr unterschiedlich konstruiert sein konnte. Aber auch die Lebensseele verschwand nicht

gleich mit dem Tode, sondern verblieb noch längere Zeit in der Nähe des Körpers – als Totengeist, der oft als gefährlich galt und gegen den man sich wappnen musste.

Wappnen? Auf welche Weise?

Indem man bei der Bestattung einen großen Umweg mit der Leiche machte, damit jener Geist nicht ins Dorf zurückfand. Oder indem man den Leichnam durch ein Loch in der Wand und nicht durch die Tür hinaustrug – und danach das Loch wieder schloss.

Die Freiseele aber kam in den Himmel?

In einen Idealzustand – bekannt unter dem Schlagwort „ewige Jagdgründe“. Ein jeder kam dorthin oder fast jeder – unbeschadet seines Verhaltens im Diesseits.

Mussten Sünder keine Sanktionen fürchten?

Doch, aber nur im Diesseits. Die Seelen hingegen kamen ins Jenseits, weil sie eben Seelen waren – fast alle wenigstens. Denn mitunter hing das Seelenheil von der Todesart ab. So sollten die Freiseelen von Ertrunkenen nicht in jene glückliche Welt gelangen.

Warum denn das?

Wohl weil man Ertrunkene selten ordentlich bestatten konnte. Und das korrekte Bestattungsritual war eine Voraussetzung dafür, dass man das schöne Jenseits erreichte.

Dort waren dann alle gleich?



Ein Pflock ist unter seine Brusthaut gerammt und an einer Stange festgebunden: Tanzend reißt sich der Blackfoot den Pflock heraus, um im Schmerz mit einer Vision belohnt zu werden. »Nachgesang« heißt die spätwinterliche Zeremonie, während der Navajo in Göttermasken um milde Gaben bitten. Das Ritual soll Erkrankungen des Kopfes entgegenwirken



Totengeist zu verwirren

schaften vor – als Basisdemokratien – gewissermaßen. Das kam ja auch vor, aber häufiger waren stark gegliederte Klassengesellschaften: Adel, Gemeinfreie, Sklaven. Auch Seelen waren bei diesen Stämmen von unterschiedlicher Klasse. Sklaven hatten wahrscheinlich gar keine richtige Seele, weil sie ohnehin keine richtigen Menschen waren – wie übrigens auch die Fremden nicht. Und den Adligen war auch im Jenseits ein besseres Schicksal vergönnt?

Ja. Bei den Kwakiutl an der nördlichen Pazifikküste etwa verfügten die Adligen häufig über die Seelen von Walen – der für sie wichtigsten Meeresbewohner also –, und diese Seelen wanderten nach dem Tod eben auch zu den Walen. Die Seelen der meisten anderen stammten von minder wichtigen Tieren, die irgendwo im Landesinneren heimisch sind, hatten also auch im Jenseits einen geringeren Sozialstatus.

Verborg sich in solchen Vorstellungen der Glaube an Seelenwanderung?

Mindestens war vielen Indianervölkern die Idee von einem Kreislauf der Tierseelen vertraut: Ein Jäger, der ein Tier erlegt hatte, zeigte dem Herrn der Tiere mit einem Ritual an, dass das Töten nicht böse gemeint war, sondern Ergebnis des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen dem Jäger und dem Herrn der Tiere. Der



Mit einem Bisontanz erflehen Indianer im Pueblo-Dorf Hano reiche Jagdbeute

Jäger überließ dem Herrn der Tiere dann die Knochen der Beute, damit dieses Tier wieder geboren werden konnte. Und der Herr schickte immer dieselben Tiere auf die Welt, die immer wieder getötet und wieder geboren wurden.

Zurück zu den Menschen. Wie gingen Hinterbliebene mit dem Erlebnis des Todes um? Gab es einen Totenkult?

Es gab sogar ausführliche kollektive Totenrituale – aber jeweils nur etwa ein Jahr lang. Dann wurde der Totengeist endgültig verabschiedet, und jeder war seiner Trauerpflichten ledig. Die Hinterbliebenen hatten nun genug in ihre Trauer investiert, und die Gesellschaft nahm sie wieder auf. Jetzt konnte man wieder heiraten, zum Beispiel. Solche Rituale belegen, dass in diesen Gesellschaften soziale Beziehungen in hohem Maße auf dem Austausch beruhten: Man

leistete etwas, und bekam dafür ebenfalls etwas wieder. Auch wer Frieden schloss, tauschte mit dem Partner bestimmte Gegenstände aus.

Stand dieser Gedanke der Wechselseitigkeit auch hinter den rituellen Opfern?

In der Tat. Man zahlte ja keine Kirchensteuern an die überirdischen Wesen, sondern gab ihnen etwas, weil man etwas von ihnen haben wollte. Man rauchte Tabak, weil der Geruch des Tabaks die Überirdischen erfreute. Man warf ein Stück Fleisch ins Feuer und legte die Knochen für den Herrn der Tiere an einen Platz, wo die Hunde sie nicht fanden. Auch andere Nahrungsopfer, Erstfruchtopfer etwa, waren weit verbreitet.

Hat diese Wechselseitigkeit oder auch die davor angesprochene Kreislauf-Idee etwas mit dem Begriff der Nachhaltigkeit zu tun, der heute in der

ökologischen Diskussion eine so große Rolle spielt?

Jeder war sich bewusst, dass ihn ständig übernatürliche Wesen umgaben, die jede Veränderung in der Natur bewirkten und auf die stets Rücksicht zu nehmen war. Das führte zu Verhaltensweisen, die man im Nachhinein als ökologisches Naturverständnis bezeichnet hat. In Wirklichkeit haben diese Völker nichts aus ökologischem Antrieb getan, sondern sind mit der Natur respektvoll umgegangen, weil sie sie von übernatürlichen Wesen belebt wussten. Und mit denen hatte man ein gutes Einvernehmen zu bewahren, damit einem nichts Übles geschah.

Keine Einsicht also in ökologische Abläufe, sondern Abhängigkeit von den Wesen, die alles in der Natur dominieren? Indianer respektierten Tabus aus religiösen Gründen, wie andere Gesellschaften in unter-



Kalifornische Hupa mit Fellen von Albinohirschen beim jährlichen Welterneuerungsfest

schiedlichem Ausmaß auch. So wie man bei den Apache die Schwiegermutter oder den Schwiegervater vor lauter Respekt nicht anschauen durfte, so gab es auch bestimmte Verhaltensvorschriften für den Umgang mit übernatürlichen Wesen. Die Welt der Indianer war eine Welt voller Vorschriften, voller Meidungen.

In dieser Welt erschienen nun die christlichen Missionare, verteufelten die alten Vorschriften und predigten neue Zwänge?

Sie stießen aber auch auf ein starkes Interesse – auf eines, das viele indigene Völker am Christentum hatten. Es ergab sich aus krisenhaften Erscheinungen in ihrer Gesellschaft infolge der Konfrontation mit den Europäern, die mit eigenen Mitteln nicht mehr kon-

trollierbar waren. Nehmen wir ein Beispiel: die von Europäern eingeschleppten Seuchen. Plötzlich hatten es Amerikas Ureinwohner mit existenzbedrohenden Krankheiten zu tun, gegen die kein traditioneller Heilkundiger helfen konnte. Daraus schlossen die Indianer: „Kaum sind diese Weißen hier, werden wir krank und sterben – also muss ein böser Zauber dahinter stecken.“

Aber: Wenn diese Leute die Verursacher sind, dann haben sie auch die übernatürliche Kraft zur Heilung.“

Und das waren dann die geistigen Übernahmekandidaten der Missionare?

Ja, als zum Beispiel im 17. Jahrhundert Jesuiten bei den Huronen das Christentum predigten, wurde ihnen entgegnet: „Was ihr da sagt, mag gut

sein für euch, aber wir haben unsere übernatürlichen Wesen und wissen, was gut für uns ist.“ Angesichts einer Seuche aber kamen die Huronen zur Überzeugung: „Die sind offenbar mächtiger als wir. Wir müssen doch wohl mit denen gemeinsame Sache machen.“

Das Christentum war für die Indianer also gar nicht primär als Religion attraktiv?

Sie erlebten die Missionare in deren merkwürdiger Doppelfunktion, nämlich als Vermittler von Religion und als Vermittler der europäischen Zivilisation. Doch obwohl viele Missionare sehr engagiert waren, sich persönlich verantwortlich fühlten für die Menschen, die sie konvertiert hatten, schafften sie es nicht, die Diskriminierung der indigenen Völker zu überwinden.

Man opferte den Gei

Und das war der Grund für die Abkehr der Indianer vom Christentum in der Folgezeit? Von völliger Abkehr kann man nicht reden. Irgendwann im späten 19. Jahrhundert begannen die Neuchristen enttäuscht auf ihre Wurzeln zurückzutreffen. Sie bewahrten aber Elemente des Christentums, besonders im formalen oder auch im sozialen Bereich, und verbanden sie mit Ideen aus der Tradition. So sind Mischreligionen entstanden. Heute gibt es manche Spielarten des Christentums, die auf Visionen zurückgreifen, die von christlichen Geistlichen wenig geschätzt werden. Denn wer seine eigene Visionen haben kann, braucht den Geistlichen nur noch für Spezialfälle.

Visionen, die durch Rauschmittel provoziert werden, wie etwa Peyote?

Ja, die Peyote-Anhänger genießen diesen halluzinogenen Kaktus gemeinsam – in einer Art Messritual.

Wie viele bekennen sich heute zur Peyote-Religion?

Zahlen gibt es da nicht. Aber sie ist gegenwärtig sicherlich die größte indigene Religion in Nordamerika. Doch während die Peyote-Religion überregional auftritt, sogar missioniert, gibt es zahlreiche lokale Vermischungen mit mehr oder weniger christlichen Elementen.

Unverfälschte Indianerreligionen sind gar nicht mehr vorhanden?

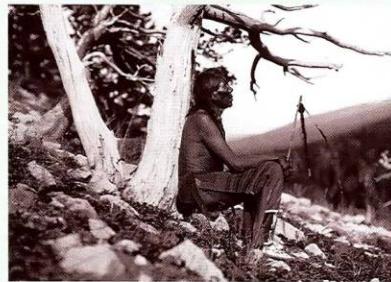
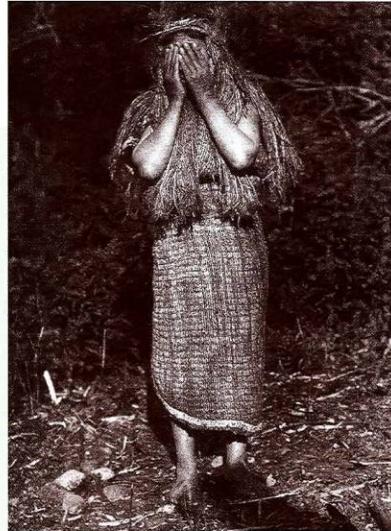
tern, um etwas von ihnen zu bekommen

Völlig unberührte jedenfalls nicht. Allenfalls gibt es wie bei den Lakota Medizinhänen, die ein Heilungsritual vollziehen, das nicht oder kaum beeinflusst ist vom Christentum – das daneben existiert. Und viele Religionen, etwa die an der Pazifikküste, sind völlig verschwunden. Erhalten aber hat sich doch das allgemeine Bekennnis der Indianer zu Mutter Erde?

Ach, ich habe keine überzeugenden Belege dafür gefunden, dass „Mutter Erde“ – die Vorstellung von der Weiblichkeit der Erde, die Erde als persönliche Gottheit – ein gesamtindianisches Konzept gewesen ist, mindestens nicht in voreuropäischer Zeit. Natürlich, in Feldbau-Regionen haben Muttergottheiten, Erdgottheiten, eine gewisse Rolle gespielt. Wenn aber behauptet wird, ein indianischer Begriff wie „Herrin der Tiere“ meine eigentlich „Mutter Erde“, so ist das ein bisschen weit hergeholt. Ich glaube eher, dass das Konzept aus Europa importiert worden ist, wo es seit der Antike bekannt ist.

Warum sind gerade die indianischen Religionen oder das, was man darunter versteht, im weißen Westen, in Europa zumal, so populär geworden?

Im Wesentlichen beruht das auf idealisierten Vorstellungen. Man sah in den Völkern Nordamerikas ein positives Gegenbild zum Elend der Städte, zur Armut und Be-



Das Gesicht mit den Händen bedeckt, hofft eine Schamanin der Nootka an der Nordwestküste auf eine Vision. Der Medizinmann Three Bears vom Volk der Blackfoot erwartet in der Einsamkeit Montanas eine Begegnung mit den Übernatürlichen

drängtheit des urbanen Lebens. Da waren Menschen, die noch im Urzustand, in Freiheit, lebten, der edle Wilde, der jagt, was in Europa ein Adelsprivileg war. So ist der Indianer – diese Ausgeburgt der europäischen Phantasie – Musterbeispiel gegen die Defizite der eigenen Gesellschaft und moralische Instanz geworden. Und wer eine Alternative zum

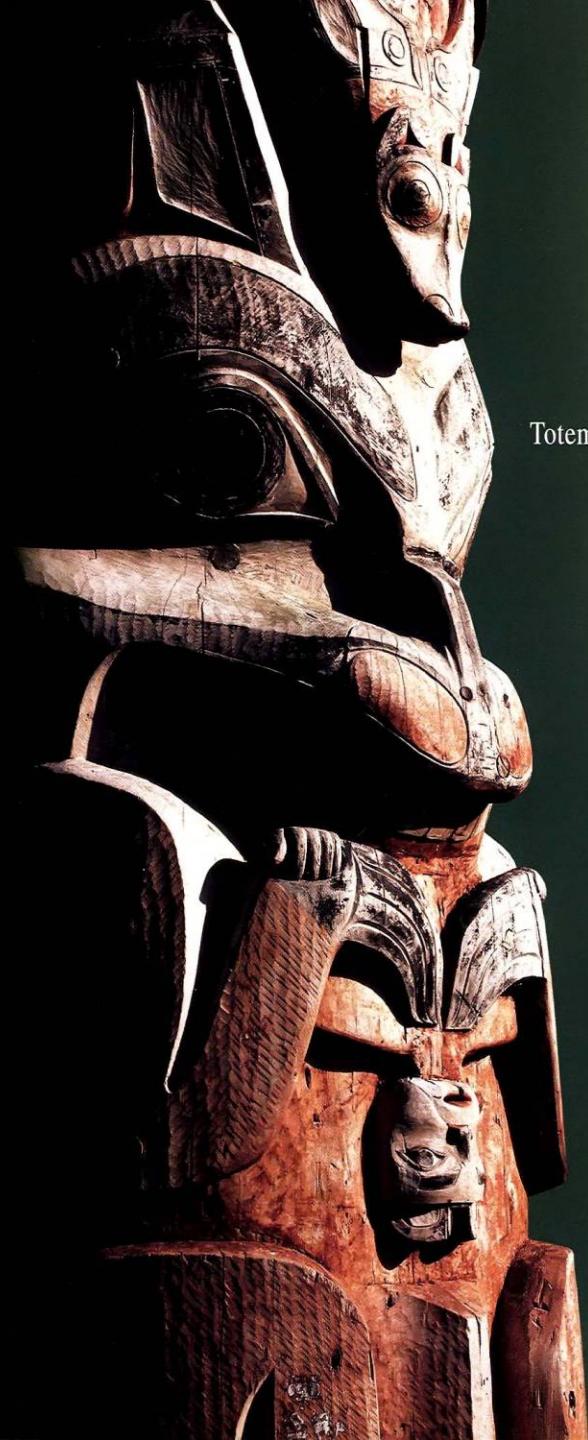
Christentum suchte, kam so eben auch auf die Indianer ...
... die sich dann auch noch ökologisch tadellos verhielten und verhalten ...

... ja, da hat man sich in die Vorstellung verliebt, dass die Indianer das korrekte Naturverständnis besaßen und dass schon deshalb ihre Spiritualität nachahmungswert sei. Was könnte denn tatsächlich von ihrem spirituellen Erbe überdauern?

Ich bin kein Prophet. Doch die Völker Nordamerikas und deren Kultur sind schon oft totgesagt worden – und es gibt sie immer noch als unterscheidbare Gruppen mit spezifischen Qualitäten. Auf der anderen Seite ist seit 500 Jahren viel an Differenzierung verloren gegangen, haben diese Völker sich enorm einander angepasst – und sich in die amerikanische Gesellschaft integriert. Selbst aber sind sie pluralistisch geworden: Statt einheitlicher Werthaltungen hegen sie heute divergierende, ja diametrale Wertvorstellungen. Trotzdem: Unwahrscheinlich ist es nicht, dass sich innerhalb dieses Pluralismus Vorstellungen von Religion entfalten, in denen jenes spirituelle Erbe fortwirkt. □

Das Interview mit Dr. Christian Feest, 55, Professor für Historische Ethnologie an der Universität Frankfurt/Main, führte Cay Rademacher. Eingerichtet hat es Ernst Artur Albaum. Viele Informationen zum Thema liefert Christian Feests Taschenbuch „Besessene Welten. Die Religionen der Indianer Nordamerikas“, 1998; Herder, Freiburg; DM 26.80

Totempfähle,



kult

Adlermasken, Sandgemälde: Jedes »beseelte Werk« der Indianer erzählt von Göttern und Mythen

objekte

Kunstwerke waren nie Selbstzweck bei den indianischen Völkern, sondern fast immer auch sakrale Gegenstände. Denn ihre Muster, Zeichen und Figuren führen den Eingeweihten in die Welt der Götter und Geister. Und erzählen von Visionen und von den Ruhmestaten der Ahnen. So ist ein Totempfahl, wie dieser aus dem Stamm der Haida, nicht nur das Wappen des Clans, sondern auch kultisches Denkmal – Erinnerung an einen sagenhaften Vorfahren, der im Rachen eines Bären verschwand



Federhauben waren die Orden der Indianer in den Großen Ebenen: Nur bewährte Krieger durften sie tragen. Der Kopfschmuck der Gros Ventre (rechts) war geflochten aus gelbem Pferdehaar und rotgefärbten Adlerfedern: Das Rot symbolisiert die spirituelle Kraft ihres Trägers. Bei den Apache galt die mit Perlen, Federn und einem Medizinbeutel verzierte Lederhaube als magischer Schutz: Wer sie trug, fühlte sich im Kampf sicher.



tapferkeit







Wer bei den Lakota zeigen wollte, was er im Kampf geleistet hatte – wie hier in einer Schlacht mit den Crow –, der malte seine Heldenataten auf eine gegerbte Bisonhaut. Der Mantel aus Hirschhäuten (unten) ist fast zweieinhalb Meter lang und wird dem Häuptling Powhatan zugeschrieben, der um 1610 weite Gebiete im heutigen Virginia beherrschte. Vermutlich stehen Hirschkuh (links) und Berglöwe, aus Muscheln aufgestickt, für Geister, die den Indianerfürsten schützen sollten



ehrensache



Zum Neujahrs-
fest der Irokesen
trugen Tänzer Mais-
geister-Masken
(rechts) und sagten
voraus, wie gut die
nächste Ernte würde.
Bei den Kwakiutl
waren manche Masken
zweigesichtig: Unter
dem Adlerkopf verbar-
gen sich die Züge
mythischer Vorfahren –
viele Indianer glau-
ben noch heute, dass
Geister sich mal als
Tiere, mal als Men-
schen zeigen



beschwörung



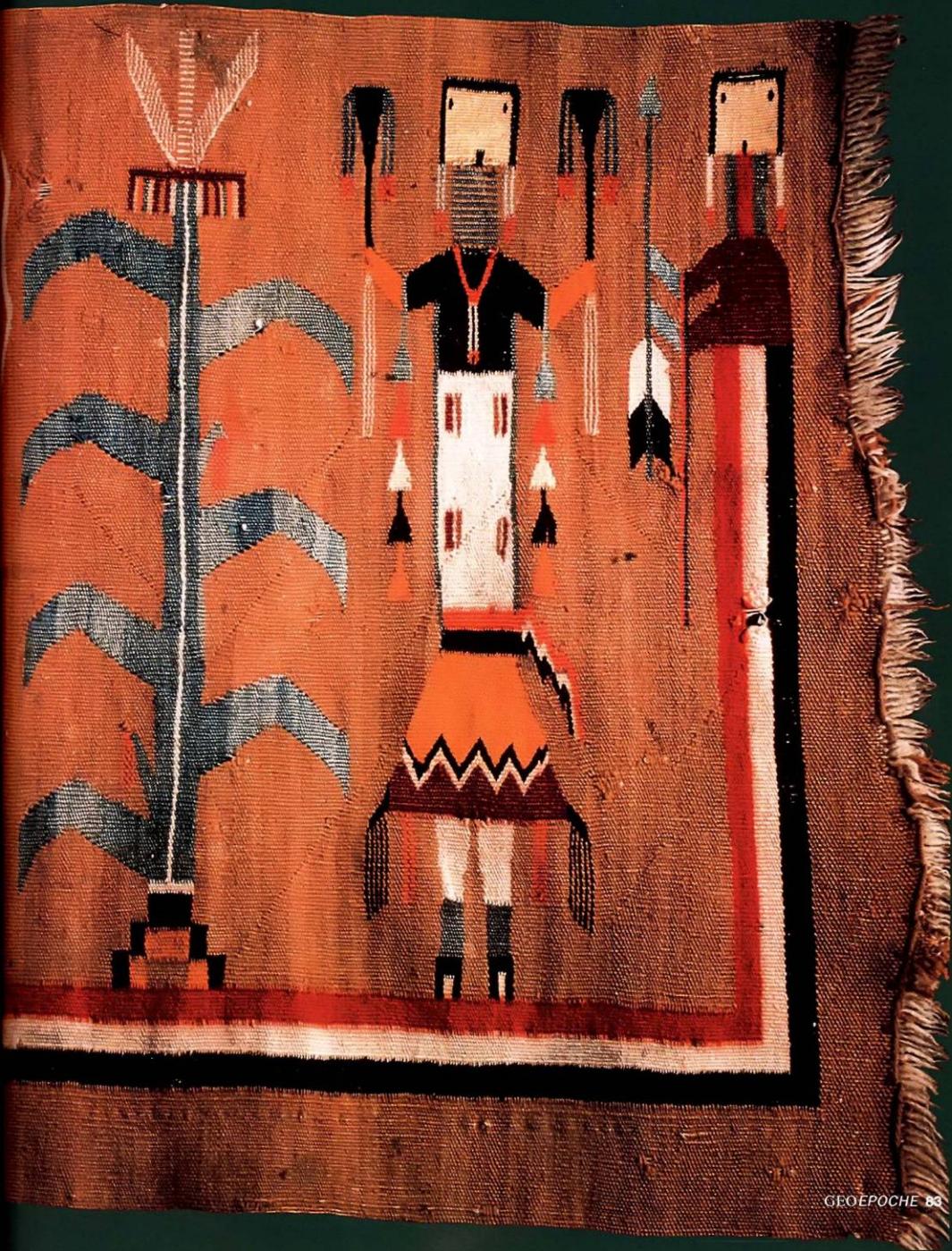


Ein Navajo-Teppich, gewebt nach einem Sandbild: Zwei Götter überbringen dem Stamm seine heilige Pflanze – den Mais; ein Regenbogen mit Kopf und Füßen beschützt sie. Solche mythischen Szenen gehören noch heute zu Heilzeremonien. Dabei streuen Medizinhörner Bilder aus buntem Sand auf den Boden; der Patient nimmt in ihnen Platz und soll dort die Heilkraft der Götter spüren

1611 verbündeten sich vier Stämme der Huronen mit den Franzosen – und schenkten ihnen einen jener Wampum-Gürtel aus Perlen, mit denen die Völker der Großen Seen ihre Verträge besiegelten

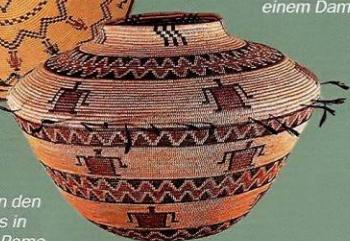
zeremonie







Frauen lernen das Flechten von den Göttern, heißt es in den Mythen der Pomo. In den Korb rechts sind Mäander und Figuren eingearbeitet. Der flache Apache-Korb oben wird von Tänzern geziert



Lakota-Frauen nähten aus ungegerbten, mit abstrakten Mustern bemalten Häuten Truhen. In diesen transportierten die Nomaden ihre Kleidung, ihre Leggings und Mokassins

alltag

Eine Navajo-Decke aus dem Jahre 1890: Die Weberin verband traditionelle Motive ihres Stammes – Zickzack-Muster, heilige Bäume – mit solchen aus moderner Zeit, etwa einem Haus oder einem Dampfschiff



Die Völker der Großen Ebenen legten die Nabelschnur ihrer Neugeborenen in kleine Beutel und gaben sie den Säuglingen als Glücksbringer in die Wiege. Die Taschen der Jungen hatten die Form der flinken Eidechse (links), die Beutel der Mädchen waren Schildkröten nachempfunden, auf deren Rücken die Erde ruht





Kachina-Puppen
stellen Ahnengeister
dar, die den Hopi
Regen bringen. Auch
heute noch verteilen
maskierte Tänzer
die Figuren an Fest-
tagen an kleine
Mädchen – damit
sie die Götter ihres
Volkes kennen
lernen



«Mann im Mond» nannte der Häuptling Arapoosh jene düstere Figur, die er um 1820 auf seinen Schild malte (rechts). Sie war dem Anführer der Crow in einer Vision erschienen, und er erhoffte sich von ihr, wie von den Federn, den Tierpfoten und dem Vogelschädel, magischen Schutz im Kampf. Mit den vier Adlerfedern und der Schildkröte auf seinem Schild rühmte sich ein Cheyenne-Krieger seines Mutes und seiner Ausdauer



beistand



Wer kam als erster nach Amerika?

Vor etwa 13 000 Jahren wanderten sibirische Nomaden über die Beringstraße nach Amerika und besiedelten den Kontinent – das war bisher die herrschende Lehrmeinung. Doch nun finden Anthropologen, Genforscher und Linguisten immer mehr Indizien für andere Hypothesen. Womöglich wurde die Neue Welt in der Steinzeit sogar mehrmals entdeckt

VON CHRISTIAN NÜRNBERGER

Die Großwildjäger freuten sich auf reiche Beute. Sie hatten die Mammutherden ostwärts durch die Tundra getrieben und wählten sie nun in der Falle, denn nach Norden konnten die Tiere nicht ausweichen. Da waren die Gletscher. Auch im Süden versperrten die eiszeitlichen Barrieren den Weg. Den Herden blieb nur die Flucht nach Osten – so lange, bis auch dort die Eismassen den Tieren den Weg abschneiden würden. dachten die Jäger. Dann würde es ein Schlachtfest geben.

Aber es gab keine Eis sperre. Immer weiter verfolgten die Nomaden ihre Beute, immer tiefer drangen die Tiere und Menschen südostwärts in das eisige Tal.

Zur Linken und zur Rechten lagen unüberwindliche Gletscher, aber nach vorn war der Weg offen. Wohin führte er? Irgendwann musste er doch ein Ende haben und sich so verengen, dass die Mammuts keinen Ausweg mehr finden.

Das Land war karg, noch karger als dort, woher die Jäger gekommen waren. Fette Weiden für große Herden bot dieser Korridor nicht. Also umkehren? Dazu hatten sich die Menschen offenbar schon zu weit vorgewagt. Außerdem waren sie wohl neugierig, wollten wissen, wohin dieser Weg sie führt, und wann er endet. Also weiter – jetzt südwärts.

Und dann die Überraschung. Der Wegweitete sich, mündete in ein Land, das sich nach Westen, Süden und Osten öffnete. Vor ihnen lag eine Grassteppe, ein Jagdparadies voller Mam-

muts, Mastodonten und Riesenbisons.

Die gejagten Mammuts hatten die Jäger in eine neue Welt geführt, auf einen Kontinent, von dem keiner der ihren etwas gerafft hatte. Viele tausend Jahre später sollte er den Namen Amerika erhalten, und das Eistal, durch das die steinzeitlichen Nomaden nach Süden gelangt waren, „Mackenzie-Korridor“, nach einem dortigen Fluss.

In wenigen hundert Jahren von Alaska nach Feuerland

Aber wie waren die Jäger überhaupt zum Ausgangspunkt jenes Korridors gekommen? Höchstwahrscheinlich über eine Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska, die heute in Höhe der Beringstraße tief unter der Beringsee liegt.

Damals, am Ende der letzten Eiszeit, ragte diese Brücke aus dem Meer, weil in den Gletschern so viel Wasser gebunden war, dass der Meeresspiegel bis zu 100 Meter tiefer lag als heute und das Meer einen Landstreifen zwischen den Kontinenten freigab. In dieser Zeit konnten sich Menschen, Tiere und Pflanzen zwischen Sibirien und Alaska auf dem Landweg ausbreiten.

Vor etwa 13 000 Jahren^{*} haben diese Einwanderer amerikanischen Boden betreten. Zahlreiche Ausgrabungen deuten darauf hin, dass die Nomaden in wenigen hundert Jahren die Südspitze Südamerikas erreicht und so den ganzen Kontinent von Alaska bis Feuerland besiedelt haben.

Die Beringbrücke war nun wieder überflutet, der Kontinent Amerika von Asien abgeschnitten. Ungestört von weiteren Einwanderern konnten sich die aus Asien stammenden Ur-Amerikaner zu den Vorfahren all jener Völker entwickeln, die die Europäer nach 1492 in die Neuen Welt antrafen. Das jedenfalls war bis vor wenigen Jahren die Lehrmeinung der führenden Archäologen.

Aber war sie auch korrekt? War Amerika wirklich über Jahrmillionen ein menschenleerer Teil der Erde?

Sehr viel früher, vor rund 250 Millionen Jahren, war Nordamerika, wie alle anderen heutigen Kontinente auch, Teil der riesigen Landmasse Pangäa. Dann, vor etwa 170 Millionen Jahren, brach dieses zusammenhängende Festland auseinander,

* Alle Daten in diesem Report nach der kalibrierten Radiokarbon-Messung.

und die Teile bewegten sich voneinander fort.

20 Millionen Jahre später teilte sich auch das südliche Bruchstück, was zur Bildung des atlantischen Beckens führte, mit Afrika an dem einen und Südamerika an dem anderen Ufer. Die Trennung erfolgte also lange vor dem Auftreten der ersten Hominiden, weshalb es gut möglich ist, dass es auf dem weitestgehend isolierten Erdteil Amerika keine Chance zur Entwicklung des *Homo sapiens* gab – und weshalb sich in ganz Amerika bis heute keine einzige Spur von *Homo habilis*, *Homo erectus* oder anderen Vorläufern des heutigen Menschen findet.

Dieser Erdteil scheint tatsächlich sehr spät besiedelt worden zu sein, und zwar erst durch den *Homo sapiens sapiens*, den modernen Menschen. Aber wirklich erst vor rund 13 000 Jahren?

Was die Archäologen bisher so sicher gemacht hat, sind die vielen Funde, welche die Beringstraßen-Theorie stützen. Von Alaska über New Mexico bis Feuerland wurden Skelette von erlegten Tieren, Werkzeuge und Waffen aus Knochen und Stein geborgen.

Mithilfe der Radiokarbon-Messmethode konnte ermittelt werden, dass nichts davon älter als 13 350 Jahre ist. Vor allem in Nordamerika gleichen sich die Werkzeuge und Speerspitzen über 400 Jahre lang – von vor 13 350 bis vor 12 900 Jahren – so sehr, dass die Archäologen von einer einheitlichen Kultur sprechen – von der Clovis-Kultur. Denn bei Clovis im US-Bundesstaat New Mexico sind 1937 zum ersten Mal über 10 000 Jahre alte Speerspitzen und Kno-



1996 wurde im US-Staat Washington das Skelett eines Mannes gefunden. Er hatte vor über 9400 Jahren gelebt, und seine Gesichtszüge deuteten auf eine europäische – oder südostasiatische – Herkunft. Bis heute ist die Abstammung des »Kennewick Man« nicht zweifelsfrei geklärt. Nur eines ist ziemlich sicher: Ein Nachfahr eingewandter sibirischer Nomaden war er nicht



In einer Höhle in Nevada entdeckten Archäologen menschliche Gebeine, die mit 9400 Jahren so alt sind wie die des Kennewick Man. Wie die Rekonstruktion ergab, besaß auch der »Spirit Cave Man« keine mongoloiden Gesichtszüge – er war also ebenfalls nicht von sibirischer Abkunft. Als seine nächsten heutigen Verwandten gelten die Ainu, die Ureinwohner Japans, und die Menschen auf der Osterinsel

chen erlegter Mammuts gefunden worden.

Lange haben die Clovis-Menschen den Wissenschaftlern als die Ureinwohner Amerikas gegolten – und als Ahnen der heutigen Indianer. Wären allerdings die ersten Menschen über Alaska nach Amerika eingewandert, dann müssten auf dieser Strecke auch die ältesten archäologischen Zeugnisse dieser Besiedlung zu finden

sein. Doch obwohl Archäologen, Geologen und Paläontologen das Land in den vergangenen Jahrzehnten systematisch durchforscht haben, sind keine eindeutigen Spuren von Menschen gefunden worden, die Vorläufer der Clovis-Kultur im Süden sein könnten.

Das beweist natürlich nichts. Die entscheidenden Hinterlassenschaften der ersten Einwanderer können wei-

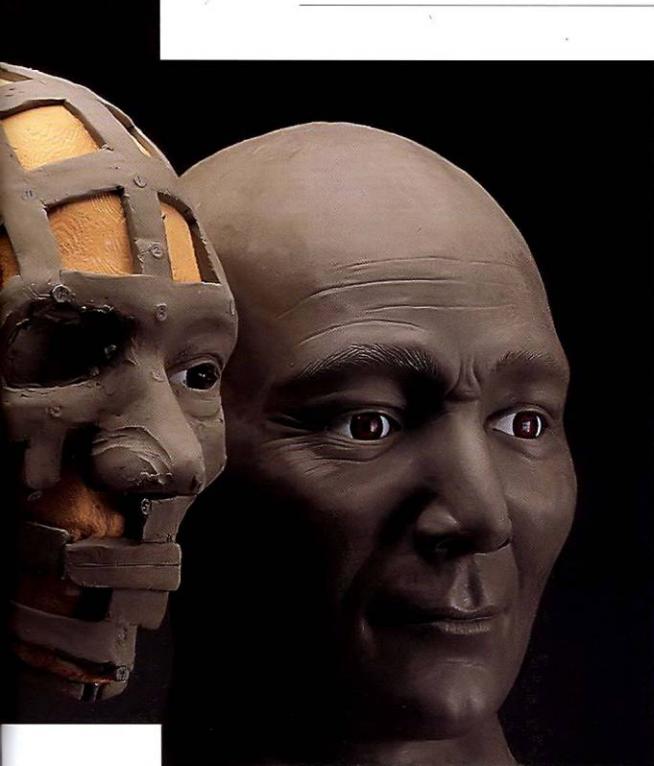
ter ihrer Entdeckung harren oder auch für immer verschwunden sein. Trotzdem müsste der Mangel an Beweisen die Archäologen eigentlich veranlassen, eine gewisse Skepsis gegen die eigene Lehrmeinung wach zu halten und den Vorläufigkeitscharakter der Beringstrafen-Theorie zu betonen. Tun sie aber nicht.

Weil sie so viele Zeugnisse dieser Clovis-Kultur und

nichts aus früherer Zeit gefunden hatten, verfestigte sich unter den Archäologen die Beringstrafen-Theorie allmählich zur Gewissheit und schließlich zum Dogma.

Es gab jedoch immer wieder der Außenseiter, die dieses Dogma für eine bloße These hielten und andere Einwanderungs- und Besiedlungskonzepte dagegengesetzt – aber damit nicht durchdrangen.

Stammen die Indianer von polynesischen Seefahrern ab?



Beanspruchte ein Außenseiter, etwas entdeckt zu haben, was älter war als jene 13 350 Jahre, so neigten die Kollegen dazu, Fehler in der Altersbestimmung zu vermuten. Manche unterstellten den Abweichlern sogar schlampige Arbeit, mangelnde Qualifikation, sogar Unseriosität.

Seit wenigen Jahren jedoch schlägt das Pendel mehr und mehr zugunsten

der Außenseiter aus, scheint sich die Überzeugung durchzusetzen, dass die Clovis-Menschen nicht die ersten und einzigen Amerikaner gewesen sind und Amerika nicht nur über die Beringbrücke besiedelt worden ist, sondern auch übers Meer – von Pionieren aus China, Australien, Polynesien und vielleicht sogar aus Europa.

Die Vorsichtigen unter den oppositionellen Archäo-

logen schätzen, dass die ersten Amerikaner einige tausend Jahre früher da waren als die Clovis-Menschen. Manche Wissenschaftler wie die brasilianische Archäologin Niède Guidón spekulieren, dass in Südamerika bereits vor 30 000 bis 50 000 Jahren Menschen gelebt haben, und manche nennen sogar einen Zeitraum von 150 000 bis 200 000 Jahren. Beweise für

ihre Vermutungen aber haben sie allesamt nicht.

Die Gründe für diesen Meinungsumschwung tragen Namen: Monte Verde, Cactus Hill, Topper und Meadowcroft Rockshelter – Namen von Fundstellen in Nord- und Südamerika, an denen Archäologen Zeugnisse anderer Kulturen gefunden haben wollen, die älter sind als Clovis.

Einer, der unter der Missachtung der „Schul-Archäologen“ Jahrzehnte lang gelitten hat, ist Thomas Dillehay, Professor für Anthropologie an der University of Kentucky. Seit 1987 behauptet er, in Monte Verde im Süden Chiles Hütten, Steinwerkzeuge und Holzmörser, Nahrungsreste wie Nüsse und Beeren und sogar einen Kinderfußabdruck gefunden zu haben, die sämtlich rund 14 500 Jahre alt seien. Dafür erntete er über viele Jahre von seinen Kollegen Hohn und Spott.

Seit 1997 sind jedoch Dillehays zufolge die meisten seiner Kritiker verstummt. Er hatte sie nach Monte Verde eingeladen, damit sie sich selber ein Bild machen konnten, und das taten sie: In Monte Verde müssen tatsächlich vor rund 14 500 Jahren Menschen gelebt haben, die nichts mit der Clovis-Kultur zu tun hatten. Woran es allerdings mangelt, sind Skelette, Schädel oder andere Gebeine dieser Menschen.

Die späte Anerkennung Dillehays und der Fundstätte in Monte Verde durch die meisten seiner früheren Kritiker hat anderen Prä-Clovis-Verfechtern Auftrieb gegeben. Cactus Hill zum Bei-

Wandern frühe Europäer zu Fuß nach Amerika?

spiel, eine Fundstätte in Virginia, gilt etlichen Wissenschaftlern jetzt ebenfalls als Prä-Clovis-Ort.

Das Archäologenpaar Joseph und Lynn McAvoy fand dort 17 000 Jahre alte Steinwerkzeuge. Bei Holzkohlenresten offenbarte die Altersbestimmung sogar 22 000 Jahre. Aber noch ist unklar, ob sich die Holzkohle durch Menschenhand oder auf natürliche Weise durch Buschfeuer gebildet hat. Auch im Meadowcroft Rockshelter im Südwesten von Pennsylvania wurden bis zu 16 800 Jahre alte Steinwerkzeuge gefunden.

Allgemein anerkannt sind solche Daten aber nicht. Die seit ihrer Erfindung im Jahre 1947 stetig verfeinerte Radiokarbon-Methode liefert heute zwar ziemlich exakte Ergebnisse, dennoch lässt sich nicht einwandfrei sagen, ob die untersuchten Funde etwa verunreinigt gewesen sind und dadurch zu einem falschen Resultat geführt haben.

Und selbst bei einem „makkellosen Fund“ ließe die Altersbestimmung allein noch keine sicheren Schlussfolgerungen zu, denn jeder Fund ist immer auch eingebettet in bestimmte Bodenschichten, kann vermischt sein mit Holzkohle, Knochenresten, Asche und Gestein aus vielen Zeiträumen. Dies alles muss mitbedacht werden und überlässt den Wissenschaftlern fallweise einen relativ großen Spielraum für

Schlüsse, Zweifel und Interpretationen – vor allem, wenn knöcherne Relikte von Menschen fehlen.

So fällt denn die Antwort schwer auf die Frage: Woher sind diese Menschen gekommen? Und auf welchen Wegen? Wie haben sie gelebt? Wovon haben sie sich ernährt? Wie haben sie ihre Toten bestattet? Warum findet man so selten Knochen?

Weil aber die neuen Daten nun mal sind, wie sie sind, und von einigen Wissenschaftlern anerkannt oder zumindest für bedeutsam gehalten werden, wankt das Clovis-Dogma.

Es sprühen Alternativthesen, die sich auf einige Grundannahmen reduzieren lassen. Und alle haben die Vermutung gemeinsam, dass die ersten Amerikaner übers Meer gekommen sind:

- Nach der **Sibirien-These** näherten sich die frühen Seefahrer über den nördlichen Pazifik der amerikanischen Westküste und kämpften sich nach Süden vor.
- Der **Polynesien-Theorie** gemäß besiedelten sie vom Südpazifik her die Küsten Südamerikas – und zwar entweder ebenfalls über den Nordpazifik oder, wie einige meinen, quer über den Stilien Ozean im Süden.
- Der **Europa-Theorie** zufolge führten sie über den Atlantik an der weit in den Süden reichenden Polarkappe entlang und landeten an der Ostküste Nordamerikas. Oder: Sie

wanderten von Frankreich aus nordostwärts durch Russland und Sibirien und kamen aus dieser Richtung an.

Zusammen mit der alten **Beringstraßen-Theorie**, nach der sämtliche Ureinwohner Amerikas sibirische Vorfahren haben, ergibt das vier Grundannahmen, von denen möglicherweise nur eine stimmt. Nicht auszuschließen ist aber auch, dass zwei davon stimmen oder drei – oder alle vier.

Und da die Anhänger der jeweiligen Thesen auch untereinander uneins sind, liefern sie noch diverse Varianten, die sich durch Datierungen und Interpretationen archäologischer Funde unterscheiden.

Dieses chaotische Konglomerat von Theorien, Hypothesen und Spekulationen krankt indes an zwei Problemen: Es gibt kaum Knochenrelikte jener Immigranten, geschweige ganze Skelette – und keine glaubhafte Spur von einem Boot oder Floß.

Was ist von Luzia zu erfahren?

Den Mangel an menschlichem Gebein können die Vertreter der Clovis-Mono-Kultur-Hypothese durch zahlreiche Clovis-Funde – etwa Speerspitzen – einigermaßen kompensieren. Die Vertreter der Seefahrer-Multikulti-Theorie hingegen ersetzen ihre mangels Knochen schwachen Argumente durch mutige Schlussfolgerungen aus dem Wenigen, das sie haben – und die Nichtbeweisbarkeit eines seetüchtigen Fahrzeugs durch viel Fantasie.

Den Anhängern der Multikulti-Besiedlung gilt Luzia, ein 13 500 Jahre altes Skelett aus Brasilien, als einer der wichtigsten Funde.

Interessant ist nicht so sehr sein Alter, sondern die Form des Schädels. Die passt nämlich zu keiner der rund 1000 Indianergruppen Amerikas.

Der Schädel sei nicht mongolid wie die der Indianer, sondern gleiche denen mancher Südostasiaten und früher Australier, sagt der Anthropologe Walter Neves von der Universität von São Paulo.

Neves hatte die Computerdaten von Luzias Schädel an die englische Universität Manchester geschickt. Dort hat der Gerichtsmediziner Richard Neave Luzias Gesicht anhand der Daten rekonstruiert und ist zu dem Ergebnis gekommen: nicht-mongolid, eher negroid, besonders Nase und Kiefer.

Also aus Afrika? Nein, eher aus Australien, Süd-

Vor 17 000 Jahren versperrten Gletscher den Landweg nach Amerika. Erst rund 3000 Jahre später war das Klima so warm, dass sich im heutigen Kanada zwischen den Eismassen ein gangbares Tal aufgetan hatte, der »Mackenzie-Korridor« (siehe Karte rechts). Den durchwanderten sibirischen Nomaden vor 13 350 Jahren auf ihrem Weg nach Amerika. Doch sind in Amerika auch menschliche Relikte gefunden worden, die mindestens 17 000 Jahre alt sind (rote Punkte). Also müssen frühe Pioniere auch andere Wege als zwischen den Gletschern gefunden haben



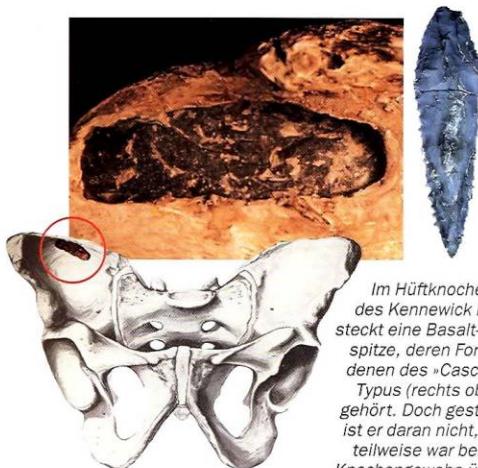


Die Daten sind gemittelte Altersangaben. Bei 12 000 bis 17 000 Jahre alten Funden beträgt die Ungenauigkeit bis zu 300 Jahre, bei älteren Stücken sogar noch mehr.

Für die Besiedlung Amerikas gibt es vier Grundhypothesen:

- die **Beringstraße-Theorie**, nach der Amerika ausschließlich über eine Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska besiedelt worden ist;
- die **Sibirien-Theorie**, nach der frühe Seefahrer von Sibirien über den Nordpazifik die amerikanische Küste erreicht haben;
- die **Polynesien-Theorie**, nach der südpazifische Seefahrer den Stillen Ozean überquert haben und im Norden oder auch im Süden Amerikas gelandet sind;
- die **Europa-Theorie**, nach der frühe Bewohner der Alten Welt über den Atlantik oder über Russland und Sibirien nach Amerika vorgedrungen sind





Im Hüftknochen des Kennewick Man steckte eine Basalt-Speer spitze, deren Form zu denen des „Cascade“-Typus (rechts oben) gehört. Doch gestorben ist er daran nicht, denn teilweise war bereits Knochengewebe über die Spitze gewachsen

asien oder Südostasien, so Neves, Luzia könnte von einer kleinen Nomadengruppe abstammen, die schon vor 15 000 Jahren über den Pazifik in der Neuen Welt ankam, vermutet der Brasilianer. Er hält es sogar für wahrscheinlicher, dass sie zu einer südostasiatischen Gruppe gehört, deren einer Teil Australien besiedelte (Aborigines), während ein anderer an den asiatischen Küsten nach Norden entlanggefahren, über die Beringsee nach Nordamerika und von dort Süden gelangt ist.

Kamen sie per Boot übers Meer?

Aber waren die Steinzeitmenschen vor 15 000 oder noch mehr Jahren überhaupt in der Lage, den Ozean zu überqueren? Der norwegische Anthropologe und Abenteurer Thor Heyerdahl ist 1947 mit einem Balsa-floß, wie es die präkolumbischen Einwohner Perus benutzt hatten, in 101 Tagen

6920 Kilometer von Peru zu den Tuamotu-Inseln in Polynesien gesegelt. Er wollte beweisen, dass bereits die Erstbewohner Südamerikas die Pazifikinseln hätten erreicht haben können.

Die Möglichkeit aber, dass Polynesier viel früher in die umgekehrte Richtung nach Südamerika gesegelt sein könnten, hatte er offenbar nicht erwogen.

Der australische Archäologe Robert Bednarik und sein Kapitän Bob Hobman haben 1998 zu beweisen versucht, dass der Mensch sogar schon vor weit mehr als 60 000 Jahren von Indonesien aus per Floß Australien habe erreichen können.

Aus Bambus, Teakholz und Palmlättern bauten sie ein Floß, das nur mit Seilen aus Pflanzenfasern zusammengebunden war. Im Dezember 1998 stachen sie mit ihrem Steinzeitgefährt von der Insel Timor aus in See und schafften es mit einem fünfköpfigen Team, in nur

13 Tagen Australien zu erreichen.

Bednariks Vermutung, Australien sei schon vor 60 000 Jahren von Einwanderern auf dem Seeweg erreicht worden, wird auch durch den „Mungo Man“ gestützt – ein rund 62 000 Jahre altes Männerknochen, das am Lake Mungo im Südosten Australiens entdeckt worden ist. Dieser vorgeschichtliche Mensch hat nur übers Meer nach Australien kommen können, denn eine Landverbindung gab es hier nicht. Deshalb ist anzunehmen, dass die Vorfahren der australischen Aborigines mit Boot oder Floß von Indonesien herübergekommen sind.

Wenn die Menschen also schon vor etwa 60 000 Jahren hochseetüchtig waren, warum sollen sie es nicht auch vor 15 000 oder 20 000 Jahren gewesen sein? Die Vermutung, Amerika sei nicht nur von Großwildjägern auf dem Landweg, sondern auch von Seefahrern und Fischern über den Seeweg besiedelt worden, kann jedenfalls nicht mehr als un sinnig verworfen werden.

Doch nicht nur Australier, Polynesier und Asiaten haben vor den Clovis-Menschen Amerika besiedelt: sondern auch Europäer. Das zumindest vermutet Dennis Stanford, Leiter der Anthropologieabteilung am National Museum of Natural History in Washington D.C. Waren die Clovis-Menschen aus Sibirien gekommen, dann hätte man dort von ihnen hinterlassene Werkzeuge oder wenigstens Vorläufer davon finden müssen, sagt Stanford. In Sibirien sei lange danach – auch von ihm – geforscht worden,

aber dabei sei wenig ans Licht gekommen, was als direkter Clovis-Vorläufer taugen könnte.

Denn die Clovis-Technik sei ziemlich einzigartig in der Welt: Die Werkzeuge seien immer beidseitig, nämlich „bifacial“, bearbeitet worden, während die vergleichbaren Steinzeitkulturen in Europa und Asien überwiegend „unifacial“ gearbeitet hätten.

Ein langer Marsch nach Osten übers Eis?

Allerdings gebe es da Ausnahmen, zum Beispiel die Steingeräte des Solutréen, hergestellt von Menschen, die vor 16 500 bis 22 000 Jahren im heutigen Frankreich, Portugal und Spanien gelebt haben. Deren Technik der Steinbearbeitung sei zwar älter als die der Clovis-Menschen, aber sehr ähnlich. Deshalb, so Stanford, ist nicht unwahrscheinlich, dass Steinzeit-Europäer irgendwann irgendwie den Sprung nach Amerika geschafft haben.

Auch Michael Collins unterstützt diese These. Dieser Archäologe, der ebenfalls Produkte der Clovis- mit denen der Solutréen-Kultur verglichen hat, will bisher 18 Ähnlichkeiten entdeckt haben und schließt daraus: „Da nun mal keine eindeutigen Vorgänger der Clovis-Kultur in Ostasien zu finden waren, ist es an der Zeit, das Dogma von der Herkunft der amerikanischen Ureinwohner aus Sibirien in Frage zu stellen.“

Die verblüffende Ähnlichkeit zwischen den Clovis- und den Solutréen-Speer spitzen könnte in der Tat dafür sprechen, dass Europäer, wie später dann die Wikinger, über den Atlantik

nach Amerika gekommen seien.

Diese Annahme deckt sich mit den Vermutungen Stanfords, der eine Passage der Solutréen-Menschen über den Atlantik ebensfalls für möglich hält. (Doch keine These ohne Antithese: Kürzlich hat der Anthropologe Lawrence Guy Straus von der University of New Mexico große Bedenken angemeldet. Schließlich endete die Solutréen-Tradition einige tausend Jahre, bevor die Clovis-Kultur in Nordamerika zu datieren ist – von der problematischen Annahme einer Überquerung des Atlantik ganz abgesehen.)

Mit dem Boot über den Atlantik – ist das überhaupt vorstellbar? William Fitzhugh, Direktor des Zentrums für arktische Studien an Washingtons Smithsonian Institution meint: Vielleicht haben die „Solutréen“ gar keine Fahrzeuge gebraucht. Der Nordatlantik war damals von Norwegen bis Neufundland zugefroren. Von Frankreich nach England zu kommen dürfte auch für Steinzeitmenschen kein Problem gewesen sein. Von dort hätten sie nach Schottland gelangen können, und dann sei es nicht mehr sehr weit gewesen nach Island.

Von Island aus hätten sie dann – immer an der Eiskante des Atlantik entlang, sich von Robben und Fischen ernährend – im Prinzip zu Fuß über Eis nach Grönland, Neufundland und Nova Scotia gehen können. Bequem sei der Fußmarsch sicher nicht gewesen, aber der andere, der von Clovis-Doktrinären favorisierte durch die Tundra Sibiriens und über die Beringstraße nach

Für die Steinzeit waren die Clovis-Spitzen High-Tech

Alaska, sei ja auch nicht gerade ein Spaziergang gewesen.

1996 erhielt die Europäer-These kurzfristig weiteres Gewicht: durch den Fund des so genannten Kennewick Man. Zwei Studenten hatten im Sommer jenes Jahres an einem Flussufer im US-Staat Washington einen Totenschädel zutage gefördert. Für den dazugerufenen Gerichtsmediziner und Anthropologen James Chatters ein Routinefall. Nachdem man in drei Wochen fast alle Knochen des Skeletts aus dem Fluss geborgen hatte, schien zunächst alles klar zu sein. Schädelform und Gesichtsbildung waren unty-

pisch für Paläoindianer, aber könnten zu modernen Euro-amerikanern passen. Nichts sprach gegen ein Alter der Knochen von etwa 100 Jahren, zumal neben dem Skelett auch Bauschutt aus dem späten 19. Jahrhundert lag.

Hätte da nicht eine Jahrtausende alte indianische, von Knochengebebe umwachsene Speerspitze im Beckenknochen gesteckt ...

Das Alter der Knochen wird zur politischen Frage

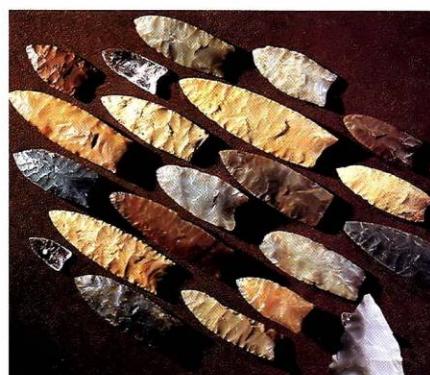
Die Sache war also merkwürdig. Wann lebte und vor allem wann starb dieser rund 1,75 Meter große Mann im Alter zwischen 45 und 50

denn wirklich? Die Antwort lieferte die Radiokarbon-Datierung anhand des fünften linken Mittelhandknöchens: vor 9460 Jahren.

Daraufhin sah sich Chatters den Schädel des Kennewick Man genauer an und klassifizierte ihn als „kaukassoid-ähnlich“. Dieser Begriff meint eine Schädelform, die in Europa verbreitet ist – aber auch in Südostasien und bei den Ainu, Japans Ureinwohnern.

Waren Amerikas Ureinwohner tatsächlich aus Europa gekommen? Hatten wirklich Ur-Ureinwohner bereits Zehntausende von Jahren jagd und sammelnd auf dem Kontinent zugebracht, als vor 13 350 Jahren von Norden her die Asiaten über die Bering-Brücke anrückten und sie womöglich ausrotteten?

Um die Frage, wer die ersten Amerikaner waren, wo-



Die Clovis-Kultur, die in Nordamerika vor etwa 13 000 Jahren vorherrschte, ist vorzugsweise an ihren bis zu 20 Zentimeter langen Speerspitzen erkennbar. Sie sind für eine Steinzeitkultur ungewöhnlich aufwendig bearbeitet



worden. Die Spitzen waren unten eingekerbelt, so dass sie stabil mit dem Schaft verbunden werden konnten, der zuvor vermutlich mit einem knöchernen Werkzeug geglättet worden war

her sie kamen, wie sie lebten und was aus ihnen geworden ist, wurde nun plötzlich auch in der amerikanischen Öffentlichkeit eine hitzige Debatte geführt, die vor allem durch das so genannte Nagpra-Gesetz ausgelöst worden ist.

Der „Native American Graves Protection and Repatriation Act“ von 1990 verpflichtet die Regierung, Relikte indianischer Toten den jeweiligen Stämmen zurückzugeben, damit diese sie wieder bestatten und ihnen an einem möglichst unauffindbaren Ort ihre Totenruhe zurückgeben können (siehe Seite 166).

Gerichte entscheiden, wem die Gebeine gehören

Es dauerte nicht lange, da verlangten mehrere indianische Stämme die Herausgabe des Kennewick Man – zum Entsetzen der Archäologen. Denn sie verfügen nicht über so viele alte Skelette, dass sie getrost auf den Kennewick Man verzichten könnten. Douglas Owsley vom Museum of Natural History in Washington beziffert die Zahl gut erhaltenener nordamerikanischer Funde männlicher Skelette mit einem Alter von über 9000 Jahren auf nur sechs. Der Kennewick Man wäre Number sieben.

Außerdem verfehlten die Wissenschaftler den Standpunkt, der Kennewick Man gehe die Indianer überhaupt nichts an, weil er offenbar gar nicht indianischen Ursprungs sei. Das Nagpra-Gesetz dürfe in diesem Fall nicht angewendet werden, da es sich ausdrücklich nur auf indianische Knochenfälle beziehe.

Trotzdem wollte die US-Regierung die Knochen an die Stämme herausgeben. Da



*Studenten legen Bodenschichten im Meadowcroft Rockshelter frei.
Dieser Felsüberhang in Pennsylvania wurde über Jahrtausende von Menschen als
Unterschlupf genutzt. Die ältesten Funde sind fast 17 000 Jahre alt*

zogen acht namhafte Gelehrte vor Gericht und verlangten erst einmal den Nachweis, dass es sich beim Kennewick Man tatsächlich um einen indianischen Urahn handele. Und solange das nicht geklärt ist, forschen zumindest einige Wissenschaftler im Regierungsauftrag weiter am Kennewick Man.

Einen Teilsieg können die Forscher inzwischen verzeichnen. Die Anthropologen Joseph Powell und Jerome Rose haben den Schädel des Mannes vermessen und die Daten mit den entsprechenden Charakteristika anderer prähistorischer und heutiger Bevölkerungen verglichen.

Resultat: kein Indianer, aber auch kein Europäer. Vielmehr ähnelt der Schädel definitiv denen von Polynesiern sowie denen der Ainu, der Ureinwohner der heuti-

gen japanischen Insel Hokkaido, Sachalins und der Kurilen. Vielleicht also kamen die Ahnen des Kennewick Man aus Südostasien.

Jüngste Erkenntnis: Einwanderer kamen vier-mal über die Beringstraße

Der geheimnisvolle Fremde ist den Forschern offenbar zur richtigen Zeit in die Hände gefallen. Das wichtigste wissenschaftliche Instrument der Archäologen, die Altersbestimmung mit Hilfe der Radiokarbon-Methode, wird inzwischen ergänzt durch immer mehr verfeinerte und besser entwickelte DNS-Analysen – also durch Untersuchungen des Erbgutes, die eine Bestimmung ermöglichen, zu welcher Paläo-Volksgruppe Jahrtausende alte menschliche Relikte gehört haben.

Um letztlich entscheiden zu können, wem der Kennewick Man gehören soll – den Indianern oder der Wissenschaft –, hat die US-Regierung deshalb verfügt, dass Experten von insgesamt sieben Universitäten anhand seiner DNS herausfinden sollen, wes Stammes Kind der geheimnisvolle Ur-Amerikaner ist.

Diese Aufgabe gestaltet sich offenbar schwieriger als gedacht: „Erst müssen wir genug Kollagen in den Knochen finden, um eine erfolgreiche DNS-Analyse durchführen zu können“, sagt Francis McManamon, der Leiter der Untersuchungen und verantwortliche Archäologe des Nationalparkdienstes. Die Chancen seien allerdings mehr als schlecht, denn das Wasser, in dem der Kennewick Man über Jahrtausende gelegen hat, könnte das

gesamte Kollagen – die Hauptkomponente des Körpergewebes – bereits aus den Knochen herausgewaschen haben.

Unabhängig davon haben russische und amerikanische Wissenschaftler den Genpool sibirischer Eskimos mit dem von Europäern und Indianern verglichen. Ergebnis: Es hat vermutlich mehrere Einwanderungswellen über die Beiringstraße gegeben:

- eine erste aus Südostsibirien (35 000–25 000 Jahre vor unserer Zeit);
- eine zweite aus der sibirischen Baikal-Amur-Region (vor 35 000–25 000 Jahren);
- eine dritte aus Nordostchina (vor 30 000–24 000 Jahren) und
- eine vierte aus Europa (vor 30 000–15 000 Jahren).

Hintergrund der Forschungen: Die Wissenschaftler haben zum einen genetische Übereinstimmungen zwi-

schen den Ureinwohnern Sibiriens und der Mehrheit der nordamerikanischen Indianer entdeckt, zum anderen DNS-Gemeinsamkeiten zwischen Europäern und einer Hand voll Indianerstämme des Nordens, etwa den Nootka, Ojibwa, Sioux und Navajo (die einst im Norden siedeten). Die Datierungen der Einwanderungswellen wiederum lassen sich vom Grad der „genetischen Durchmischung“ der jeweiligen Völker ableiten.

Die Genese der Sprachen

Nicht nur Genetiker, auch Linguisten stützen die Multi-Immigranten-Hypothese. Johanna Nichols von der University of California in Berkeley etwa hat von Alaska bis Feuerland 143 indische Sprachgruppen gezählt, die sich so stark voneinander unterscheiden wie beispielsweise das Französische vom Japanischen.

Wenn sich zwei Sprachen aus einer einzigen entwickeln und zu einem solch großen Unterschied führen, dann seien, schätzt Johanna Nichols, allein für diesen Prozess mindestens 6000 Jahre nötig. Und für die Herausbildung jener 143 Sprachen aus einer einzigen veranschlagt sie sogar 60 000 Jahre.

Diese Zeit von 60 000 Jahren können aber, so Johanna Nichols, halbiert werden, wenn man mehrere Einwanderungswellen mit unterschiedlichen Sprachen annimmt. Das bedeutet: Die ersten Einwanderer sind vor etwa 30 000 Jahren in die

Neue Welt gekommen – was sich mit der Vermutung der Genetiker deckt.

Doch Johanna Nichols geht mit ihren Thesen noch weiter: Da sie die größte Sprachenvielfalt an der Pazifikküste ausgemacht hat, vermutet sie, dass die meisten Menschen Amerika entlang des westlichen Küstenstreifens erreicht haben. Nach ihren jüngsten Forschungen sind allerdings die Vorfahren der Völker östlich der Rockies vor mehr als 22 000 Jahren ins Land gekommen – also schon vor dem Gletscher-Maximum der jüngsten Eiszeit; ihre Nachbarn im Westen folgten erst 10 000 Jahre später.

Die Archäologen werden also noch eine Weile weiter und vor allem tiefer graben müssen, um zu beweisen, was einige von ihnen, unterstützt von Genetikern und Linguisten, vermuten. Bis sie fündig werden, wird wohl der Clovis-Mythos weiter erodieren und sich die Meinung durchsetzen, die Dennis Stanford bereits für gesichert hält: „Es ist klar, dass Amerika durch mehrfache Einwanderungswellen während eines langen Zeitraums besiedelt worden ist – von vielen Menschen vieler verschiedener Rassen.“

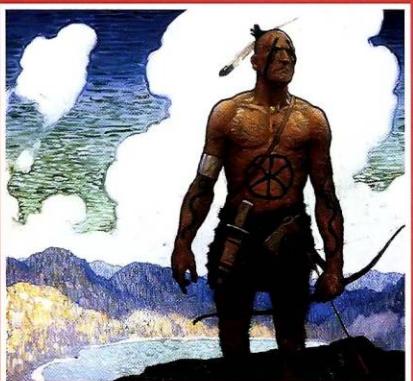
Anders gesagt: Schon in der Steinzeit war Amerika das, was es später erneut werden sollte: ein *melting pot*, ein Schmelztiegel der Völker. □



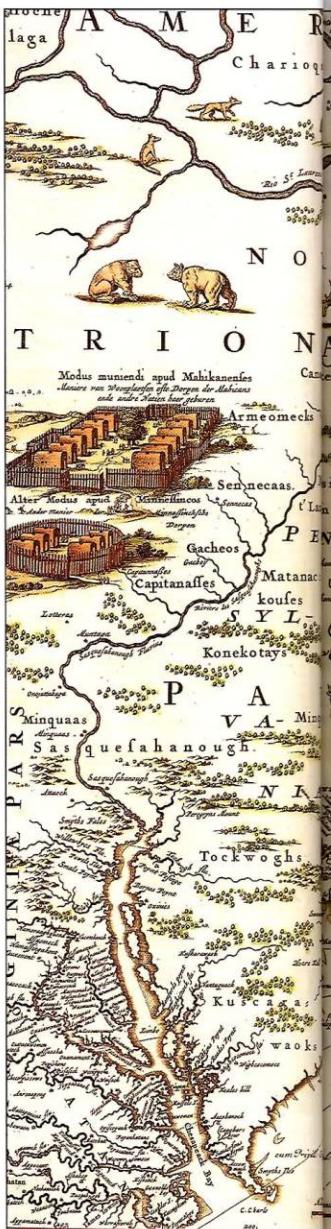
War die eine Kultur das Erbe der anderen? Die Clovis-Spitzen (obere Reihe) ähneln denen der südwesteuropäischen Solutréen-Kultur (unten) in mehreren Merkmalen, etwa in der beidseitigen Bearbeitung. Der gekrümmte Schaber aus Flint (ganz oben) ist ebenfalls ein Werkzeug der Clovis-Epoche

Christian Nürnberger, 49, lebt als freier Autor in Mainz. Zuletzt hat er sich in seinem Buch „Die Machtwirtschaft“ (dtv) mit den „neoliberalen Denkmustern“ jener Führungseliten beschäftigt, die aus „grändiosem Eigeninteresse“ die Globalisierung vorantreiben. Wissenschaftliche Bearbeitung: Dr. Anja Herold.

Im 18. Jahrhundert kämpfen England und Frankreich um die Weltherrschaft. Eines der Schlachtfelder: der Nordosten Amerikas – hier auf einer holländischen Karte von 1690. Das dramatische Ringen der Europäer und ihrer indianischen Verbündeten inspiriert den Schriftsteller James Fenimore Cooper später zum berühmtesten Band seiner »Lederstrumpf«-Romane. Doch wieviel Wahrheit steckt in der Geschichte von Chingachgook und Uncas?



Wer war Der letzte





Mohikaner?

Lake George in der Kolonie New York. 3. August 1757. Die Angreifer kommen mitten in der Nacht von Norden her mit Lastkähnen und Kanus über den 50 Kilometer langen See. Die dunklen Wälder auf den umgebenden Hügeln sind still – auch dann noch, als die Männer das Südufer erreichen. Kein Schuss, kein Warnruf ertönt, als eine Vorhut aus Indianern und Waldläufern im Dickicht verschwindet, um den Landeplatz zu sichern. Danach gehen sechs Bataillone „Grauröcke“ – französische Truppen – von Bord. Sie ziehen 36

Kanonen und vier schwere Mörser hinter sich her.

Die 2570 Soldaten sind der Kern einer großen Invasionssarriere, in der neben ihnen fast ebenso viele weiße Freiwillige aus Kanada und etwa 1800 Indianer kämpfen.

Während die weißen Angreifer am Ufer hastig Befestigungen errichten, schwärmen die Indianer in den Wald aus, bis sie die feindliche Stellung sehen können: die hölzernen Palisaden von Fort William Henry. Der Stützpunkt ist von 500 Briten besetzt – den „Rotrücken“; 1800 weitere Verteidiger haben im Fort keinen Platz mehr gefunden und sich deshalb in einem befestigten Lager zwischen dessen Ostseite

und einem Sumpf eingerichtet. Dort sind auch viele Frauen und Kinder der britischen Soldaten und der Siedler untergebracht.

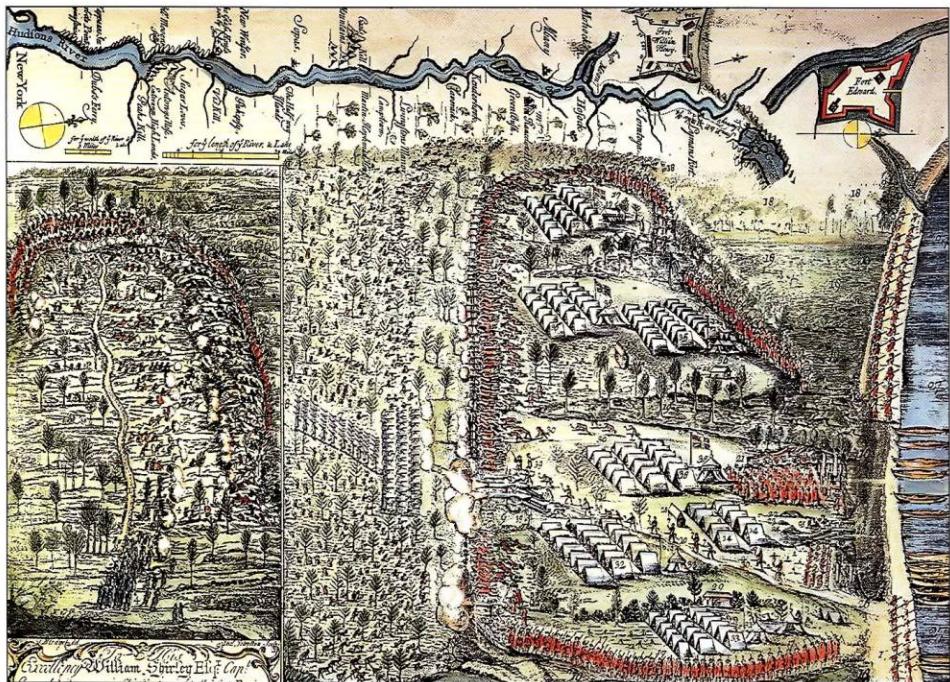
Für die Indianer ist Fort William Henry eine riesige hölzerne Schatztruhe: Ihre französischen Verbündeten wollen es nur zerstören – die Krieger mit den rot und schwarz bemalten Gesichtern dagegen hoffen, dort plündern zu können. Gewehre, Pulver, Kugeln, Messer, Beile, Decken, Schmuck, Rum und die Skalps der besiegt Feinde wollen sie von diesem Feldzug zurück in ihre Heimat bringen.

Seit drei Jahren führen Frankreich und Großbritannien Krieg um Nordamerika

– darum, wer diesen Teil des Kontinents beherrschen soll: französische Händler auf der Suche nach Pelzen oder landhungrige britische Siedler?

Keine der beiden Mächte will das Land unter der Herrschaft der Indianer belassen – aber ohne deren Hilfe kann keine Seite in diesem Kampf siegen. Es gilt also, die Indianer fast um jeden Preis als Verbündete zu gewinnen – die aber in jedem Fall zu den Verlierern des Krieges gehören werden.

Paris scheint bei der Suche nach Verstärkung zunächst erfolgreicher zu sein. Zwar haben sich an diesem Abend im August 1757 auch einige Indianer gemeinsam mit den Briten in Fort William Henry



1755 greifen, wie es dieser mehrteilige Stich darstellt, Franzosen und Indianer die am Hudson marschierenden Engländer an (links) und drängen sie zum Lake George zurück, wo sich die Briten verschanzen und erfolgreich verteidigen (rechts). Coopers Darstellung dieses Krieges ist der erste Indianerroman Amerikas

verschanzt, doch die meisten Stämme zwischen der Kolonie New York und dem Tal des Ohio sind Verbündete der Franzosen. Bis jetzt hat sich diese Entscheidung für sie ausgezahlt, denn die Briten haben bereits zahlreiche Gefechte verloren.

Und die nächste Katastrophe des Krieges steht London unmittelbar bevor ...

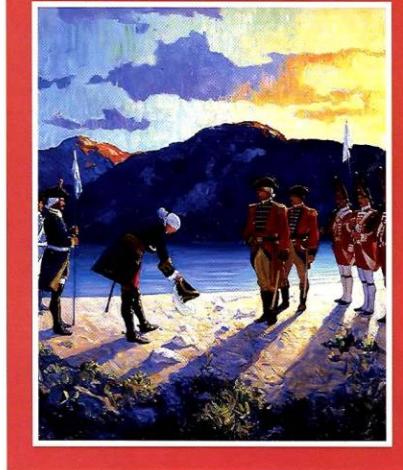
Eine Woche nach der Landung haben die Franzosen Fort William Henry sturmreif geschossen. Gedeckt von ihrem Kanonenfeuer, haben die Angreifer Schützengräben bis auf rund 200 Meter an die Palisaden herangegraben. Jetzt könnten sie mit ihren Mörsern den Stützpunkt in Trümmer legen. Ihre Gegner, die vergebens auf Verstärkung gehofft haben, geben auf.

Die Kapitulationsbedingungen sind generös: Die Briten dürfen nach Süden abziehen; mit ihren Waffen – wenn auch ungeladen –, in Uniform und mit allen Regimentsfahnen. So haben sie, jedenfalls nach den Begriffen jener Tage, zwar ihr Fort, nicht aber ihre Ehre verloren.

Die Besiegten sollen am nächsten Tag, dem 10. August, abmarschieren. Die Nacht ist unruhig. Während die nervösen Briten ihre Sachen packen, entgleitet den Franzosen die Kontrolle über ihre indianischen Verbündeten. Die Krieger sind wütend, denn sie fühlen sich betrogen: Die Weißen haben sich geeinigt, und sie sollen nun leer ausgehen – kein Skalp, keine Beute für sie.

Zwar wagt es niemand, offen zu meutern, doch die Indianer entziehen sich einfach den Graurocken. Die meisten Krieger übernachten nicht in ihren Lagern, sondern ver-

»Der französische Oberbefehlshaber Montcalm kam mit schnellem, aber elegantem Schritt auf die Engländer zu, neigte sein Haupt vor dem Veteranen und schwenkte in einer Geste der Höflichkeit seinen Dreispitz bis fast zum Boden.«



schwinden im Wald. Die Franzosen und die Briten haben mitbekommen, dass die Indianer sich abgesetzt haben, aber kein Weißer ahnt, *wohin* sie gegangen sind.

Am nächsten Morgen verlassen die Briten das Lager – ihr Befehlshaber zu Pferd, die Kompanien der Armee und der Siedlermiliz zu Fuß; der Union Jack und die Regimentsfahnen flattern im Wind, die Einheiten marschieren in militärischer Ordnung, sogar eine Kanone schleppen sie hinter sich her.

Ihnen folgt der Tross von Frauen, Kindern, verbünde-

ten Indianern, schwarzen Sklaven und Verwundeten. Wer sich noch irgendwie auf den Beinen halten kann, macht sich mit auf den Weg.

Kaum ist das Lager verlassen, stürmen einige Indianer hinein und plündern, was die Verlierer zurückgelassen haben. Sie treffen auf 17 Verwundete, die so schwach sind, dass sie nicht mitgenommen werden konnten. Die Indianer töten und skizzieren die Männer. Die Franzosen greifen nicht ein, sondern legen Fackeln an Fort William Henry, um es niederzubrennen.

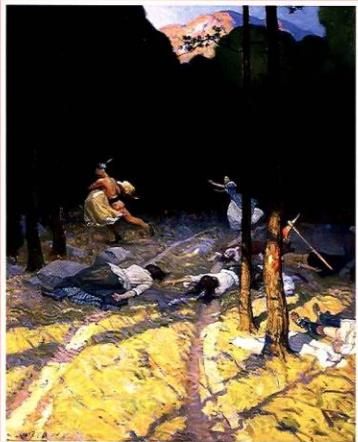
Die Abziehenden wissen, dass das nächste britische Fort vier Tagesmärche weiter südlich liegt. Sie wissen, dass Franzosen und Indianer Fort William Henry zerstören werden und ahnen wahrscheinlich, was ihren Verwundeten dort gerade widerfährt. Die Männer und Frauen sind bereits am Rande der Panik, noch ehe sie einen einzigen feindlichen Indianer gesehen haben.

Dann werden sie überfallen.

In diesem gefährlichen Moment legte Magua die Hände an die Lippen und schrie seinen tödlichen und schrecklichen Kriegsruf hinaus. Mehr als 2000 wahnsinnige Wilde brachen auf dieses Signal hin aus dem Wald. Der Tod war überall, und das in seiner schrecklichsten und schockierendsten Form. Widerstand führte nur dazu, die Mörder noch mehr zu reizen, die ihre wütenden Schläge selbst dann noch führten, als ihre Opfer längst keine Kraft mehr hatten, um sich zu wehren. Das Blut floß wie ein reißender Strom. Als die Eingeborenen, erhitzt und wahnsinnig gemacht von diesem Anblick, dies erblickten, knieten sich viele auf die Erde und tranken die blutrote Flut.

So beschreibt James Fenimore Cooper in seinem Roman „Der letzte Mohikaner“ den Überfall auf die abziehenden Briten. Sein Buch ist nicht nur das erste Werk der Weltliteratur, das den britisch-französischen Kampf um die Herrschaft Nordamerikas dichterisch verarbeitet, es wird auch zum künstlerischen Archetyp, der bis heute unsere Vorstellung vom Leben der Indianer und der weißen Pioniere in den Wäldern des Nordens bestimmt. Coopers Roman erscheint

»Magua zögerte einen Augenblick. Dann lief der verschlagene Indianer, den leichten und bewussten Körper von Alice in seinen Armen, über die Ebene auf den Wald zu.«



fast 70 Jahre nach diesem Kampf, doch in der übertrieben hohen Zahl der Angreifer und der Schilderung ihres „wahnsinnigen“ Blutdurstes reflektiert er noch immer die grenzenlose Angst der Briten.

„Die Indianer suchten sich die Neger, Mulatten und Indianer aus, schleppten sie in die Wälder“, berichtet ein Zeitgenosse, „wir wissen nicht, was aus ihnen geworden ist. Dann stürzten sie erneut hervor, um unsere Männer zu töten.“

Der geordnete Abzug wird zur wilden Flucht. Viele

Kompanien laufen in geschlossener Formation weg, doch Hunderte von Weißen schleichen sich in die Wälder und hoffen, sich irgendwie zum nächsten Fort durchschlagen zu können.

Als die ersten Überlebenden die britischen Linien erreichen, verbreiten sie die Geschichte des „Massakers von Fort William Henry“. Hunderte, nein 1000, nein 1500 Weiße seien hingeschlachtet worden.

Tatsächlich aber tauchen in den folgenden Wochen viele Tote geglaubte aus ihren Verstecken auf. Heute schätzen

Historiker, dass „nur“ zwischen 69 und 184 Weiße erschlagen und skalpiert wurden sind.

Der Kampf um Fort William Henry ist zwar eine schwere Niederlage der Briten, aber weder die opferreichste noch militärisch wichtigste des Krieges. Doch das Massaker an den Engländern wird zum Menetekel, denn es lässt die schlimmsten Albträume vieler Siedler wahr werden: hilflos den in den riesigen Wäldern versteckten, skalpiagenden „Wilden“ ausgeliefert zu sein. Diese Demütigung werden die englischen Pioniere den Indianern niemals vergeben.

Selbst mehr als eine Generation später ist das Trauma noch so stark, dass Cooper es zu einer Schlüsselszene seines berühmtesten Romans inspiriert. „Der letzte Mohikaner“ wird wie kein anderes Buch über viele Lesergenerationen das populäre Zerbild vom treuen (aber auch blutrünstigen), vom weisen (aber auch verschlagenen), vom „edlen“ (aber auch „barbarischen“) Indianer prägen.

James Fenimore Cooper ist

ein Getriebener. Er wird 1789 als eines von zwölf Kindern eines vermögenden und politisch einflussreichen Mannes geboren, der eine eigene Stadt in Upstate New York gegründet hat: Cooperstown am Lake Otsego. Doch das ererbte Vermögen reicht nicht für ein Leben in Müßiggang – zumal James von 1821 an nicht nur für seine eigene Familie aufkommen muss, sondern auch für die Witwen und Kinder seiner verstorbenen Brüder. Cooper versucht sein Glück als Schriftsteller, und schon sein zweiter Roman wird ein

Erfolg. Obwohl er später wegen mancher kritischen Äußerung über seine Heimat heftig angefeindet wird, geht der 1851 gestorbene Autor als erster bedeutender Romancier der USA in die Literatursgeschichte ein.

„Der letzte Mohikaner“ ist der populärste Teil der fünf „Lederstrumpf“-Geschichten. Sie erzählen vom Leben des weißen Trappers Natty Bumppo, den die Indianer „Lederstrumpf“ oder „Falkenauge“ nennen. Als junger Mann jagt und kämpft er mit ihnen in den Wäldern der Kolonie New York, und wie sie verabscheut er die weiße Zivilisation mit ihren Straßen und Städten. Je weiter die Siedler vordringen, desto weiter weicht er nach Westen. Im letzten Teil („Die Prärie“) lebt – und stirbt – der inzwischen über 80 Jahre alte Falkenauge bei den Bison jagen Pawnee der Prärien.

„Der letzte Mohikaner“ spielt im Sommer und Herbst 1757. Cooper kennt und liebt die von schroffen Berg Rücken und Flusstäler durchzogene Wildnis östlich der Großen Seen, in der er einen Großteil seines Lebens verbringt.

Falkenauge, der unerschütterliche weiße Pelzjäger, macht sich in diesem Buch mit seinen beiden indianischen Freunden – den Mohikaner-Häuptlingen Uncas und Chingachgook – sowie dem englischen Major Duncan Heyward auf, zwei Töchter eines britischen Generals zu retten. Die sind in den Wirren des Krieges mit den Franzosen zwischen die Fronten geraten und den blutrünstigen Huronen des Häuptlings Manganer in die Hände gefallen.

Am Ende einer dramatischen Verkettung von Entführungen, Überfällen und

De ce que vous éclaircissez le soleil qui couvre l'obscurité d'aujourd'hui
Oranguis et Chiffre de l'Amour et de la Guerre

Misgensa (ref. *Entregamus*,
Tenby prie le prisonniers de vous rendre main morte, mais je
vous rappelle du beaujouer que vous donnez à toute la Corse
part la paix, pour messe une garderay l'ame de cette Clarte.

Les Massakoutins

Je ne vous ai pas pris l'heure de vos quais, par ce que il n'y a
rien pour écrire une chose quelqu'heure, malheur amusé à
faire la guerre à plusieurs nations, mais je suis venu pour vous dire
et vous remonter 360 pieds que vous nous prenez,
Les soldats russes

*Les joies éloignées
Sois réellement venu mon père pour nous abriter et embrasser la paix que nous faire entre les Tongquis et nous,
Les Sauveurs et les Quants*

Les Repressingues

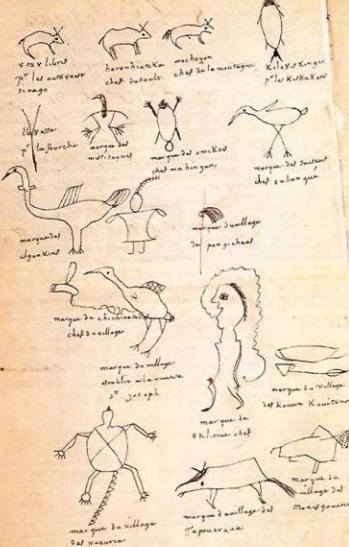
Se n'y pas voulu manquer à me rendre ici comme les autres pour courir votre voie, causer un prisonnier troquis — l'ennielle paix que si vous y reniez, voilà un calame que je vous présente pour le délivrer aux troquis si vous le recevez afin de l'empêcher ensemble quand nous nous rencontrerons.

Les Algonquins

Senay point de prisonniers a vous rendre mon pere, tel que
est en deus enfans qui asseuroues cote a vous, et que y atra-
tans quel vura, ce perte le maistre dela vit que ce que vous
faisent aujourduhuy Dure,

La éMikois
Nayant point Yutte mi

J'ayant pour l'autre volonté que la votre, j'obey à ce que vous me direz faire,



S. L. Abenakis,

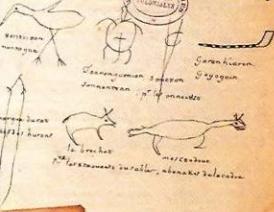
Quoy que ce parle des denrees ce ne suis pas moins zeilee
mon pere, vous savez que ce vous ay tousiours est attaché
ce nay plus de haches vous leueut mise dans une fesse l'ennem
genuere et ce ne la reprobarday que quand vous me l'ordonnerez
Cela

Les Gens Du Sault

Paulo
Nous n'espérons pas vous apercevoir nos ne-
sions attachées au cœur pour nous qui renouvelons avec luy-
et qui sommes dans le ciel, vous nous encourageons en collier
et l'au revoir auquel nous inviter à vous procurer la paix
nous voulons en encourageant en ce rapport, non seulement donner
encore de l'espérance que vous vivez que nous y avons trouvaille
nous ne demandons pas mieux qu'il soit à Durão, Jean
auquel écrivons pour ce qu'il faut pour Cela.

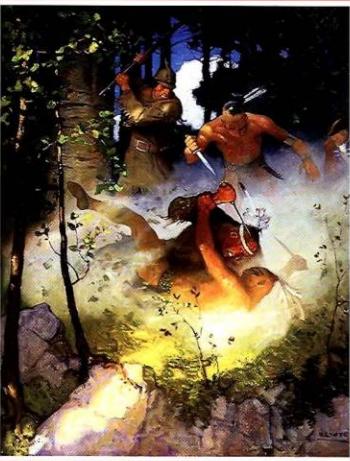
Les Gens de la Montagne

sous auelz fait assembler icy nostre pece. tenuz les
vanois pour faire un armes de haches et les mettre
dans la terre, avec la vaste, pour que my non auoir pas
d'autre, i me rejoys de ce que vous fadrez auins d'heuy, et
finissez les fraguies a peu pres quez comme leurs freres



1701 beendet ein Friedensvertrag vorübergehend den seit 1689 schwelenden Krieg der Engländer und Irokesen gegen die Franzosen und deren indianische Verbündete. Der Text des Dokuments ist französisch verfaßt, die Häuptlinge der Abenaki, der Algonkin und der anderen beteiligten Stämme unterzeichnen ihn mit einem Bild ihrer jeweiligen Totentiere. Doch die Ruhe ist kurz: Ein Jahr danach bricht der Krieg wieder aus

»Bedeckt mit Staub und Blut, schienen die Kämpfer zu einem Körper verschmolzen. Die dem Tod selbst ähnliche Figur des Mohikaners und die dunkle Form des Huronen schimmerten vor ihren Augen.«



Verfolgungsjagden können die vier Männer Alice, eine der beiden Töchter, in Sicherheit bringen. Doch Cora, die ältere der zwei Schwestern, stirbt – ebenso Uncas, der im Kampf um deren Leben fällt. Falkenauge trauert um ihn gemeinsam mit Chingachgook, einem Häuptling ohne Sohn und ohne Volk – dem „letzten Mohikaner“.

Aber haben Magua, Chingachgook und Uncas wirklich gelebt? Wer waren die Indianerstämme, die den Briten so verheerende Niederlagen zufügten? Wofür haben sie gekämpft? Und hat

es je einen „letzten Mohikaner“ gegeben?

Zu jener Zeit tobte überall auf dem Globus der erste Weltkrieg der Geschichte: Briten und Franzosen kämpften gegeneinander in Europa, in Nordamerika, in der Karibik, in Indien, ja selbst in Afrika. Für die Herrscher in London und Paris sind die Wälder der Kolonie New York nur Nebenkriegsschauplätze – doch die Menschen dort kämpfen um Alles oder Nichts. Ob Indianer, französischer Pelzhändler oder englischer Kolonist, jeder weiß:

Wer den Krieg verliert, der verliert das Land und muss für immer von dort verschwinden.

Seit 150 Jahren ringen Europas Mächte bereits um die Vorherrschaft in Nordamerika. Holländer, Schweden und Franzosen lockt vor allem der Pelzhandel. Sie tauschen bei den Indianern Gewehre, Pulver, Kugeln, Eisenwerkzeuge, Töpfe, Decken oder Rum gegen Pelze ein, die sie mit großen Gewinnen nach Europa senden, wo sie unter anderem zu modischen Hüten verarbeitet werden. Auch die Briten profitieren von diesem Handel – doch sie allein sind von Anfang an auch aggressive Kolonialisten, die nicht nur Handelsposten, sondern in großem Maßstab auch Dörfer und Städte gründen.

1689 wird das europäische Ringen zum Zweikampf: Großbritannien und Frankreich führen einen verbissenen, nur gelegentlich von unsicheren Friedensjahren unterbrochenen Krieg. Dabei geht es nicht mehr allein um Nordamerika, sondern darum, wer die Meere und damit den Zugang zu den wichtigsten Kolonien, also: wer die Welt beherrscht.

1757 ist dieser globale Konflikt in seiner entscheidenden Phase. Die Militärmaschinen von London und Paris sind hochgerüstet. Innerhalb der nächsten 24 Monate wird sich entscheiden, welche Seite den Showdown gewinnen wird.

Frankreich kontrolliert mit nur rund 50 000 Mann Ostkanada und das Mississippi-Tal bis hinunter zur Mündung – einen riesigen Halbbogen durch Nordamerika, der die britischen Ostküsten-Kolonien von Maine bis Georgia

umschließt (siehe Karten Seite 110 und Seite 178.)

Das Gebiet der Engländer ist zwar viel kleiner, aber ungleich dichter besiedelt. Alle 25 Jahre verdoppelt sich die Zahl britischer Kolonisten durch Geburten und Neueinwanderer. 1750 leben bereits fast 1,3 Millionen Menschen in Londons amerikanischen Kolonien, 1760 werden es knapp 1,6 Millionen sein.

Die ersten britischen Siedler, die tiefer ins Land vordringen, sind aber keineswegs die Vorhut jenes wohlorganisierten und zynisch durchgeführten Raub- und Vernichtungszuges, als welcher die „Eroberung des Westens“ späteren Generationen erscheint. Ihr Misstrauen, ihre Brutalität gegenüber den Indianern ist oft nicht mehr als die Folge nackter Panik in der riesigen, unübersichtlichen Wildnis.

Cooper schreibt:

Die verängstigten Kolonisten glaubten, dass jeder Windstoß aus den unendlichen Wäldern des Westens den Kriegsruf der Wilden mittrug. Der schreckliche Charakter ihrer gnadenlosen Feinde erhöhte unendlich die üblichen Schrecken der Kriege. Kein Ohr in den Provinzen war so taub, als dass es nicht mit Eifer die Erzählung irgendeines mitternächtlichen Mordes getrunken hätte, in denen die Eingeborenen die barbarischen Hauptdarsteller waren. Kurz, der große Einfluß der Angst zerstörte die Überlegungen der Vernunft und machte aus denen, die sich ihrer Tapferkeit hätten erinnern sollen, Sklaven ihrer niedersten Leidenschaften.

Doch die Indianer sind längst zwischen die Fronten der Soldaten und Siedler geraten. Sie haben keine Chan-

ce mehr, aus eigener Kraft ihr Land zu verteidigen. Sie müssen sich irgendwie mit den Weißen arrangieren. Die Wahl scheint leicht zu fallen: Auf einen Franzosen kommen 17 Briten – und die Abgesandten des Pariser Herrschers rauben kein Land wie die englischen Siedler, sondern handeln nur mit Pelzen.

Tatsächlich entscheiden sich viele Stämme, etwa die Huronen, für ein Bündnis mit den „Grauröcken“. Andere

suchen ihr Heil bei den Briten – und wieder andere sind zu dieser Zeit bereits so schwach und demoralisiert, dass sie kaum noch zu strategischen Entscheidungen fähig sind.

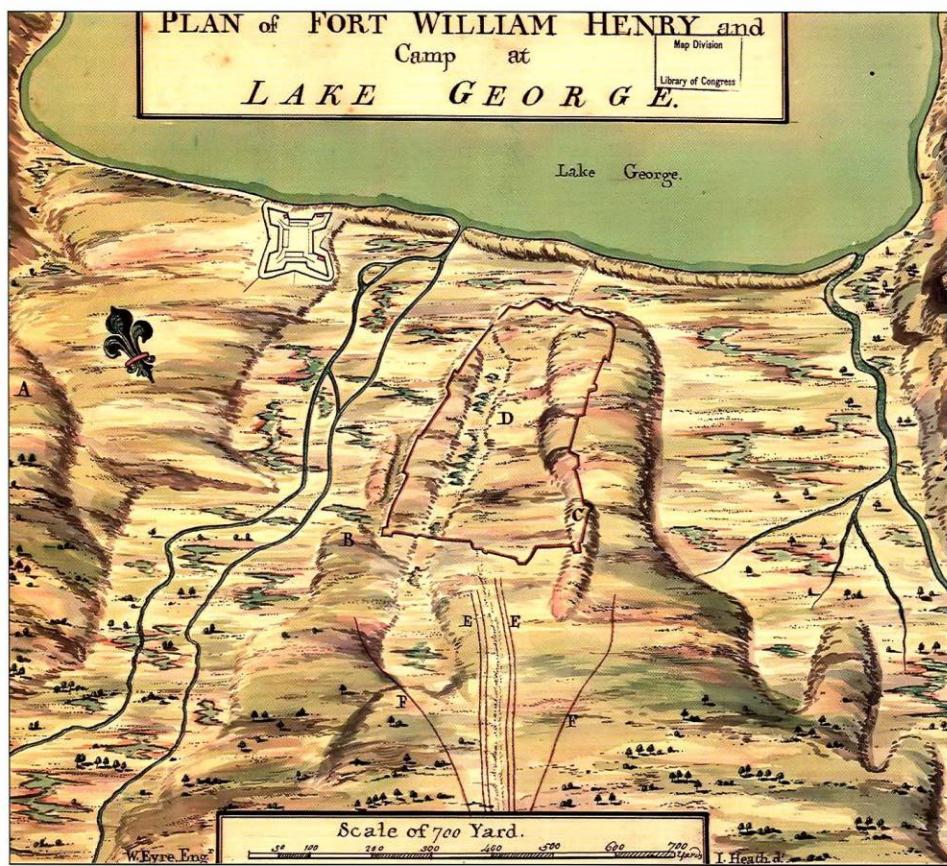
Wie zum Beispiel die Mohikaner.

Sommer 1757 im Tal des Ohio: Das Dorf der Langhäuser steht auf einem Hügel, wenige Meter vom Ufer eines kleinen Flusses entfernt. Die vier Bauwerke,

jedes fast 30 Meter lang, sehen aus wie übergröße, umgedrehte Kanus: Junge, eng zusammengebundene Baumstämmen bilden die Wände, Platten aus Ulmenrinde das Dach. Eine Palisade umgibt die Siedlung, davor liegen Felder, auf denen Mais, Bohnen, Kürbisse und Sonnenblumen zwischen den Stümpfen abgehackter Bäume reifen.

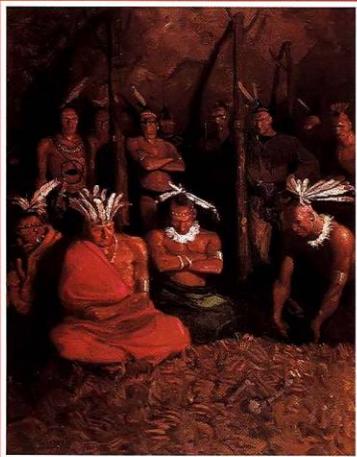
Hier leben rund 100 Indianer. Sie tragen Hemd, Leg-

gings und Mokassins aus Hirschleder, dekoriert mit Perlmutperlen und Stachelschweinborsten. Manche der Männer und Frauen sind tätowiert, sie tragen Nasenringe aus getriebenem Silber, ihre Bogen und Pfeifen sind mit Kupferornamenten verziert. Frauen, Kinder und alte Männer lassen ihr Haar lang herunterhängen; die Schädel der Krieger aber sind kahlrasiert bis auf eine mit Fett hochgestellte Locke, in der bei



Dieser Plan von 1757 illustriert den Kampf um das britische Fort William Henry (oben am Seeufer) – eine Schlüsselszene auch im „Lederstrumpf“. Die Buchstaben A, B und C stehen für von den Engländern verteidigte Höhenzüge. D für ein Lager vor der Feste. Die Franzosen und Indianer kommen über den See, umgehen die Stellung, kämpfen sich von Süden heran (E, F) und feuern mit Mörsern, bis die Verteidiger kapitulieren

»Es war das wichtigste Haus des Dorfes, obwohl es nur roh aus Rinde und Ästen zusammengefügt war. Eine flackernde Fackel brannte an dem Ort und warf ihren roten Schein von Gesicht zu Gesicht und Gestalt zu Gestalt.«



Häuptlingen eine Truthahn-feder steckt.

Das Leben im Dorf wird nicht vom Häuptling oder den Kriegerinnen bestimmt, sondern von den Frauen: Jedes Langhaus untersteht einer Clan-Altesten; verwandt miteinander ist, wer dieselben weiblichen Ahnen hat. Heiratet ein Mann, dann zieht er ins Langhaus seiner Frau, nimmt aber viele Verpflichtungen gegenüber der Familie seiner Mutter mit.

Die Weißen nennen sie „Mahican“ oder „Mohikaner“, sie selbst bezeichnen sich als „Muhhekuunew“, „das Volk an dem großen

Wasser, das nie stillsteht“. Doch längst klingt dieser Name wie bitterer Hohn.

Einst lebten die Mohikaner tatsächlich am Hudson, ihrem „großen Wasser“. Um 1600 wohnten dort mindestens 4500 Menschen in 40 Dörfern. 1613 haben mehrere Häuptlinge der Mohikaner ein Abkommen mit niederländischen Pelzhändlern geschlossen – der erste Vertrag, den die Indianer Nordamerikas mit Weißen eingegangen sind.

Doch innerhalb weniger Jahrzehnte haben etliche Kriege mit anderen Stämmen – aber auch mit den Weißen – sowie verheerende, von Eu-

ropäern eingeschleppte Seuchen wie Pocken oder Typhus die Mohikaner um mehr als drei Viertel dezimiert.

Seit fast 100 Jahren bereits irrt der Stamm durchs Land: Kleine Gruppen sind nach Kanada geflohen, andere nach Massachusetts, wieder andere nach Pennsylvania. Das Volk ist nun so zerstreut, dass die Mohikaner nicht mehr gemeinsam handeln können. In manchen der Dörfer hungern die Menschen, weil für den traditionellen Landbau die Zeit, das Wissen, manchmal auch die Kraft verloren gegangen ist; viele Krieger sind dem Alkohol verfallen.

Einige christianisierte Mohikaner leben in der Missionssiedlung Stockbridge in Massachusetts. Sie stehen loyal zu den Briten, obwohl weiße Siedler bereits begonnen haben, das letzte Indianerland an sich zu reißen. Ein paar Hundert geflohene Mohikaner versuchen dagegen, sich im Tal des Ohio, südlich der Großen Seen, Hunderte von Meilen entfernt, ein neues Leben aufzubauen.

Aber während die Mohikaner zu Vertriebenen herabgesunken sind, haben fünf andere Stämme nicht nur ihre Jagdgründe verteidigt, sondern ihre Macht sogar ausgebaut: zur Liga der Irokesen.

Bereits vor mehreren Jahrhunderten haben sich die Stämme der Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga und Seneca zusammenge schlossen, zur „Konföderation der fünf Ratsfeuer“ (später werden als sechster Stamm die Tuscarora aufgenommen). Niemand weiß genau, wann die mythischen Häuptlinge Deganawida und Hiawatha ihre bis dahin verfeindeten Stämme zum „Volk der Langhäuser“ vereint haben. Es muss irgendwann zwischen 1400 und 1500 gewesen sein.

Eine Legende der Irokesen berichtet vom letzten Krieg der Mohawk gegen die Seneca, den eine Sonnenfinsternis beendete. Sie war als übernatürliches Friedenszeichen interpretiert worden – und trat zu jener Zeit des Jahres auf, als „das Gras kniehoch stand“. Die einzige Sonnenfinsternis im Früh Sommer jener fraglichen Epoche aber ereignete sich am 28. Juni 1451.

Mehr als drei Jahrhunderte vor Washington und Jefferson haben die Irokesen damit die ersten „Vereinigten Staaten von Amerika“ gegründet. Regelmäßig entsenden die 12 000 Angehörigen der fünf Stämme 50 Häuptlinge in den Liga-Rat, der – einstimmig – über alle wichtigen Fragen zu entscheiden hat, vor allem über Krieg und Frieden. Nach außen treten die Irokesen geschlossen und gut organisiert auf, im Innern regelt der Rat Konflikte, ehe die zu offenem Kampf eskalieren.

Diese Eintracht macht die Irokesen mächtig. Sie kontrollieren 1757 das schwer zugängliche, von vielen Flüssen durchzogene, aber für Briten und Franzosen strategisch gleichermaßen wichtige Waldgebiet in der Kolonie New York.

Alle sechs Stämme zusammen stellen nicht einmal 2000 aktive Krieger, doch die sind so stark, dass die Weißen lieber mit ihnen verhandeln als gegen sie kämpfen. 1710 haben gar drei Mohawk an Bord eines britischen Schiffes nach London segeln dürfen, wo sie von Königin Anna persönlich empfangen

und beschenkt worden sind (siehe Seite 129).

Denn im Kampf der Europäer um Land und Pelze haben sich die Irokesen für die Briten entschieden. Das Indianervolk mit der strafsten und effektivsten Organisation verbündet sich mit der aggressivsten und weitaus größten Gruppe der kolonialen Eroberer – eine fast unschlagbare Kombination.

Die Irokesen schützen New York und die anderen Neuengland-Kolonien vor einer französischen Invasion aus dem Norden. Kleinere Stämme werden zwischen den Briten und Irokesen aufgerieben und völlig vernichtet.

Der Häuptling eines Stammes, der zunächst von den Irokesen besiegt und dann von den Engländern um den Rest seines Landes betrogen worden ist, beschwert sich bei der Regierung der Kolonie Pennsylvania. Daraufhin herrscht ein Irokee ihn an: „Wir haben euch erobert. Ihr seid Frauen, weil wir euch zu Frauen gemacht haben. Gebt den Anspruch auf eure alten Länder auf und geht nach Westen. Versucht niemals wieder, Land zu verkaufen. Jetzt verschwindet von hier!“

Doch längst nicht alle Stämme des Nordostens sind so zersplittet wie die Mohikaner oder so gedemütigt, dass sie sich widerstandlos von den Irokesen beschimpfen und von den Engländern vertreiben lassen.

Die Huronen, die besonders unter den Kriegszügen der Irokesen leiden müssen, die Ottawa, Sauk, Fox und viele andere stellen sich auf die Seite der Franzosen. Sie sind Meister im Guerillakrieg der großen Wälder. Allein im Ohio-Tal sterben zwischen 1755 und 1758 mehr als 2500

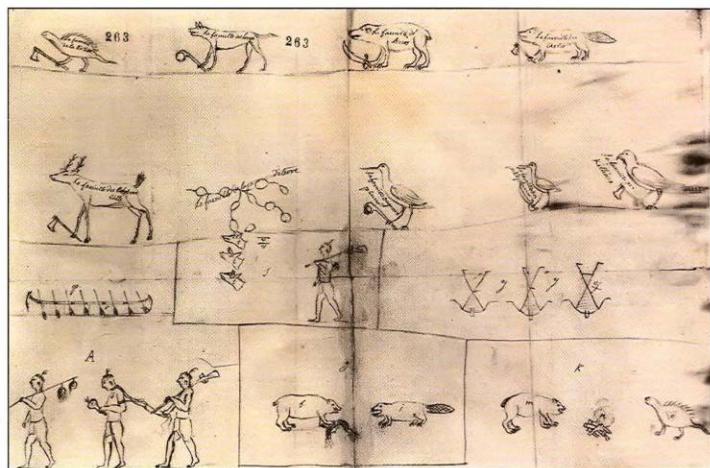
britische Kolonisten; 600 weitere werden von Indianern gefangen genommen. (Die Regierungen der Kolonien Pennsylvania und New Jersey reagieren darauf mit einer Belohnung für jeden Indianer-scalp, der ihnen abgeliefert wird.) Nach dem Fall von Fort William Henry scheint für die Franzosen nun der Weg frei zu sein, um sowohl in die Kolonie New York als auch ins Kernland der Irokesen einzufallen.

Doch dann, im Winter 1757/58, zieht der Tod ein in die Dörfer der Irokesen, der Mohikaner und der anderen Stämme. Wieder einmal, wie schon mehrfach in den vergangenen Jahrzehnten, wüten die Pocken unter den Indianern. In den Langhäusern liegen viele Männer, Frauen und Kinder im Sterben.

Der Widerstand der Indianer in dieser Region bricht genau zu dem Zeitpunkt zusammen, als der Krieg der

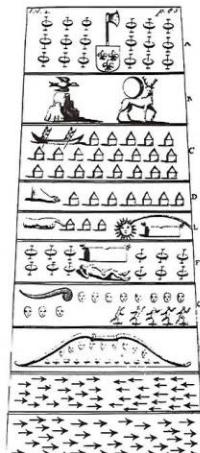
Weissen seine entscheidende Wendung nimmt: 1758 rüstet London neue Flotten und Expeditionsarmee aus, die über den Atlantik gesendet werden. Ein Jahr später erobert eine britische Flotte Quebec, Frankreichs wichtigste Festung in Nordamerika.

Von diesem Schlag können sich die Grauröcke nicht mehr erholen. Sie sind zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen, ihre indianischen Verbündeten siechen dahin – und



Die Franzosen dokumentieren schon früh die Zeichen-Sprache der Indianer. Eine Skizze von 1666 kopiert Piktogramme, die Irokesen in Bäume ritzen (oben). Die Schildkröte mit dem Tomahawk im Bild oben links soll anzeigen, dass Männer des Schildkröten-Clans auf Kriegspfad sind. 1703 gibt ein Chronist mit eigener Hand Nachrichten wieder, die Indianer gezeichnet hatten und die von einem französischen Feldzug handeln (links). Danach hat Frankreich 180 Soldaten (A) aus Montreal im ersten Viertel des

Hirsch-Mondes Juli (B) losgeschickt. Die Männer waren 21 Tage mit dem Kanu (C) sowie sieben Tage zu Fuß unterwegs (D). Nach weiteren drei Tagesmärschen haben sie aus Richtung der aufgehenden Sonne ein Irokesendorf (E) erreicht. 120 Männer wurden von dem Angriff überrascht (F). Elf Irokesen werden getötet, 50 gefangen genommen (G). Die Angreifer beklagen neun Tote und zwölf Verwundete (H). Der Kampf war auf beiden Seiten heftig (I), die Irokesen flohen oder zogen sich kämpfend zurück (K).



nun sind sie auch noch von ihren Nachschublinien aus Europa abgeschnitten, denn nach dem Fall Quebecs gibt es keinen Hafen mehr, den französische Schiffe noch sicher anlaufen könnten.

Vier Jahre später ist der Krieg entschieden, London hat gesiegt. Bis auf die Spanier, die mit einigen schwachen Militärstationen noch Gebiete im Süden des Halbkontinents halten, stehen keine europäischen Rivalen mehr gegen die britischen Kolonisten in Nordamerika.

Die Mohikaner und andere kleine Stämme sind durch

den Krieg und die Seuchen so geschwächt, dass sie den ins Ohio-Tal strömenden Siedlern nichts mehr entgegensetzen können. Sie werden auf wenige Reservate zusammengedrängt oder weiter nach Westen getrieben, ins heutige Wisconsin und nach Kansas.

Die Irokesen stehen zwar auf Seite der Gewinner, doch sie sind für die weißen Sieger nicht nur als Hilfstruppen überflüssig, sondern geradezu lästig geworden. 1770 leben bereits knapp 2.15 Millionen Weiße in den Kolonien – sie sind den Irokesen da-

mit an Zahl rund tausendfach überlegen.

Trotzdem kann sich die Irokesen-Liga noch einige Jahre halten. Doch als 1775 der amerikanische Unabhängigkeitskrieg ausbricht, sind die Stämme uneins: Einige Häuptlinge bleiben neutral, andere unterstützen die Briten, wieder andere sympathisieren mit den Amerikanern – verlieren werden sie alle. Soldaten der Unabhängigkeitspartei vertreiben sie aus ihrem Land. Am Ende des Krieges 1783, sind dem einst mächtigsten Bund in der Geschichte der Indianervölker

Nordamerikas nur wenige Reservate in Kanada und den USA geblieben.

Als sich James Fenimore Cooper knapp 70 Jahre später daranmacht, die Geschichte des „French and Indian War“ literarisch zu verarbeiten, ist nicht nur mancher Stamm ausgelöscht, sondern auch fast jede Erinnerung. Bedenkenlos kann der Autor deshalb Namen und Episoden durcheinanderwerfen.

Die Huronen des „letzten Mohikaners“ sind bei ihm nicht – wie in der Realität – versprengte Flüchtlinge, sondern die nahezu allmächtigen Herren der Wälder an der Grenze zu Kanada; dafür kommen ausgerechnet die Irokesen in Coopers Roman nicht vor. Einen Häuptling namens Uncas hat es zwar tatsächlich gegeben, doch lebte der von 1605 bis 1682 in Connecticut und nicht um 1750 in New York; er war auch kein Mohikaner (englisch „Mahican“), sondern ein Mohegan.

Doch trotz aller Verfälschungen und Klischees: Als erster Schriftsteller präsentiert Cooper mit den Häuptlingen Chingachgook und Uncas zwei Indianer, die nicht allein schon wegen ihrer Herkunft blutrünstig und „unzivilisierbar“ sind. Er beklagt den Niedergang ihrer Kultur und setzt den Völkern des Nordosten ein – wenn auch historisch unkorrektes – literarisches Denkmal.

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf Chingachgook. Zum ersten Mal während der langen Begräbniszeremonien war seine Stimme klar zu vernehmen.

„Warum trauern meine Brüder!“ sagte er und blickte



Auf dieser im Original über fünf Quadratmeter großen Karte von 1733 sind Englands Kolonien rot eingefärbt. Die Zahl der dort lebenden Weißen – zu dieser Zeit rund eine Million – übertrifft schon bald darauf die aller Indianer Nordamerikas

»Im nächsten Moment sah man einige Wilde zu ihren Kanus eilen, die bald darauf die Verfolgung aufnahmen. Der Waldläufer aber war sicher, dass die Mohikaner allein kräftig genug waren, um ihr Kanu in sicherer Entfernung zu halten. Er legte sein Paddel beiseite und hob das todbringende Gewehr.«



auf die dunkle Gruppe der verlassenen Krieger, die ihn umstanden. „Warum weinen meine Töchter! Weil ein junger Mann in die ewigen Jagdgründe eingegangen ist; weil ein Häuptling seine Zeit ehrenvoll gelebt hat! Er war gut; er war pflichtbewußt; er war tapfer. Manitou braucht solche Krieger, und er hat ihn abberufen. Doch ich, der Sohn und der Vater eines Uncas, ich bin eine verbrannte Kiefer in der Lichtung, die die Weißen geschlagen haben. Mein Volk ist von den Ufern des großen Salzes verschwunden und von den Hügeln der Delaware. Ich bin allein.“

So klagt Chingachgook, der letzte seines Stammes, am Grabe seines toten Sohnes Uncas. Doch auch diese Szene, mit der Cooper seinen Buchtitel begründet, ist historisch nicht zu halten: Die wenigen überlebenden Mohikaner konnten sich nach 1757 in kleinere Reservate zurückziehen.

Heute zählt der Stamm 1500 Menschen – dreimal so viele wie zur Zeit des „letzten Mohikaners“. □

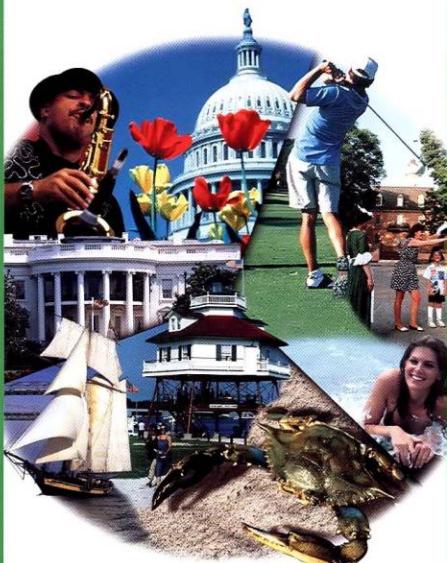
Für den Journalisten Leo Philip war die Arbeit an dieser historischen Reportage eine Wiederbegegnung mit dem Lederstrumpf, dessen Abenteuer ihn als Kind gefesselt hatten.

Newell C. Wyeth (1882-1945), einer der bekanntesten Buchkünstler der USA, schuf die Illustrationen zum „Letzten Mohikaner“ im Jahre 1919.

CAPITAL REGION USA

Virginia ★ Washington, DC ★ Maryland

Erleben Sie lebendige Geschichte!



Besuchen Sie Virginia, Maryland und die Hauptstadt Washington, DC - die Region mit der mediterranen Gelassenheit, dem reichen Kulturerbe einer jungen Nation und dem unvergleichlich vielseitigen Ferienangebot. Im neuen kostenlosen Reiseplaner erfahren Sie alles. Senden Sie den Coupon ein oder rufen Sie gleich jetzt gebührenfrei an:

00800-96 53 42 64



Virginia ★ Washington, DC ★ Maryland
Capital Region USA

CRUSA, Abt. Go, Sporthallenstr. 7, 64850 Schaftheim

DIE TÖCHTER DER SPINNENFRAU

Bei vielen indianischen Völkern

Sie waren die Hüterinnen der Herdfeuer, der Mythen und Bräuche. Doch mitunter gingen sie auch auf die Jagd, zogen gegen den Feind und sammelten Skalpe. Andere berieten mit über Krieg oder Frieden und setzten unfähige Häuptlinge ab. Und einige gönnten sich ein lockeres Liebesleben oder verwetteten beim Glückspiel Haustrat und Schmuck

von HARALD EGGBRECHT

Die meisten Weißen sahen die Mütter und Ehefrauen stolzer Jäger und Krieger als unterdrückte Wesen: Sie gebaren deren Kinder, zogen sie groß, sie kochten für ihre Herren und waren ihnen sklavisch zu Diensten, mussten Vielweiberei dulden und hatten nichts zu sagen.

Besuchten Europäer ein Dorf, dann nahmen sie Frauen, wenn überhaupt, nur von fern wahr, wie sie zwischen den Tipis hin- und herhuschten, auf den Feldern schufteten oder hochbepackt als menschliche Tragetiere hinter den Pferden hertrotteten, auf denen die Männer ritten.

Und galten den Weißen schon die männlichen Indianer nur als heidnische Barbaren,

die sie in ihren „grausamen“ Bräuchen und ihrem Denken kaum verstehen wollten – wie schemenhaft und fremd muss ihnen dann erst der Alltag indianischer Frauen vorgekommen sein. Tatsächlich war deren Leben voller Mühsal und Plackerei, aber doch ganz anders strukturiert und respektiert, als die patriarchalisch geprägten Weißen zu erkennen meinten.

Bei den Indianern bildeten die Frauen die Basis der Familie, sorgten für deren Zusammenhalt und bewahrten die kulturelle Tradition des Volkes. Sie bestimmten Einteilung und Erledigung ihrer Arbeiten selber und redeten mit in den politischen Belangen der ganzen Gruppe – mochten diese nun unter den Bedingungen der Wälder nördlich der Großen Seen leben wie die

Ojibwa oder in den Wüsten des Südwestens wie die Apache, in den Langhäusern der Irokesen-Stämme im Norden oder in den Subtropen von Florida wie die Seminole.

Insgesamt herrschte auf dem riesigen Kontinent, je nach Volk und Lebensumständen unterschiedlich, ein fein austariertes Verhältnis zwischen der Männer- und der Frauenwelt, die gleichwohl deutlich voneinander getrennt waren. Männer suchten normalerweise die Gesellschaft ihrer Geschlechtsgenossen, mit denen sie sich unterhielten und ihre Alltagsangelegenheiten erledigten. Und ebenso benahmen sich die Frauen. Selbst gegessen wurde bei manchen Stämmen separat.

Dennoch galt, was der 92-jährige Sioux He Dog gegenüber einer Anthropologin so

ausgedrückt hat: „Es ist wichtig, gut zu den Frauen zu sein in der Blüte unserer Mannesjahre, weil wir am Anfang wie am Ende unseres Lebens unter ihren Händen sitzen.“

Der Mann hatte für Jagdbeute und Schutz zu sorgen, die Frau den Haushalt zu organisieren, die Felder zu bestellen oder Früchte und Beeren zu sammeln. Bei den Stämmen der Großen Ebenen zerlegten Frauen die Bisons, präparierten die Häute, aus denen sie die Tipis zuschnitten und Kleider sowie Mokassins fertigten. Bei den Navajo schoren sie die Schafe, die ihnen gehörten, versponnen die Wolle und webten prachtvolle Decken und Teppiche daraus.

Trotz des unablässigen Arbeitsdrucks fanden die Frauen Zeit für Sport – etwa Schwimmen, Reiten oder Lacrosse, ein Spiel, das dem Hockey ähnelt und bei vielen Völkern des Ostens sehr beliebt war. Manche Frauen verfielen dem Würfel- und anderen Glücksspielen so sehr, dass sie ihre Kleider, ihren Schmuck und sogar ihren Haustrat verwetteten.

Das Frauendasein begann mit dem Einsetzen der Periode. Schon während der Kindheit – bei den Indianern wurden Heranwachsende nicht geschlagen – führten die Erwachsenen ihren Nachwuchs behutsam an dessen späteren Aufgaben heran, begleiteten die Mädchen ihre Mütter, Tanten und Schwestern beim Bee-

waren die Frauen keineswegs die ergebenen Dienerinnen ihrer Männer

rensmöbeln, Wurzelgraben, Wasser- und Brennholzholzen.

Mit der ersten Menstruation wurde es ernst. Wegen der als gefährlich eingeschätzten Kräfte seines Blutes hatte das Mädchen sich abzusondern: Es zog sich in eine kleine Hütte außerhalb des Dorfes oder in ein eigenes Zelt zurück. Ältere Frauen, etwa die Mutter oder Großmutter, bereiteten die Heranwachsende während der Isolation auf ihre künftige Rolle vor. Danach galt das Mädchen als Frau; es konnte heiraten, Kinder bekommen, ernähren und aufziehen und vollgültiges Mitglied der Gemeinschaft sein. Aber auch später musste sich jede Frau jeden Monat zur Zeit der Menstruation für einige Tage zurückziehen.

„Kinaaldá“ nennen die Navajo auch heute noch eine vier-

tägige Zeremonie, mit der der Übergang vom Mädchen zur Frau gefeiert wird. Wichtigster Teil des Rituals ist das Backen eines großen Kuchens: Das Mädchen mahlt drei Tage lang Mais, den die Verwandten herbeibrachten haben. Am vierten Tag wird aus dem Teig ein Kuchen geformt und dann in einem Erdofen gebacken.

Währenddessen stimmt man unter Leitung eines Sängers rituelle Lieder an, und alle Teilnehmer müssen die Nacht über wach bleiben, damit das Mädchen von Unglück verschont bleibt. Am nächsten Morgen verteilt die Jungfrau dann den Kuchen an alle. Dieses Fest soll die Initiantin stark, fleißig und fruchtbar machen. Außerdem festigt es die Zusammengehörigkeit der Dorfgemeinschaft.



Hochzeitskleid:
Eine Wishram-Braut
aus dem Nordwesten
trägt das Vermögen
ihrer Familie an Hals
und Nase. Muschel-
und Schneckschalen
waren die Währung
ihres Stammes

Zuneigung und Liebe der Partner zueinander waren bei einer Heirat nicht notwendig, allerdings auch nicht hinderlich. Eltern oder auch Brüder beeilten sich – schon wegen des verbreiteten Prinzips der vorehelichen Keuschheit –, die Tochter oder Schwester rasch zu vermählen. Häufig verabredeten Familien schon

frühzeitig Ehen, die darauf abzielten, Besitz, Sicherheit und gesellschaftliche Reputation auf beiden Seiten zu mehren.

Der voreheliche Umgang der Geschlechter miteinander variierte dagegen stark unter den Völkern. So prahlten Huronenmädchen geradezu mit der Zahl ihrer Liebhaber, ebenso die Natchez am unteren Mississippi. Die Apache hielten dagegen auf strenge Moral, bei ihnen gab es „Anstandsdamen“, die die Jungfrauen im Auge behielten und jeglichen Kontakt zu jungen Männern unterbanden.

Bei manchen Völkern war jungen Unverheirateten sogar das Reden mit Männern verboten, wie der Autobiografie einer Frau vom Stamm der Fox zu entnehmen ist. Sie hatte trotzdem mit einem jungen Mann einige Worte gewechselt, weil sie ihn liebte. Die Eltern aber hielten den Auserwählten für einen Tunichtgut, wie es dessen Vater war – und hatten ihre Tochter schon seit langem einem anderen ver-



Vorratshaltung: Cheyenne-Frauen trocknen Fleisch und Würste in der Sonne

Wollten die Frauen der Irokesen keinen Krieg, ließen sie ihre Männer

sprochen. Nach zähem Ringen gab die 19-Jährige nach und heiratete, wie die Eltern es wollten. „Aber ich konnte nicht aufhören, an dem anderen zu denken, denn er war es, den ich liebte.“ Fünf Jahre nach dem Tod ihrer Mutter trennte sie sich von ihrem Ehemann und heiratete ihren Geliebten.

Zu Scheidungen kam es häufig – wohl weil viele der vorab arrangierten Ehen missrieten. Wohnte die Indianerin mit ihrem Gatten bei der Familie ihrer Mutter, brauchte sie oft nur dessen Siebensachen vor die Tür zu stellen, um ihn loszuwerden. Danach konnte sie erneut heiraten. Wohnte sie bei der Familie ihres Mannes, konnte sie dessen Behausung verlassen, womöglich mit den Kindern, und zu ihren Eltern zurückkehren.

Den Eheschließungen gingen Werbungen voraus; häufig musste ein Brautpreis gezahlt werden. Je höher dieser war, umso größer die Ehre für sie und ihre Verwandten. Mancher Häuptling oder besonders gute Jäger hatte mehrere Frauen, doch waren dem männlichen Egoismus bei solcher Polygämie Grenzen gesetzt: Die Erstfrau musste zuvor um Erlaubnis gebeten werden, diese blieb Chefin des Hauses und tat sich mit der Zustimmung oft leicht, weil nun die Hausharbeit auf mehrere Arme verteilt werden konnte.

Alle Indianerinnen waren religiös und spirituell geprägt. Bei den Navajo sahen sie sich als „Töchter der Spinnenfrau“ – als Erbinnen der Kunst jener Göttin, die das Spinnen und Weben in die Welt gebracht hat.

Während die Zeremonialtänze der Männer Jagd- und Kriegsglück beschworen, dienten die Rituale der Frauen und ihrer geheimen Gesellschaften der Fruchtbarkeit des Bodens und der Sorge um die Ernährung.

Im Alter angesehene Heilerinnen

Die „Weiße-Bisonkuh-Frauen“ bei den Mandan und Hidatsa in den Großen Ebenen suchten mit rituellen Tänzen, die Bisonherden anzulocken. Dabei ahmten sie unter Masken die Bewegungen der Herdentiere nach. Und die „Gansgesellschaft“ zelebrierte Rituale, die das Gediehen von Getreide und Früchten fördern sollten.

Bei den Irokesen und anderen Völkern des Nordostens hatten die Frauen, über die

sts die Namens- und Erbabschaffungslinien liefen, Einfluss auf alle sozialen und politischen Entscheidungen. 1724 schrieb der französische Jesuitenpater Joseph F. Lafitau: „Nichts jedoch ist wirklicher als die Überlegenheit der Frauen. Sie bilden eigentlich die Nation; nur durch sie finden Blutsadel, Stammbaum und Familie ihre Kontinuität. Bei ihnen liegt alle wahre Autorität. Das Land, die Felder und die Ernten gehören ihnen. Sie sind die Seelen der Ratsversammlung, Schiedsrichterinnen in Krieg und Frieden. Sie verfügen über den öffentlichen Schatz. Ihnen werden die Sklaven zugeteilt.“

Im traditionellen Langhaus herrschten die Matronen; sie konnten die Häuptlinge bestimmen. Versagte einer, wurde er nach mehrfacher Verwarnung abgesetzt. Zu den Ratsversammlungen waren die Frauen zwar nicht zugelassen, doch nahmen sie indirekt Einfluss – durch einen von ihnen gewählten Sprecher. Da sie die wirtschaftlichen Verhältnisse des Stammes bis zur Verteilung der Lebensmittel einschließlich der von den Männern erjagten und gefischten Tiere zu organisieren hatten, auch den Proviant für Kriegszüge, konnten sie die Auseilung von Mais und Mokassins verweigern, wenn sie gegen einen Krieg waren.

Die Menopause bedeutete die Befreiung von Schwanger-

Signal: Eine Hopi-Frau frisiert ein junges Mädchen. An den kunstvoll hochgeflochtenen Haaren ist zu erkennen, dass es noch unverheiratet ist



nicht an die Vorräte

schaft, Kindererziehung und Menstruationstabus. Jetzt konnten manche Frauen „Medizinfrau“ werden, denn die Heilkräfte der Pflanzen konnten nun nicht mehr durch ihre Monatsblutungen als gefährdet gelten. Ältere Frauen trugen auch die Verantwortung für die Trauerfeiern. Sie waren zuständig für Klagegeschei und Gesänge, besuchten die Gräber und sonstigen Bestattungsorte.

Wenn die letzte Stunde einer Indianerin nahte, wurde sie in vielen Stämmen angekleidet, bemalt und sogar bereits zur Bestattung hergerichtet. Sie starb nicht allein. Bei den Omaha ermutigten die Trauenden die Sterbende auf ihrem Pfad ins Jenseits: „Du stehst im Begriff, zu den Bisons zu gehen. Du wirst zu unseren Vorfahren heimkehren. Du wirst zu den vier Winden gehen. Sei stark!“ Dann wurde sie begraben; oft tötete man ihr Lieblingspferd und hängte den Schweif am Grab auf.

Die Choctaw im Süden legten die Leiche auf ein Totengerüst. Nachdem dann der Leichnam verwest war, rief man die Knochensammler, die mit ihren Fingernägeln die Gebeine säuberten und dann herabreichten. Das Gerüst und sonstige Relikte wurden verbrannt, die Knochen in einen Sarg gelegt und in einem Beinhaus beigesetzt.

Die Lebensbahnen der Frauen waren gesellschaftlich fixiert, und doch wurden sie

häufig durchbrochen. Wer ei-

nen Weißen heiratete – der Stammesdiplomatie halber, vielleicht auch aus Liebe – und diese besondere Stellung zur Vermittlung zwischen den Kulturen nutzte, konnte auf beiden Seiten geachtet und berühmt werden, etwa die Creek Cousaponokeesa (die Weißen nannten sie Mary Musgrove), die Mohawk De-gonawonti (Molly Brant), oder die Cherokee Nanyehi (Nancy Ward).

Das Gedächtnis ihrer Welt

Manche Frauen stießen sogar in klassische Männerdomänen vor, gingen auf die Jagd oder zogen in den Krieg. Bei den Ojibwa etwa griffen die Frauen, wenn der Mann krank, faul, abwesend oder tot war, selbst zur Jagdwaffe; schon junge Mädchen begleiteten ihre Väter auf der Pirsch.

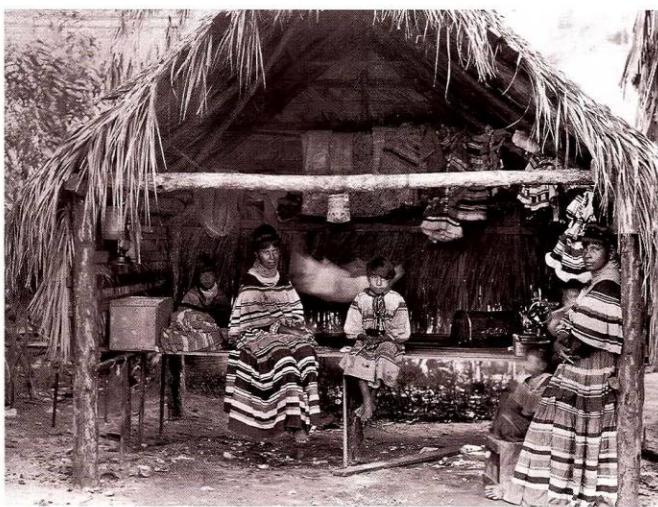
Bei den Sioux nahmen manche Frauen an der Bisonjagd teil, nahmen aktiv am Krieg teil, töteten und skalierten sogar Feinde. Bei den Cherokee wurden Kriegerinnen in einem Frauenrat gewählt, konnten über Krieg und Frieden mithreden und über das Schicksal von Gefangenen mitbestimmen. Und Lozen, die Schwester eines berühmten Anführers der Chiricahua-Apache, galt als beste Reiterin, Lassowerferin und Pferderäuberin ihres Stammes; sie wurde als Späherin ausgeschickt und als talentierte Strategin mit zum Kriegsrat gebeten.

Durch den Siegeszug des Weißen Mannes verloren die indianischen Völker mit ihrem Land, den Bisons, den Begräbnisstätten schließlich auch ihre soziale Identität. In den Reservaten, die vielfach Internierungslagern glichen,

hatten Jagd und Krieg keine Bedeutung mehr. Womit hätten die Männer nun Ruhm und Ehre gewinnen können? Alkoholismus, Arbeitslosigkeit und Kriminalität begannen unter den Kriegern von einst zu grassieren (und grassieren bis in die Gegenwart).

Anders die Frauen. Sie mussten weiter den Haushalt führen, die Kinder aufziehen, ihre Familie zusammenhalten. Deshalb gelten gerade sie heute als das Gedächtnis der indianischen Welt, als diejenigen, die die Sprachen, Rituale und Traditionen ihrer Ahnen bewahrt haben: stolze Hüterinnen des Glaubens, des Selbstbewusstseins und der Kraft indianischer Kulturen. □

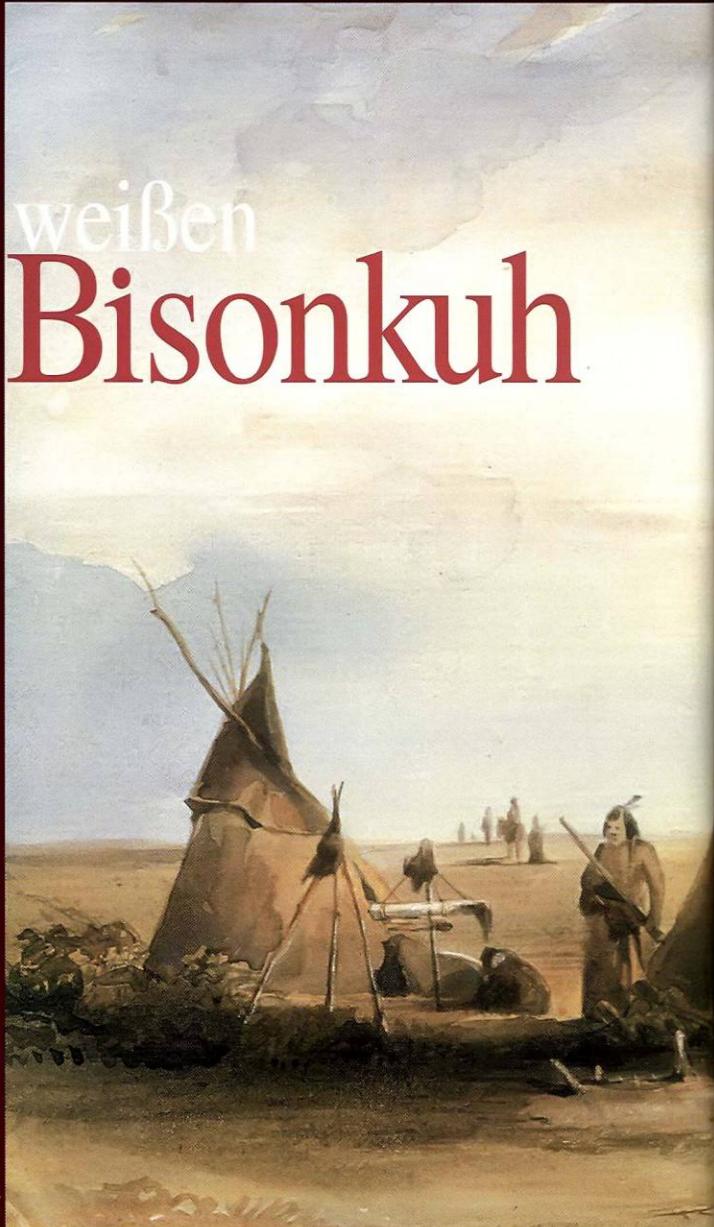
Dr. Harald Eggebrecht, 54, war schon als Kind lieber Indianer als Cowboy und beschäftigte sich in seiner Dissertation mit dem Abenteuerroman im 19. Jahrhundert, unter anderem am Beispiel J. F. Coopers. Er lebt als freier Publizist in München.



Familienleben: Frauen und Kinder der Seminole in einer offenen Hütte

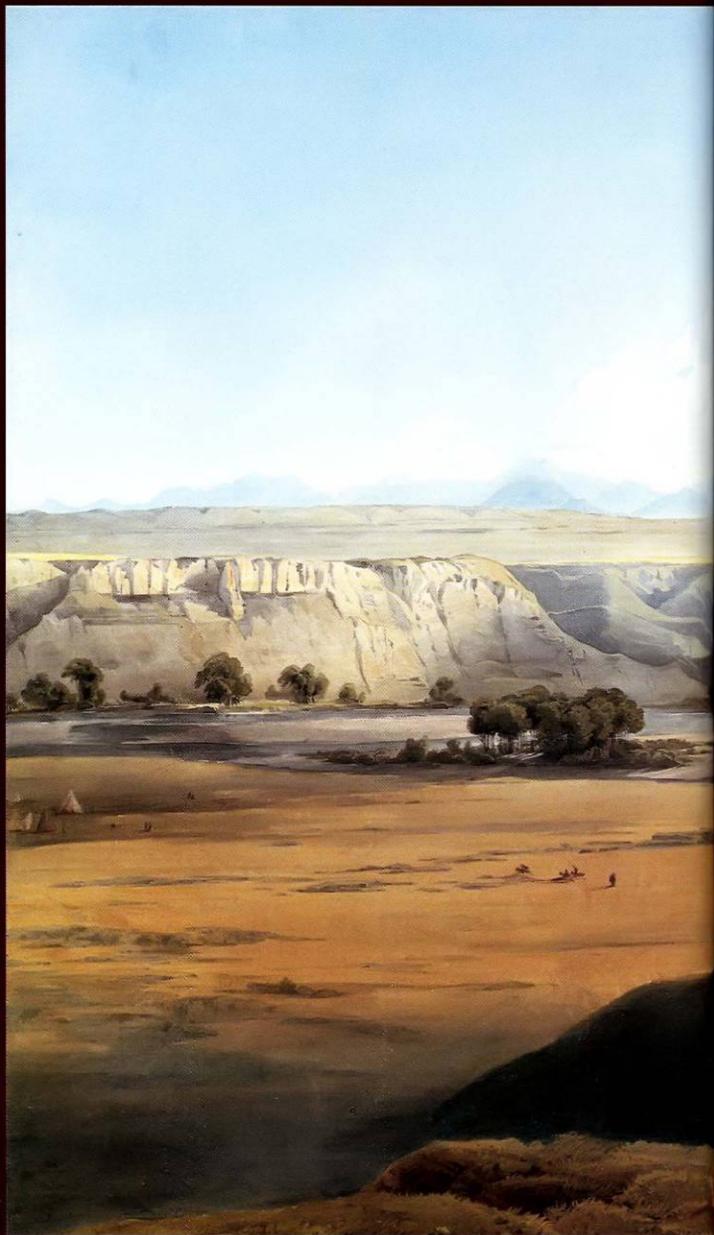
Im Reich der

Jahrhundertelang war Amerikas Westen für die meisten Europäer ein Land der Legenden. Erst der Schweizer Maler Karl Bodmer stellte ihnen 1839 die wahre Welt der Plains-Völker am oberen Missouri vor. Lange bevor die europäischen Siedler das Gebiet eroberten, zeichnete Bodmer die Indianer, ihre Kultur und ihren Alltag – etwa ein Zeltlager der Sioux – so naturgetreu und detailreich, wie es später auch Fotografen nur selten gelang

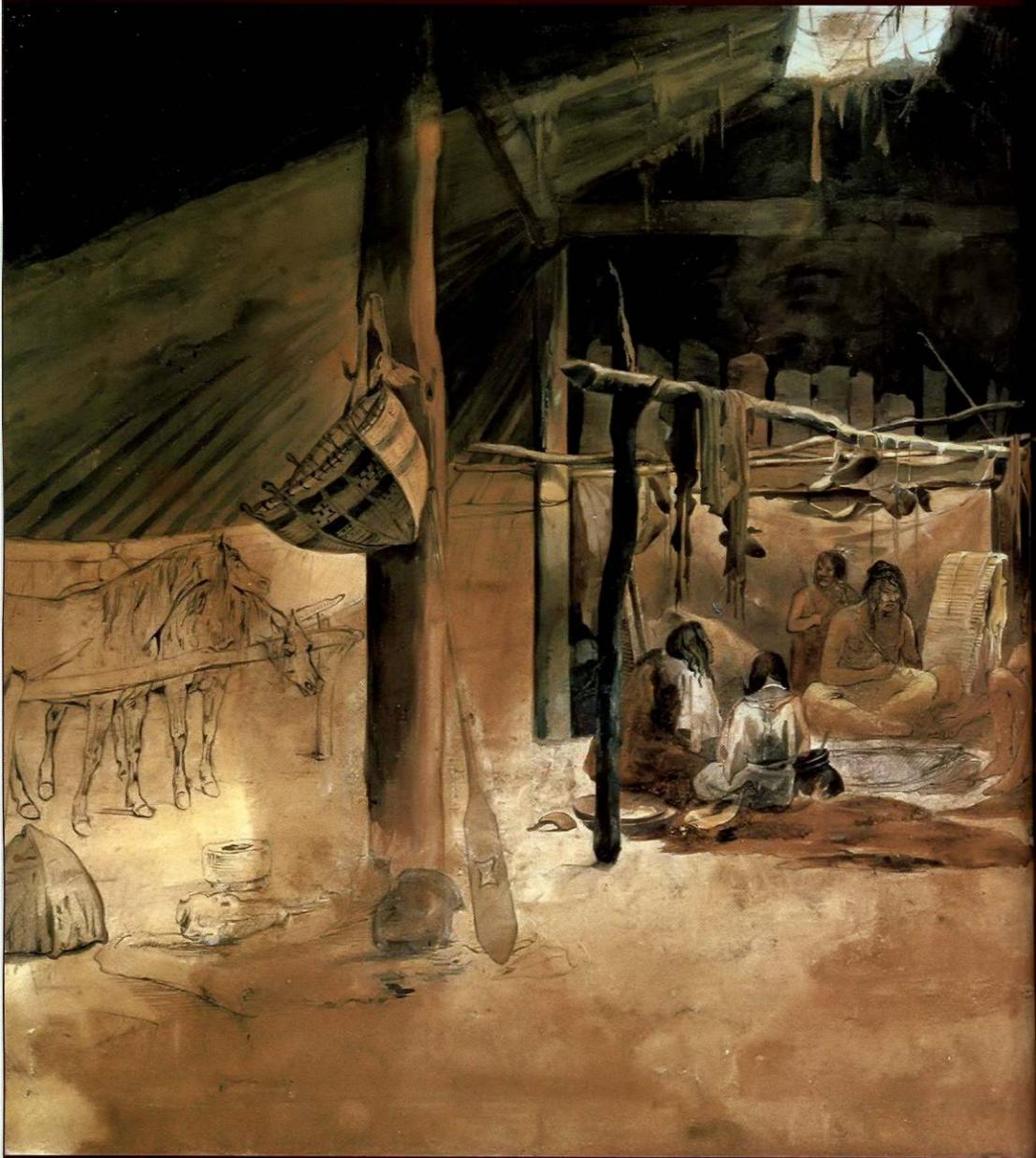




*Das ganze Jahr über
streiften Blackfoot-Krieger wie
Makúie-Póka (»Kind des Wolfes«)
durch die Ebenen des heutigen
Montana – immer auf der
Suche nach Bisons, die
um 1830 noch zu Millionen
über die Plains zogen*

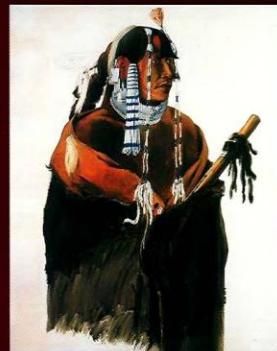




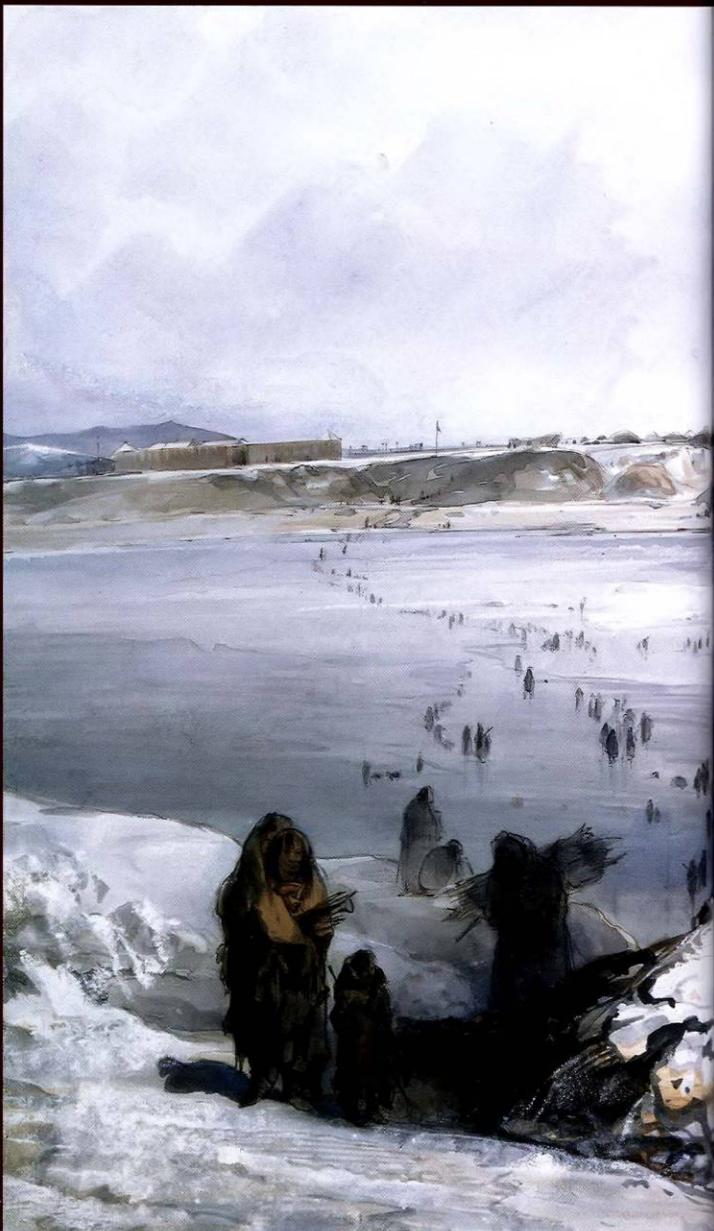




Am Oberlauf des Missouri
lebten die Mandan – ein kleines
Volk, das seine kuppelförmigen
Erdhäuser gemeinsam mit Pferden
und Hunden bewohnte. Nachdem
die Indianer ihre anfängliche
Scheu vor Bodmer überwunden
hatten, ließen sich viele bereitwillig
porträtieren – auch Mandeh-
Pahchu („Adlerschnabel“)

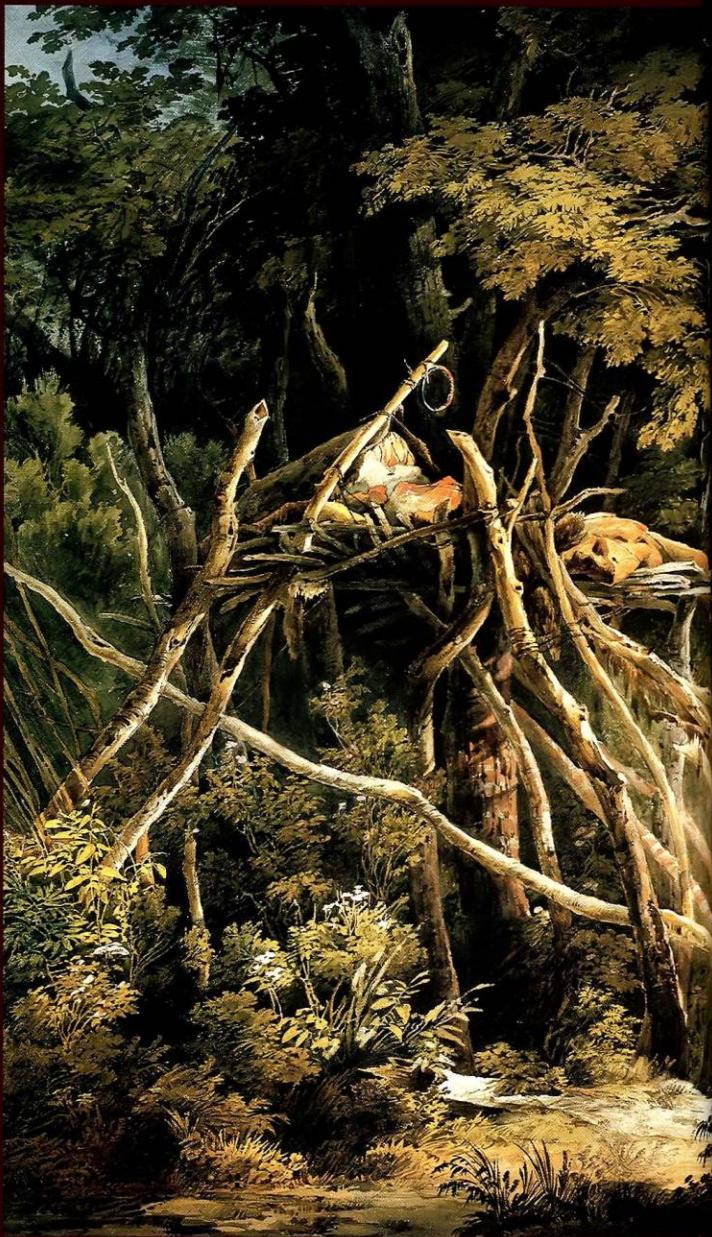


*Im Winter zogen die Mandan
über das Eis des Missouri, um am
anderen Ufer zu jagen oder
Brennholz zu sammeln. Für jeden
sichtbar dokumentierte Häuptling
Mató-Topé (»Vier Bären«) sein
Heldentum: Der Holzdolch im Haar
stand für einen erstochenem
Cheyenne, die gespaltene Feder
für eine im Kampf erlittene Verlet-
zung, und die gelben Streifen
symbolisierten jede einzelne
seiner Ruhmestaten*





*Wie viele andere Stämme
auch bestatteten die Assiniboin
des Häuptlings Pteh-Skah
(«Weiße Bisonkuh») ihre Toten
oft in Baumgräbern, zu-
sammen mit Waffen und
persönlicher Habe*





VON ANDREAS WENDEROTH;
ZEICHNUNGEN: KARL BODMER

Der Winter des Jahres 1833 ist am Oberlauf des Missouri außergewöhnlich streng. Auf dem Fluss liegt eine dicke Eisschicht. Die Konturen von Fort Clark an seinem westlichen Ufer verschwinden fast im Weiß eines Schneesturms.

An einem Tag im November machen sich im Fort zwei Männer auf, um ein Indianervolk zu besuchen. Sie tragen europäische Reisekleidung mit hohen Hüten und Gamaschen. Ihr Ziel: das Dorf Mih-Tutta-Hangkusch, nicht weit vom Fort entfernt. Hier leben in 65 kuppförmigen, zur Winterszeit halb unter dem Schnee verborgenen Häusern etwa 950 Menschen vom Volk der Mandan.

Die beiden bärtingen Ankömmlinge werden freundlich empfangen und zu einer der Behausungen geführt. Drinnen ist es verqualmt, aber erträglich warm. Der Raum ist gegen die kalte Winterluft mit Bären-, Bison- und Hirschfellern ausgekleidet. An einer Seite sind mehrere Pferde angebunden.

Rund 15 Frauen, Männer und Kinder hocken in dem Erdhaus und blicken die Besucher neugierig an. Über den jüngeren der beiden Weißen haben sie von benachbarten Stämmen bereits Wunderdinge gehört.

„Du kannst sehr richtig schreiben“, loben sie ihn. Es ist ihre Umschreibung für ein Talent des Weißen, für das es in ihrer Sprache kein passendes Wort gibt. Der Bärtige ist Zeichner; mit dem „sehr richtigen Schreiben“ meinen die Indianer seine Bilder und Skizzen mit Bleistift und Was-

serfarbe, die sie bewundern – und wohl auch fürchten. Denn seine Porträts, haben sie gehört, sollen gefährliche magische Wirkung haben.

Der Schöpfer der wundersamen Bilder ist ein 24-jähriger, aus Zürich stammender Maler: Karl Bodmer. Vor einem Jahr hat der junge Schweizer im Rheinland den damals 50-jährigen Privatgelehrten Alexander Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied getroffen. Durch Alexander von Humboldt inspiriert, bereitete sich dieser nach einer Brasilienreise nun auf eine Nordamerika-Expedition vor – und suchte gerade einen Zeichner, der die Reise dokumentieren solle. Das Werk mit dem Titel „Reise in das Innere Nord-America“, das die beiden 1839 herausbringen werden, gilt heute noch als gründlichste frühe ethnographische Studie über die Indianer am oberen Missouri.

Am 10. April 1833 haben die beiden Europäer in St. Louis das Dampfschiff „Yellow Stone“ bestiegen, um den Missouri flussaufwärts zu erkunden. Vier Monate später erreichen sie Fort MacKenzie im heutigen Montana. Während sie dort für mehrere Wochen Rast machen, kommt es unmittelbar vor dem Fort zu einer blutigen Schlacht dreier miteinander verfeindeter Indianerstämme – der Assiniboin, der Cree und der Blackfoot – mit Dutzenden von Toten. Der Prinz ist so schockiert, dass er auf die Durchquerung der Rocky Mountains verzichtet und umzukehren beschließt.

Für Karl Bodmer, der bis dahin wegen deren Angst vor dem bösen Zauber nur wenige Indianer porträtieren konnte, ist die Schlacht indes ein Glücksfall: Ein alter Mann



Magische Symbole sollten bei den Assiniboin die Bisons locken

namens Pioch-Kiaiu, den er kurz zuvor dennoch hat skizzieren dürfen, zählt zu den wenigen unverletzten Überlebenden der unterlegenen Blackfoot. Deshalb werden Bodmers Zeichnungen nun günstige Kräfte zugesprochen, und die Indianer stellen sich ihm jetzt bereitwillig als Modelle zur Verfügung.

Bodmer fertigt Hunderte von Skizzen an, zeichnet Krieger und Frauen, Medizinhänger und Kinder – vor allem Angehörige der Ponca, Hitatsa und Assiniboin. Genau, detailverliebt und ohne romantische Verklärung hält er Bisonherden in weiten Graslandschaften fest, reißende Flüsse, heilige Stätten und Baumgräber, Tipis und Dörfer. Alltagsgegenstände wie Pfeifen und Tomahawks, Mokassins und Schneeschuhe, Schilder und Federschmuck.

Als der Winter kommt, beschließen die beiden Europäer, einige Zeit bei den Mandan zu verbringen: Der Prinz will eine Grammatik ihrer Sprache zusammenstellen.

Die Weißen und ihr kanadischer Dolmetscher verbringen viele lange Abende am Feuer und lassen sich vom Leben der Mandan erzählen. Sie er-

fahren, dass unsichtbare Grenzen das Dorf trennen: Der Stamm ist in zwei Gruppen geteilt, deren eine aus zwei und deren andere aus drei Clans besteht. Heiraten sind nur jenseits der unsichtbaren Trennlinie erlaubt.

Wie andere Plains-Völker auch, haben die Mandan feste Regeln für Alttag und Feiertag. Jedem ist eine feste Rolle in der Gesellschaft zugewiesen. Maximilian schreibt: „Streitigkeiten habe ich nie unter ihnen bemerkt, wohl aber weit mehr Einigkeit und Ruhe als in unserem zivilisierten Europa.“

Viel weiß der Prinz auch über das Verhältnis von Mann und Frau zu berichten: „Sprödigkeit ist nicht die Tugend der indianischen Weiber; oft haben sie zwei, drei und mehr Liebhaber.“

Und andererseits: „Es ist eine Hauptbeschäftigung der jungen Männer, bei den Mädchen und Weibern ihr Glück zu versuchen, und dies füllt außer dem Putz den größten Teil ihrer Zeit aus. Sie haben eine besonders merkwürdige Art, ihre Großtaten in diesem Feld zur Schau zu tragen. Sie suchen mit der Zahl ihrer Eroberungen zu glänzen und markieren die Anzahl der besiegt Schönen durch Bündel von geschälteten, an der Spitze rot gemalten Weidenruten, und hier zeigt jedes einzelne Rüttchen eine Heldentat an.“

Manche Männer nehmen sich bis zu acht Ehefrauen – vorausgesetzt, die sind einverstanden. Auf unverheiratete Schwestern ihrer Frauen gewinnen sie auch eine Art Vorkaufsrecht. So kommt es vor, dass ein Mandan sich eine ganze Schwesternschar ins Haus holt, weil es dann weniger Unfrieden gibt.



Sorgsam von Bodmer gezeichnet: eine Keule in Form eines Gewehrkolbens mit Stahlklinge, ein Kopfschmuck aus Hirschhaar mit Adlerfeder, ein aus Stein geschnittener Pfeifenkopf, ein Schäpfelöffel aus Horn, eine Reitscheite mit Geweih-Griff und ein Reifenspiel, das hochgeschleudert und mit einem Pfeil „abgeschossen“ wurde

Eheliche Treue für verheiratete Frauen ist ein Ideal. Doch einmal im Jahr, beim Bison-Fest, sind Streitzeuge erlaubt. Nachdem die Männer mit Tänzen und Gebeten die himmlischen Mächte angerufen haben, damit sie, so Maximilian zu Wied, „den Jägern und den Waffen günstig seien“, müssen sich die Frauen vorübergehend von ihren Männern trennen und sich fremden hingeben, um die Herden anzulocken.

Nur mit Bisonfellen bekleidet, fordern sie nacheinander mehrere Auserwählte auf, ihnen an eine einsame Stelle im Wald zu folgen. Ein Mann kann sich von dieser Pflicht loskaufen, doch das tun die wenigsten.

„Auch uns boten einige Frauen diese Ehre an“, schreibt Maximilian. „Wir verzichteten aber darauf, indem wir ihnen Geschenke anboten. Dann zogen wir uns zum Schlafen zurück, um weiteren Aufforderungen zu entgehen.“

Viel Frau, viel Ehr ist herrschendes Prinzip. Und die Gattinnen können das Ansehen des Gatten weiter mehren, indem sie ihm reichlich Felle gerben, daraus Kleidungsstücke fertigen und die prächtig besticken. Denn dann hat der Ehegatt viel zu verschenken – und Großzügigkeit gilt bei diesen Indianern als höchste Tugend. Erstaunt bemerkt der Prinz: „Angesehene Männer sind meist arm.“

Am höchsten geschätzt wird das Fell der seltenen weißen Bisonkuh – es ist 60 gewöhnliche Bisonfelle wert. Ist jemand aber tatsächlich in Besitz einer solchen Kostbarkeit gelangt, muss er sie irgendwann opfern; so verlangen es die Regeln.

Die Männer sind, je nach Alter und Tapferkeit, Mitglieder unterschiedlicher Bünde: Zehnjährige werden bei den „Törichten Hunden“ aufgenommen, Krieger bis 25 gehören der „Krähenvbande“ und danach den „Soldaten“ an. Mit 50 steigen die Männer bei den „Bisons“ aus, um Mitglieder der „Schwarzschwänzigen Hirsche“ zu werden.

Der alte Mandan-Krieger Dipäuch („Zerbrochener Arm“) erzählt von den Mythen seines Volkes. Von den Toten, die als Sterne am Himmel wiederkehren. Von Regenbogen, der als Geist die Sonne begleitet. Vom Donner, der durch den Flügelschlag eines großen Vogels entsteht. Vom Herrn des Lebens, der in der Sonnewohnt und Erde und Menschen geschaffen hat. Und von dem Geist Rokanka-Tauhanka, der auf dem Abendstern lebt und die Menschen beschützt.

Zur Feier der Schöpfung begehen die Mandan alljährlich das viertägige Okippe-Fest. In Tänzen wird die Erschaffung der Welt, der Menschen, Pflanzen und Tiere dargestellt. Zu dem Fest gehört auch die Marter. Freiwillige fasten mehrere Tage lang; dann lassen sie sich tiefe Wunden ins Fleisch schneiden. Stumpfe Messer werden ihnen durch die Trapezmuskeln getrieben und die Wunden mit daumendicken Holzpflocken durchstoßen. Dann werden sie daran mit Seilen aufgehängt, mit Bisonschädeln beschwert und zur Decke der Medizinhütte hochgezogen.

Erst wenn die Gemarterten in Ohnmacht fallen, lässt man sie hinab; dann müssen sie aus eigener Kraft aufstehen. Manchmal hacken ihnen Krieger nun einen Finger ab, und sie werden so



Eine Seite aus dem von Bodmer illustrierten dreibändigen Werk »Reise in das Innere Nord-America«.
Darunter ein Tabakbeutel aus Otterfell

lange über den Boden geschleift, bis alle Gewichte ausgerissen sind.

Solche Selbstkasteierung bringt sie, glauben die Männer, dem Übernatürlichen näher. Die Narben werden später voller Stolz getragen. Je häufiger sich ein Mann diesen Qualen aussetzt, desto höher wird er geachtet.

An Ruhm aber kann es niemand mit Häuptling Mató-Topé („Vier Bären“) aufnehmen, den der Prinz in seinem Expeditionsbericht als „vorzüglichen Charakter“ rühmt. Mató-Topé hat viele Feinde getötet – und tritt wie ein lebender Prospekt seiner Heldenataten auf.



Im Haar trägt er einen geschnitzten Dolch: Einst hat er einem Cheyenne-Häuptling das Messer im Kampfe entrissen und ihn damit erstochen. Daneben stecken sechs hölzerne Kriegs-Stäbchen – für jede seiner Schussverletzungen. An seinem Hinterkopf ist die gespaltene Schwungfeder eines Truthahns befestigt: Zeugnis für eine Pfeilwunde. 17 gelbe Streifen auf seinen Armen verkünden die Zahl seiner Heldenataten. Und eine auf die Brust gemalte Hand bedeutet, dass er viele Gefangene gemacht hat.

Prinz Maximilian notiert dazu: „Ein so aufgeputzter Krieger braucht mehr Zeit zu seiner Toilette als die elegante Pariser Dame.“

Mehr als fünf Monate lang studieren die beiden Europäer das Leben der Mandan. Der Winter ist hart: Die Indianer haben kein Jagdglück, ernähren sich fast ausschließlich von gekochtem Mais. Manche verschmähen nicht einmal Tierkadaver, die im Fluss angetrieben werden.

Dann erkrankt der Prinz: Ein Bein schwollt an, verfärbt sich violett, die Schwellungen nehmen zu, starkes Fieber tritt auf.

Erst eine indianische Medizin kann ihm helfen: Er verzehrt große Mengen wilden Knoblauchs, und allmählich bessert sich sein Zustand. Und obwohl die Grammatik der Mandan-Sprache noch nicht vollendet ist, nehmen die beiden Europäer Abschied und reisen im April 1834 heim.

Fünf Jahre später erscheint ihr Bericht in drei Bänden. Die „Reise in das Innere Nord-America“, illustriert mit 81 Bodmer-Stichen, ist aber nur für einen exklusiven Kreis vermögender Liebhaber erschwinglich.

Dennoch machen allein in Deutschland bis heute 100 Millionen Leser mit diesem Werk Bekanntschaft – wenn auch nur indirekt: Viele der darin beschriebenen Figuren und Erlebnisse tauchen in den Romanen eines Schriftstellers auf, der den Bericht Wieds und Bodmers in der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden gelesen und ihn für seine Bücher ausgeschlachtet hat: Karl May.

1867 stirbt Prinz Maximilian „Indianer-Bodmer“, wie Kollegen den Schweizer nun spöttelnd nennen, zieht als Maler nach Paris. Dort lebt er bis zu seinem Tod 1893, als Landschafts- und Tiermaler hoch geachtet – auch wenn seine Indianerbilder in Vergessenheit geraten.

Zu den Mandan unter Mató-Topé aber kommt das große Sterben. Am 12. November 1833 haben die Menschen im Dorf Mih-Tutta-Hangkusch ungewöhnlich viele Sternschnuppen beobachtet. Nach ihrer Vorstellung kündigt das den Tod vieler Menschen an. 1837 wütet tatsächlich unter ihnen die Pocken. Von den insgesamt 1600 Mandan überleben nur 31 – unter ihnen auch Mató-Topé.

Doch alle Mitglieder seiner Familie sind Opfer der Seuche geworden, und so besteigt er einen Hügel in der Nähe des Dorfes, um dort zu hungern, bis auch ihn der Tod erreicht. Nach sechs Tagen schleppt sich der alte Häuptling mit letzter Kraft zurück in sein Haus und legt sich nieder neben die Leichen seiner Frauen und Kinder.

Dann zieht er eine Bisonhaut über seinen Kopf und stirbt. □

Andreas Wenderoth, 35, lebt als Autor in Berlin und schreibt regelmäßig für GEO und GEO EPOCHE.

FELDHERREN UND.. VERRÄTER

Von Ost nach West, vom 16. bis ins 19. Jahrhundert steht früher oder später jeder Häuptling vor dieser Frage: Kann mein Volk den Ansturm der Weißen überleben – und wie? Manche entscheiden sich für den Kampf, andere passen sich und ihr Volk fast bis zur Unkenntlichkeit den Eindringlingen an. Einige Indianerführer erweisen sich in Krieg oder Unterwerfung als besonders geschickt oder skrupellos – und werden noch zu Lebzeiten legendär. Helfen wird ihnen beides nicht: Am Ende siegen stets die neuen Herren

Sollen sie
sich anpassen - oder
Krieg führen?



METACOMET
ca. 1637–1676
Wampanoag

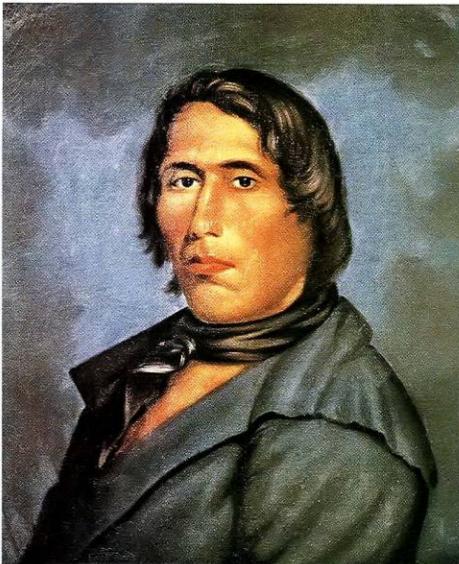
Kein Indianerführer wird einem Sieg über die ersten britischen Siedler so nahe kommen wie Metacomet, Häuptling der Wampanoag an der Nordostküste Amerikas. Zwar hat sein Vater bereits 1621 einen Friedensvertrag mit den Weißen geschlossen, doch Metacomet – den die Briten King Philip nennen – erkennt, dass sein Volk auf die Dauer mit den Einwanderern, die sich in viele Belange der Wampanoag einmischen, nicht friedlich zusammenleben kann. 1676 schließen sich nahezu alle Indianerstämme im Süden des heutigen New England unter Metacomet zusammen und greifen die englischen Siedlungen an. Von 90 Ortschaften brennen sie 52 nieder; 600 Europäer kommen um. Doch schon bald wendet sich das Blatt. Zunächst schicken die Briten Verstärkung zu den Siedlungen und schlagen die Indianer zurück. Nachdem die Soldaten im Juli Metacomets Frau und Sohn gefangen genommen haben, bricht der Aufstand der Indianer zusammen. Am 12. August 1676 spüren Hässcher Metacomet in einem Wald am Mount Hope auf und vierteilen ihn bei lebendigem Leibe. Seinen abgeschlagenen Kopf bringen sie in die Hafenstadt Plymouth und präsentieren ihn dort 20 Jahre lang zur Abschreckung.



**SA GA YEATH QUA
PIETH TOW**
ca. 1680–ca. 1710
Mohawk

1710 landet im Londoner Hafen ein Schiff mit exotischen Gästen: Vier Indianerführer gehen von Bord, darunter Sa Ga Yeath Qua Pieth Tow, ein Häuptling der Mohawk. Seit acht Jahren führen die Briten in dessen Heimat am Ontario-See Krieg gegen die Franzosen. Die Mehrheit der Mohawk kämpft bereits auf Seiten Londons. Jetzt hat Königin Anna die Indianer nach England eingeladen, um das Bündnis zu festigen. Sie lässt den Gästen Englands Errungenschaften vorführen – lädt den Mohawk-Häuptling beispielsweise in die Oper ein – und gibt einem

Maler den Auftrag, ihn zu porträtieren. Der Plan geht auf: Sa Ga Yeath Qua Pieth Tow bekräftigt den Pakt mit den Engländern – eine Allianz, die fast 70 Jahre lang halten wird, bis zu seinem Enkel Joseph Brant. Im Gegenzug befiehlt die Königin, am Mohawk River ein Fort zu bauen, das die Indianer vor Angriffen der Franzosen schützen soll. Tatsächlich leben die Mohawk lange in relativer Sicherheit – bis zum Ende des Unabhängigkeitskrieges 1783: Nach dem Sieg der Kolonisten über die Briten flüchten die Mohawk nach Kanada. Sa Ga Yeath Qua Pieth Tow aber war bereits kurz nach seiner Rückkehr aus Europa gestorben.



TECUMSEH
ca. 1768–1813
Shawnee

Tecumsehs Vision ist der Albtraum der Weißen: Mit einer Union der Indianer will der Häuptling der Shawnee den Vormarsch der Siedler stoppen. Auslöser ist ein unfairer Handel: 1809 kauft William Harrison, Gouverneur von Indiana und späterer US-Präsident, mehreren Häuptlingen eine Million Hektar Land gegen Waren im Wert von 7000 Dollar und eine jährliche Zahlung von 1750 Dollar ab. Aus Protest schließen sich Indianer aus mindestens 17 Stämmen Tecumsehs Einigungsbewegung an, darunter Krieger der Ottawa, der Kickapoo, der Potawatomi. Kein Volk soll

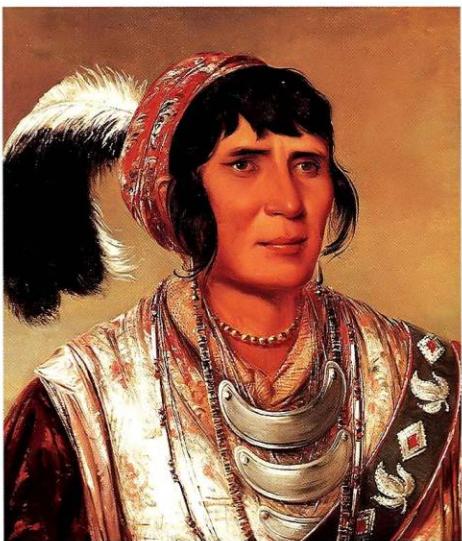
künftig ohne Einwilligung der anderen Land verkaufen dürfen. Innerhalb kurzer Zeit formt Tecumseh einen der größten Indianerbünde der Geschichte – eine Allianz, die von den Großen Seen bis zum Golf von Mexiko reicht, von der Ostküste bis zum Mississippi. Doch der Zusammenschluss übersteht schon seine erste Prüfung nicht: 1811 befiehlt Tecumsehs Bruder Tenskwatawa vorschnell einen Angriff auf Harrisons Truppen – und verliert den Kampf; das Bündnis bricht auseinander. Dennoch kämpft Tecumseh weiter gegen die Amerikaner – nun als Verbündeter der Briten. Er fällt in einer Schlacht am 5. Oktober 1813.



MAQUINNA
ca. 1758–ca. 1820
Nootka

»Schaut nach, was diese Leute hier wollen!«, befiehlt Maquinna, Häuptling der Nootka im Nordwesten, als im März 1778 die »Discovery« des englischen Entdeckers James Cook vor Vancouver Island Anker wirft. Zur Begrüßung der Fremden legt er einen Umgang aus Seerotterpelz an. Cook ist von der Schönheit des Pelzes so angetan, dass die beiden einen Handel mit Fellen beginnen. Innerhalb von 25 Jahren wird aus Yuquot, dem bescheidenen Sommerlager der Indianer an der Küste, der weltgrößte Umschlagplatz für Otter, Biber, Marder und Nerzfelle. Der

umsichtige Maquinna hat daran entscheidenden Anteil: Er unterweist sein Volk in den Handelsabläufen, sorgt dafür, dass die Preise stabil bleiben, und kümmert sich um gute Beziehungen zu den Kapitänen – bis 1803, als ihn der Skipper eines Handelschiffes der Lüge bezichtigt. Daraufhin lässt Maquinna ihn und die ganze Mannschaft niedermetzeln. Fortan meiden die Weißen die Küste von Yuquot. Der Handel stagniert – auch, weil die Seeotter fast ausgerottet sind. Um 1820 wird Maquinna bei einer Familienfehde von seinem Onkel ertränkt. Von den Nootka sterben noch vor 1881 mehr als zwei Drittel an eingeschleppten Krankheiten.



OSCEOLA
ca. 1800–1838
Seminole

Schon als Kind muss Osceola vom Volk der Creek mit seinen Eltern vor den weißen Landbesetzern zu den Seminole nach Florida flüchten. Noch einmal will er sich nicht vertreiben lassen: Als die Regierung beschließt, auch die Seminole umzu-siedeln, führt er den Stamm 1835 in den längsten Indianerkrieg gegen die US-Army östlich des Mississippi. Gleich zu Beginn tötet Osceola zwei seiner erbittertsten Feinde: einen Seminole-Häuptling, der sein Stammesgebiet aufgeben will, und einen Indianerbeauftragten. In den folgenden zwei Jahren haben die US-Truppen gegen den gewieften Taktiker keine Chance: Mit Guerilla-Angriffen überwältigen Seminole-Krieger die Soldaten oder locken sie ins Sumpfland der Everglades. Liberale Nordstaatler wenden sich gegen den Krieg in Florida, feiern Osceola gar als »Indian gentleman«. Bei Friedensverhandlungen im Oktober 1837 nimmt ein US-General den Anführer der Seminole wider alle Vereinbarungen gefangen. Drei Monate später stirbt Osceola an Malaria; sein Volk wird in Reservate nach Arkansas und Oklahoma geschickt. 1970 spricht die Indian Claims Commission den Seminole zwölf Millionen US-Dollar Entschädigung für ihr verlorenes Land zu.



KEOKUK
ca. 1783–1848
Sauk und Fox

Keokuk kämpft nicht gegen die Weißen, sondern verfolgt eine andere Taktik, um seinem Volk am Rock River im heutigen US-Staat Illinois den Frieden und sich an der Macht zu erhalten: Während sein Rival Black Hawk die Amerikaner bekriegt, schmeichelte Keokuk sich bei den US-Generälen ein. Für die Widerständler unter seinen Stammesgenossen ist er ein Verräter, doch ein großer Teil der Sauk und Fox steht hinter ihm. Mithilfe der Armee baut er seine Führungsposition aus, besänftigt die Zweifler mit Geschenken und bringt seine Gegenspieler mit Intrigen zu Fall.

1813 erreicht Keokuk sein Ziel: Die Sauk und Fox wählen ihn zum Häuptling. Keokuks guter Draht zu den Generälen bewahrt das Volk zwar vor Krieg und Hunger – doch das ist bitter erkauft: Um 1840 müssen die Sauk und Fox nach Iowa umsiedeln. Selbst da wirbt Keokuk noch um Geduld – womöglich, weil er an den Landverkäufen gut verdient. Schließlich muss er mit seinen Leuten in ein Reservat nach Kansas umziehen. Dort stirbt der Häuptling der Sauk und Fox 1848 als wohlhabender, aber von vielen in seinem Volk verachteter Mann.



GERONIMO
ca. 1825–1909
Apache

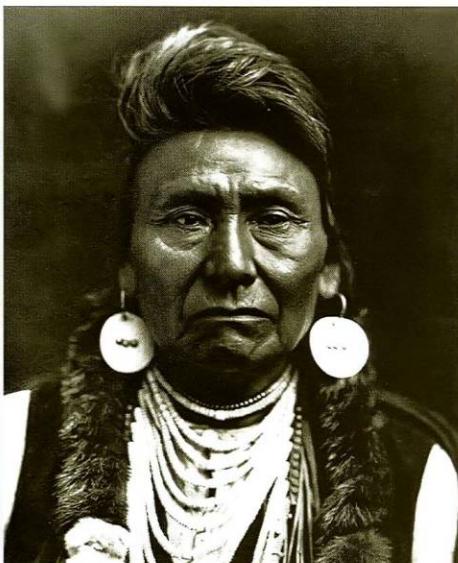
Sommer 1886: 5000 US-Soldaten und 3000 Mexikaner jagen einen Mann – Geronimo. Als sich der Anführer der Chiricahua-Apache wenige Monate später ergibt, ist einer der gefürchtetsten Widerstandskämpfer außer Gefecht. Kaum ein anderer Indianerführer hat so lange gekämpft wie Geronimo. 1876 sind die Chiricahua aus ihrer Heimat im Grenzgebiet zu Mexiko in ein Reservat im Öland von Arizona und New Mexico vertrieben worden. Seither macht Geronimo – dem mexikanischen Soldaten in einem Hinterhalt 1844 fast die gesamte Familie ermordet haben – mit einer Guerrillatruppe das Grenzgebiet unsicher, raubt und tötet; eine fünfjährige Farmtochter hängt er an einem Fleischerhaken auf. Mehrmals setzen US-Truppen Geronimo fest, doch immer wieder gelingt es ihm auszubrechen. Nachdem er sich schließlich ergeben hat, reagiert die Army brutal: In Ketten werden die Chiricahua nach Florida gebracht, viele sterben dort in den Kerken an Schwinducht. 1894 müssen die Überlebenden nach Oklahoma übersiedeln. Geronimo selbst endet als Ausstellungsstück: Präsident Theodore Roosevelt präsentiert ihn 1901 bei seinem Amtsantritt wie eine Trophäe. 1909 stirbt der alte Rebellen. Erst viele Jahre später dürfen die letzten 187 Chiricahua zurück nach New Mexico.



WASHAKIE
ca. 1804–1900
Shoshone

»Ihr dürft nicht gegen die Weißen kämpfen. Ich rate nicht nur davon ab, ich verbiete es euch!« So versucht Washakie 1862 die Shoshone von Überfällen auf Siedlertrecks im Great Basin abzuhalten. Denn der Häuptling ist überzeugt, dass sein Volk die Immigranten nicht besiegen kann. Also kooperiert er mit ihnen: Seine Wind-River-Shoshone lassen Pioniere durch ihr Land ziehen und kämpfen an der Seite der Army gegen die Sioux, auch 1876 am Little Bighorn. Zunächst zeigt sich die Regierung erkenntlich: Die Shoshone bekommen ein fruchtbare Reservat in Wyoming zuge-

wiesen. Obwohl der Häuptling dem Farmerleben nichts abgewinnen kann – »Goddamn potato!«, schimpft er –, lässt er sein Volk die Landwirtschaft lernen und schickt die Kinder zur Schule, ganz wie Washington es wünscht. Doch selbst dieser treue Verbündete wird getäuscht: Um 1880 müssen die Shoshone einen Teil ihres Reservats ausgerechnet an ihre ärgsten Feinde, die Arapaho, abtreten. Erst 1938, fast 40 Jahre nach Washakies Tod, wird der Stamm von der US-Regierung für das verlorene Land entschädigt.



CHIEF JOSEPH
1840–1904
Nez Percé

Die Zeitungen nennen ihn wegen seines strategischen Genies respektvoll den »indianischen Napoleon« – doch ein Feldherr hat Chief Joseph (ein Christ, den die Indianer Hinmatowalahtquit nennen, »Donner zieht auf über dem Land«) nie sein wollen. Der Krieg ist ihm aufgezwungen worden: Nach der Ermordung mehrerer Siedler durch drei junge Nez Percé ist er aus Sorge vor Vergeltung im Sommer 1877 mit 700 Stammesangehörigen in die Berge Montanias geflüchtet. Die Army verfolgt den Treck, doch Chief Joseph kann sie durch taktische Meisterleistungen abschütteln: Mal umzingelt er mit 100 Kriegern 600 Kavalleristen, bis seine Leute entkommen können, mal lässt er nachts die Packmulis der Soldaten auseinander jagen. In 115 Tagen legen die Flüchtlinge mehr als 2500 Kilometer zurück, müssen sich aber schließlich doch ergeben. 431 Überlebende werden in ein Reservat in Oklahoma gezwungen, 70 sterben unterwegs. Erst 1885 können 118 von ihnen zurück zu ihrem Stamm nach Idaho. Chief Joseph aber wird in ein Reservat an die kanadische Grenze verbannt. Dort stirbt er am 21. September 1904 – seinem Arzt zufolge an gebrochenem Herzen.



QUANAH PARKER
ca. 1850–1911
Comanche

Quanah Parker ist ein Halbblut. Seine Mutter, die Weiße Cynthia Ann Parker, war im Kindesalter von Kwahadi-Comanche entführt worden und erst mit etwa 30 Jahren 1862 von Texas-Rangers gegen ihren Willen zu den Eltern zurückgebracht worden. Schon als 15-Jähriger schließt sich Quanah Kriegern auf deren Raubzügen an der Grenze zwischen Texas und Mexiko an und wird schon bald einer der Anführer. Sie überfallen Siedlungen und Forts, rauben Vieh und sammeln Skalps. Doch als 700 Kwahadi 1874 die Schlacht von Adobe Walls gegen nur 28 weiße Bison-

jäger verlieren, erkennt Quanah, dass die Indianer keine Chance haben gegen die Weißen mit den überlegenen Gewehren. 1875 geht er ins Reservat, lernt bei der Familie seiner Mutter Englisch und den Anbau von Baumwolle, gibt sein Wissen an die Indianer weiter. Er wird Sheriff, Schulvorsteher und Richter, gewinnt Präsident Theodore Roosevelt zum Freund und wird Mitbegründer der Native American Church – einer Synthese von Christentum und indianischen Religionen. 1911 stirbt Quanah Parker, der letzte Kriegshäuptling der Comanche, als angesehener Mann.



RED CLOUD
ca. 1820–1909
Oglala-Sioux

Seinen Namen verdankt Red Cloud („Mahpiya Luta“) einem Meteoriten, der in seiner Geburtsnacht einen Schwarm roter Wolken an den Himmel gemäht hat. Schon als junger Krieger überfällt er Siedler und Goldschürfer, lässt Telegrafenmasten niederrreißen und Poststationen stürmen. Im Dezember 1866 erobert Red Cloud, nunmehr Häuptling der Oglala, mit 2000 Männern Fort Phil Kearny und lässt alle dort stationierten 80 Soldaten umbringen. Daraufhin zieht sich die Army 1868 zurück und überlässt den Indianern im zweiten Vertrag von Laramie einen Teil der Großen Ebenen als „Great Sioux Reservation“. Da sich die Weißen jedoch nicht an den Vertrag halten, bricht der Krieg 1874 erneut aus. Red Cloud kämpft allerdings nur noch mit Wörtern: Ange-sichts der Übermacht der US-Truppen gibt er Waffengänge keine Chance mehr. Jüngere Stammesbrüder fühlen sich von ihm nun verraten. Doch weder ihre ersten Erfolge im Kampf gegen die Army noch Red Clouds Gespräche mit Präsident Ulysses S. Grant verhindern, dass die Sioux in immer kleinere Reservate gedrängt werden. 1909 stirbt der einzige Häuptling, der die US-Regierung im Westen jemals zum Rückzug gezwungen hat, verbittert und halb blind im Reservat.

Torben Müller/Katja Trippel

Ein Held



Das Ende der »Sioux-Kriege«: Fast 300 Indianer sterben 1890 am Wounded Knee im Kugelhagel der 7th Cavalry; ihre Leichname werden in ein Massengrab geworfen

und seine Tragödie

Die Great Plains, um 1870: Immer weiter dringen die weißen Siedler vor in Richtung Westen, immer weniger Platz bleibt den Indianervölkern der großen Grasäbenen – vor allem den Sioux unter ihrem spirituellen und militärischen Führer Sitting Bull. Im Sommer 1876 kommt es am Little Bighorn River zu einer folgenreichen Schlacht



VON DIRK LEHMANN

Little Bighorn Valley, Montana Territory, 24. Juni 1876. Ein gehüllt in ein Bisonfell, die Haare zu einem Strang geflochten, steht Tatanka Iyotanke auf einem Hügel oberhalb des Little Bighorn River. Tief steht die Sonne am Horizont. Der Mann hat sein Gesicht mit heiligen Zeichen bemalt. Er entnimmt einem mit gefärbten Stachelschweinborsten verzierten Lederdeutel seine Pfeife, entzündet den Tabak und bläst den Rauch in die heiligen viermal vier Richtungen, so zum Himmel, zur Sonne, zu Wind und Mond.

Tatanka Iyotanke ist ein Indianer vom Volk der Lakota-Sioux und ein Wicasa Wakan, ein „heiliger Mann“ – ein lebendes Bindeglied zwischen

Heute und Morgen, zwischen der realen und der Welt des Übernatürlichen, die wakan ist, „unbegreiflich“. Tatanka Iyotanke ist aber nicht nur ein spiritueller, sondern auch ein weltlicher Führer in Krieg und Frieden.

Vom Kamm des Hügels geht der Blick weit über das Tal. An manchen Stellen bricht der Berg Rücken schroff ab, mit tiefen Schluchten und zerklüfteten Felsüberhängen; an anderen Stellen münden sanfte, grüne Flanken in weite Wiesen. Ein Fluss mäandert durch eine Senke, die Ufer sind dicht gesäumt von Büschen und hoch gewachsenen Pappeln.

Eine gewaltige Zeltstadt erstreckt sich unten im Tal, größer als alle, die Tatanka Iyotanke in seinem 45-jährigen Leben gesehen hat. Direkt unterhalb des Höhenzuges ha-

ben sich die Cheyenne niedergelassen. Dahinter lagern sechs Stämme der Lakota-Sioux. Die Tipis stehen jeweils im Kreis um das Zelt des Stammesführers: vorn die Zeltzirkel der Brûlé und Oglala, dahinter die der Sans Arc und der Minneconjou. Am südlichen Ende des Tals, vor der markanten Schleife des Flusses, sind die Zelte der Sihasapa und der Hunkpapa aufgebaut, zu denen Tatanka Iyotanke gehört.

Nur selten versammeln sich so viele Indianer an einem Ort – gut 7000 Menschen in 1000 Tipis, darunter rund 1500 Krieger.

Wolken steigen aus der Pfeife des heiligen Mannes in den windstillen Abendhimmel. Der Rauch trägt den Atem des Lebens zu Wakan Tanka, dem „Großen Geheimnis der Kräfte“. An ihn richtet



Tatanka Iyotanke seine Worte: „Im Namen meines Volkes bitte ich Dich, nimm diese Friedensfeife. Wo immer die Sonne, der Mond, die Erde, die vier Winde sind, da bist auch Du. Ich bitte Dich, schütze mein Volk. Bewahre uns vor Elend und Unglück.“

Gleißend rot versinkt die Sonne hinter den Rocky Mountains. Wegen einer alten Fußverletzung auf die Schulter eines Kriegers gestützt, klettert Tatanka Iyotanke hindurch zurück ins Tal.

Die meisten „Fetterser“, so heißen die Weißen in der Sprache der Lakota, haben noch nie von Tatanka Iyotanke gehört. Doch das wird sich in den nächsten Tagen ändern. Dann wird sein Name für die schlimmste Niederlage stehen, die Indianer der US-Armee jemals zugefügt haben. Und dafür werden die Weißen Tatanka Iyotanke – Sitting Bull, wie sie ihn in ihrer Sprache nennen – jagen wie ein Tier und jedes seiner Vorhaben nervös verfolgen bis zum Ende seiner Tage.

Selbst Mitte des 19. Jahrhunderts ist für die weißen Siedler das Innere des Kontinents noch eine fremde Welt. Wer dennoch auszieht, sich in den riesigen Regionen des westlichen Nordamerika anzusiedeln, muss eine gewaltige Ebene durchqueren, die sich von Texas im Süden entlang der Rocky Mountains bis weit in die kanadischen Northwest Territories erstreckt. Die „Great Plains“ sind mit fast drei Millionen Quadratkilometern Fläche eine der größten Graslandschaften der Erde.

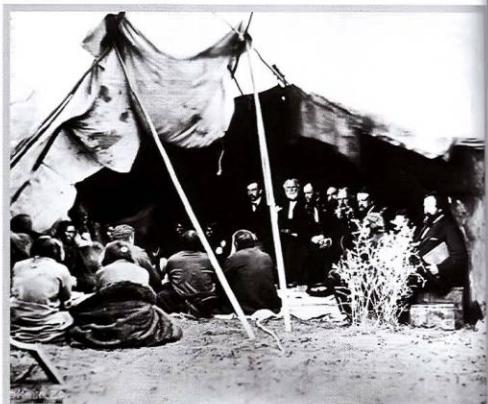
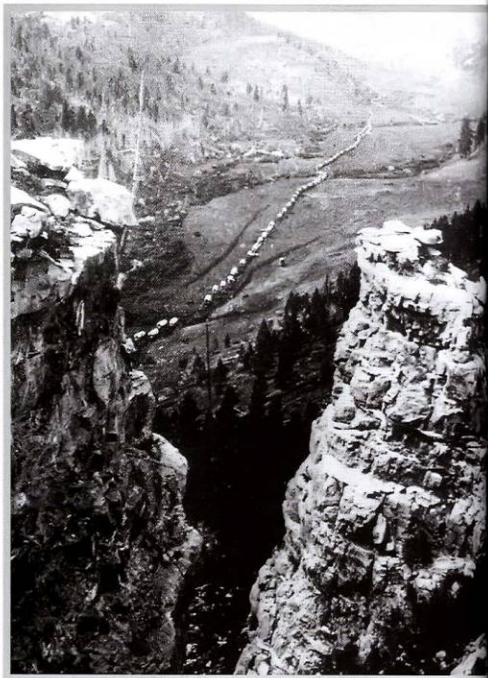
Sie ist eine riesige Bühne für Naturschauspiele: Winter mit Temperaturen von bis zu minus 30 Grad und beißenden Blizzards; Frühlingsmonate

mit sintflutartigen Wolkenbrüchen; glutheiße Sommer ohne einen Tropfen Regen, in denen Flüsse zu Rinnensäulen werden und der Boden verdorrt. Bisonherden ziehen dann gigantische Staubfahnen hinter sich her.

Noch um 1750 waren die Plains nahezu menschenleer. Nur am Rand dieser Weite, in den Galeriewäldern der Flüsse und den Waldsäumen der Gebirge, lebten Dutzende Indianervölker – vor allem als Jäger und Sammler. Doch dann brachten spanische Siedler ein Tier mit, das die Lebensweise der Indianer dramatisch veränderte: das Pferd.

Die Huftiere, die sie den Weißen stahlen oder die sie aus den Herden der Mustangs – entlaufener und verwilderter Pferde – einfingen, veränderten binnen weniger Jahre die Lebensbedingungen der Graslandvölker. Jäger konnten die Bisonherden nun schnell und über große Distanzen verfolgen. Packpferde zogen weit aus schwerere Lasten als Menschen oder Hunde – eine ungeheure Erleichterung für Nomaden, die Vorräte und Waffen in Mengen von Ort zu Ort transportieren konnten. Mit den Pferden und den ebenfalls von den Weißen erworbenen oder geraubten Feuerwaffen wurden die Indianer zu berittenen Kriegern, die blitzschnell zuschlagen und sich ebenso rasch wieder zurückziehen konnten.

Eine Welle der Gewalt markiert die Akquisition von Pferd und Feuerwaffen: Die Stämme, die als erste diese beiden begehrten Besitztümer nutzten, überfielen ihre Nachbarn, eroberten große Jagdreviere und drängten andere Völker in Berge oder Wüsten ab. Einige Stämme konnten nunmehr riesige Ge-



Nach etlichen Überfällen der Sioux auf Siedlertrecks und Poststationen zieht Washington die Army 1868 aus dem Gebiet des Stammes zurück und garantiert ihm bei Verhandlungen in Fort Laramie (Bild unten) Autonomie in einem Reservat. Sechs Jahre später ziehen aber wieder Soldaten durchs Land der Indianer (oben) – ein klarer Bruch des Vertrages. Der Krieg beginnt von neuem

Ein Vertrag soll den Frieden bringen – und wird schon bald gebrochen



Lakota ein Bisonjäger-Nomadenvolk. Sie binden ihren Pferden (die sie Šunka Wakan nennen: der „unbegreifliche Hund“) ihre Besitztümer auf Travos – Tragegestellen – und folgen den Bisons über die Plains. Seit sie das Pferd kennen, verehren sie es so sehr, dass sie ihm Klagelieder singen, wenn es stirbt.

Durch das Reitertum hat sich auch eine neue Kultur rund um die Jagd entwickelt; mit dem Bison als gleichermaßen vergöttertem und todgeweihtem Kultobjekt. Die Jäger galoppieren zwischen die tonnenschweren, bis zu zwei Meter hohen Tiere; mit Vorliebe erlegen sie trächtige Muttertiere, weil sie das zarte Fleisch der ungeborenen Kälber so schätzen.

Die Frauen fertigen aus den Häuten Tipis und Mokassinsohlen; das Fleisch kochen sie mit wilden Möhren und Prärierüben oder trocknen es zum monatlang haltbaren Lebensmittelvorrat. Vor dem Verzehr zerreiben sie dieses Fleisch mit getrockneten Beeren, vermischen es mit Talg und formen daraus kleine Bällchen.

Ihr virtuoser Umgang mit dem „unbegreiflichen Eisen“, dem Gewehr, hat die Sioux zu ebense gefürchtet wie erfolgreichen Kriegern gemacht. Sie überfallen andere Völker, rauben den Pawnee die Ernten und den Crow die Pferde.

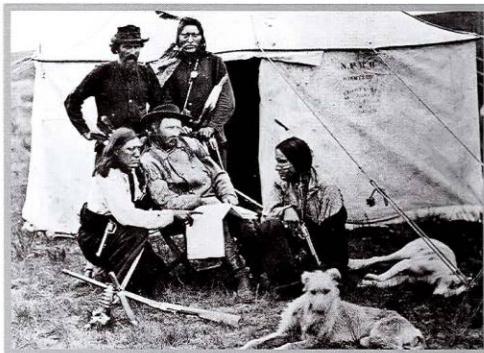
1831 erhält der Sohn eines Hunkpapa-Häuptlings den Namen „Springender Dachs“. Kinder sind „wakan“, geheimnisvoll, für die Sioux, weil niemand versteht, was

sie sagen. Springender Dachs gehört einer angesehenen Familie an, die sich durch geschickte Adoptions- und Heiratspolitik großen Einfluss erworben hat.

In seinen ersten Jahren kennt der Junge die Weißen allenfalls vom Hörensagen. Das aber wird sich bald ändern.

Regierung 1851 ein Abkommen mit den Sioux, Cheyenne, Arapaho und anderen Völkern der Ebenen aus.

Doch nur wenige Häuptlinge unterzeichnen diesen ersten Vertrag von Laramie; zudem wissen die Regierungsvertreter nicht, dass die Anführer nur für ihre eigene kleine Gruppe sprechen dürfen und nicht für das gesamte Volk. Während die Weißen glauben, ein Abkommen mit allen Sioux geschlossen zu haben, gilt der Pakt aus Sicht der Indianer nur für wenige Grup-



Colonel George A. Custer (sitzend), Befehlshaber der Kavallerie am Little Bighorn, mit seinen Indianerscouts

Noch 1847 haben die großen Graslandschaften und die Westküste für die weißen Amerikaner nichts Verlockendes – gerade mal 459 Menschen leben in der Baracken- und Zeltstadt San Francisco. Doch dann lösen die Goldfunde in Kalifornien einen Sturm von Glückssuchern aus. Zehntausende drängen an die Pazifikküste. Für sie sind die Plains zunächst nicht mehr als ein großes Grasmeer, das sie möglichst schnell durchqueren wollen. Zu ihrem Schutz handelt die

pen. Dieses Missverständnis ist der Einstieg in einen fatalen Kreislauf der Vergeltung.

Der junge Mann, den seine Eltern „Springender Dachs“ genannt haben, ist zu diesem Zeitpunkt bereits ein geachteter Krieger. Als 14-Jähriger hat er in seinem ersten Kampf gegen einen anderen Indianerstamm einen feindlichen Krieger mit der bloßen Hand berührt, eine Kühnheit, für die ihm eine besondere Ehre zu teilt wird: In einer Zeremonie, bei der er als Symbol des Muttes die erste Adlerfeder ange-

biete kontrollieren. So durchstreifen die Sioux eine Region von 600 000 Quadratkilometern, mehr als anderthalbmal so groß wie Deutschland.

Das Volk der Sioux besteht aus drei Untergruppen, die unterschiedliche Dialekte sprechen: Dakota, Nakota und Lakota. Die Lakota (oder Teton) wiederum setzen sich aus sieben Stämmen zusammen – den Minneconjou, Sihasapa, Oohenonpa, Sicangu, Itazipco, Oglala und Hunkpapa. Jeder Stamm besteht im Idealfall aus sieben „Tiošpaye“, das sind Gemeinschaften, in denen sich jeweils mehrere Tipi-Lager einem Anführer angeschlossen haben.

Seit den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts sind die

heftet bekommt, erhält er den Namen seines Vaters – Tatan-ka Iyotanke, auf Englisch Sitting Bull. (Der Vater heißt fortan Jumping Bull.)

Schon bald gehört der Häuptlingssohn zu den „Starkherzen“, dem einflussreichsten Kriegerbund der Lakota. Alle Mitglieder sind wohlhabend und tragen bestimmte Insignien ihrer Zugehörigkeit, um so ihren Rang innerhalb der Bruderschaft anzuseigen. Sie feiern Feste und tanzen, reden über Kampf und Tapferkeit, prahlen mit ihren im Kampf erhaltenen Wunden.

Sitting Bull kämpft sich bei den Starkherzen in wenigen Jahren bis in die Führungs spitze vor. Mit 25 besteht er die größte Herausforderung: Im Kampf mit einem feindlichen Stamm wird er an eine Lanze gebunden, die im Boden steckt. Viele Kriegsbrüder vor ihm sind bei dieser waghalsigen Mutprobe gestorben, Sitting Bull aber bleibt unverletzt. Als „Schärpenträger“ ist er jetzt das angesehenste Mitglied im Eliteclub der Männerbünde.

Der junge Krieger ist auch ein mitreißender Redner. Zudem gilt er als Visionär und zeigt besondere Fähigkeiten im Umgang mit dem Übernatürlichen: Wenn er Wakan Tanka, dem Großen Geheimnis, mit seiner heiligen Pfeife Tabak opfert, hat er die Fähigkeit, künftige Ereignisse vorzussehen. Auch erzählt man sich, dass er mit Wölfen und Bisons sprechen könne. Die Weißen, die Soldaten der Army, werden „wie Grashüpfer kopfüber in das Lager der Lakota fallen“, verkündet er einmal seinen gebannt lauschenden Zuhörern.

Anfangs werden die Soldaten, die „Blauröcke“, von den

Bis zum letzten Mann werden Custers Soldaten niedergemacht

Lakota veracht. „Schickt uns Männer, die kämpfen können“, rufen die Krieger von den Rücken ihrer Pferde, „und keine Frauen in Soldatenkleidern.“ Doch bald schon lernen die Indianer die Unerbittlichkeit der weißen Kriegsmaschinerie fürchten, die unter enormem Materialeinsatz marschiert, zuschlägt, nachsetzt, zermürbt, aufreibt.

Denn die Zeiten haben sich dramatisch geändert. In langen Trecks ziehen jetzt Tausende von Siedlern und Glücksrittern gen Westen, die es zu schützen gilt.

1855 ist San Francisco bereits eine Stadt mit 55 000 Einwohnern. Als erster regelmäßiger Transportdienst verbindet bald der Butterfield Overland Mail Service den alten Osten mit dem neuen Westen. 24 Tage benötigen zum Beispiel die von vier immer wieder ausgewechselten Pferden gezogenen Kutschen für die 4500 Kilometer von Tipton bei St. Louis nach San Francisco. In sogar nur zehn Tagen schaffen die Reiter des Pony Express die 3200 Kilometer lange Strecke von St. Joseph, Missouri, nach Sacramento.

mento in Kalifornien. Geschäftleute planen den Bau einer transkontinentalen Eisenbahn.

Der Zustrom weißer Pioniere lässt nicht nach. Überall in dem expandierenden Riesenreich USA rebellieren nun die Ureinwohner. Von 1854 an überfallen die Sioux systematisch Siedlertrecks. Im Washington Territory am Pazifik erheben sich 1855 die Yakima, Walla Walla, Umatilla und Cayuse, in Oregon die Takelma und Tututni, in Florida die Seminole.

1857 kommt es in Kansas zum Krieg der Invasoren gegen die Cheyenne, 1858 im Washington Territory zu Kämpfen gegen die Spokane, die Palouse und die Cœur d'Alène. 1862 beginnt in Ari-



Am Abend des 25. Juni 1876 liegen
300 Kavalleristen tot im Gras: die Schlacht am Little Bighorn,
gezeichnet von einem Indianer

zona der Aufstand der Apache unter Cochise. 1863 eröffnet die Army in Utah den Krieg gegen die Shoshone und in New Mexico gegen die Navajo.

Um 1865 ist der Westen fast überall von den Weißen aufgeteilt. Dabei liegt auf den Great Plains die Bevölkerungsdichte noch immer unter drei Einwohnern pro Quadratkilometer und ist somit laut offizieller Definition „Wildnis“.

Mit dem Homestead Act von 1862 hat Washington Siedlungswillige ermuntert: Wer fünf Jahre auf seiner Scholle lebt, bekommt dem Gesetz zufolge 65 Hektar Land geschenkt. Der fruchtbare Plainsboden liefert prächtige Ernten. John Deere baut den ersten Stahlpflug, mühe-

los wirft der die schwarze Prärieerde um. Von Windmühlen getriebene Pumpen sorgen für Bewässerung. Die Prärie wird zum Acker.

Nach Verabschiedung des Pacific Railway Act, der es erlaubt, Indianerland für den Gleisbau zu konfiszieren, ziehen Eisenbahnprospektoren unter Militärschutz über die Plains und stecken die Trasse für die Northern Pacific Railroad ab.

Amerika ist im Eisenbahnfieber. Trotz Bürgerkriegs und Börsenkrachs treiben Tausende irischer und chinesischer Arbeiter die erste Bahnlinie quer durch das Land. Weitere Transkontinentalstrecken sind geplant, jede gilt den Weißen als patriotisches Projekt.

Die Indianer fühlen sich immer mehr in die Enge getrieben. Im August 1862 überfallen Krieger der Santee-Dakota unter dem Häuptling Little Crow – von Regierungsvertretern und Händlern um ihre Nahrungsrationen betrogen – einen Handelsposten in Minnesota. Sie töten drei Männer, eine Frau und ein Kind. Einem toten Händler stopfen sie Gras in den Mund: Der hatte, als sie ihn hungrig um die ihnen zustehenden Lebensmittel gebeten hatten, sie höhnisch aufgefordert. Gras zu fressen.

Berauscht vom Erfolg der Gewalt ziehen Banden wütender Santee durch das Territorium North Dakota und den Bundesstaat Minnesota. Die Siedler flüchten vor der Rebellion der Indianer in die Forts. Das herbeigerufene Militär geht gegen die Aufständischen vor, von mehreren hundert zum Tode Verurteilten werden 38 am Galgen hingerichtet, die übrigen eingekerkert. Die „Sioux Wars“ haben



Nachdem die ahnungslosen Sioux den Schock über den Angriff der US-Cavalry am Little Bighorn überwunden haben, schlagen sie – angeführt von den Lakota-Häuptlingen Crazy Horse und Gull (links) – zurück: Sie töten und skalpieren jeden Weißen, der ihnen in die Hände fällt, so wie dieses Opfer eines anderen Kampfes



begonnen; sie werden fast 30 Jahre lang dauern.

In einer Art Vorwärtsverteidigung attackiert die Armee auch die Lakota und treibt sie im Juli 1863 über den Missouri. Der vernichtende Niedergang bei Whitestone Hill folgt der ebenso fatale Kampf am Killdeer Mountain, in dem zwei Soldaten, aber mehr als 100 Sioux sterben. Die Indianer haben keine Chance gegen die geballte Feuerkraft der diszipliniert vorgehenden Army.

Das Militär richtet ständige Posten auf den Plains ein. Von Fort Randall im Süden zieht sich nunmehr eine Reihe pa-

lisadenbewehrter Stützpunkte den Missouri hinauf bis nach Fort Union im Norden. Die nördlichen Plains-Indianer sind in einem 800 Kilometer langen Halbkreis umstellt, im Rücken die Felswände der Rocky Mountains.

1867 wird Sitting Bull auf einer großen Versammlung der Stämme zum „Häuptling der Sioux“ gewählt, eine informelle Position, die in der lockeren Führungsstruktur traditionell so nicht existiert –, und eine schwere Bürde, denn von der pro-amerikanischen Fraktion seines Volkes wird der 36-Jährige nicht als legitime

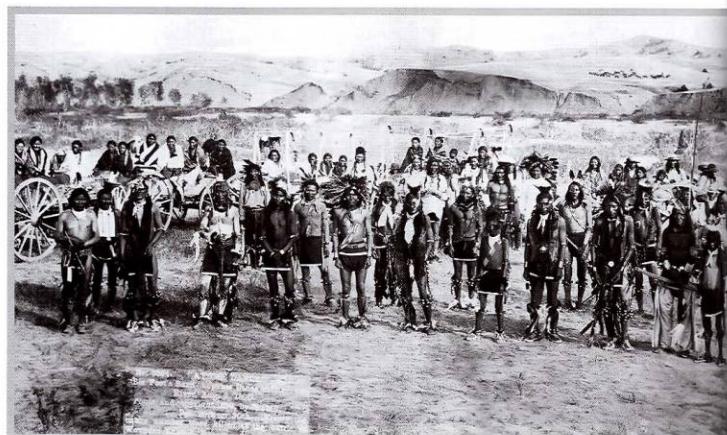
mer Vertreter akzeptiert; auch die Weißen erkennen ihren erbitterten Gegner nicht als Verhandlungspartner an.

Nach weiteren Angriffen der Lakota unter Häuptling Red Cloud gibt die US-Regierung drei Forts in den Plains wieder auf und macht den Indianern 1868 ein Angebot: Es garantiert ihnen ein angeblich selbstbestimmtes Leben in der „Great Sioux Reservation“ (dem heutigen South Dakota), einem gewaltigen Stück Land westlich des Missouri River, aus dem sich das Militär zurückziehen will.

Viele Häuptlinge, darunter Red Cloud, unterschreiben den zweiten Vertrag von Laramie: Sitting Bull hingegen weigert sich, das Abkommen zu unterzeichnen. Teile der Lakota lassen sich im Reservat nieder. Andere, angeführt von Sitting Bull und dem Häuptling Crazy Horse, folgen weiter den Bisonherden in den Tälern des Yellowstone und Powder River.

Sieben Jahre später schickt der Armeegeneral Philip Sheridan einen Spähtrupp ins Reservat. Die Truppe unter dem Kommando eines jungen Offiziers namens George A. Custer soll in den Black Hills nach einem geeigneten Ort für ein neues Fort suchen: ein klarer Bruch des Abkommens von Laramie. Zufällig finden die Soldaten in einem Bach Gold, die Neugierkeitspracht spricht sich rasch herum, und die Invasion der Glückssucher beginnt. Die Weißen kümmert es nicht, dass das schroffe, von dunklem Fichtenwald bedeckte Gebirge der Indianern als spiritueller Ort gilt, als Mittelpunkt ihrer Welt.

Die Sioux, in Laramie noch untereinander zerstritten, sind



Auch Kriegerrituale wie der Grastanz der Lakota können den Vormarsch der Siedler nicht aufhalten. Erst als 1889 ein indianischer Visionär seinen Anhängern Unverwundbarkeit verspricht, wenn sie den Ritualen seines Geistertanzes folgen, werden die ekstatischen Zeremonien für die Weißen zur Bedrohung. Sitting Bull gerät in den Verdacht, sich dem Kult anschließen zu wollen

jetzt wieder vereint im Zorn auf die vielen Tausend Glückssucher und Abenteurer, die über die „Straße der Diebe“ in die Black Hills einfallen. Da die Armee nur halbherzige Versuche macht, die Goldsucher zu vertreiben, drohen die Indianer den Eindringlingen mit Krieg.

Daraufhin bietet die Regierung den Häuptlingen an, ihnen die Black Hills abzukaufen. Im September 1875 treffen sich 20 000 Sioux, beraten über das Angebot – und lehnen es ab.

Washingtons Reaktion ist ein Ultimatum, das den Ver-

trag von Laramie endgültig absurd führt: Alle „feindlichen Stämme“ (womit jene Völker gemeint sind, die einfach nur ihr Land verteidigen), die sich nicht bis zum 31. Januar 1876 der Kontrolle von Regierungsbeamten unterstellen werden mit Krieg bedroht. Das Militär beginnt noch im gleichen Winter, die Indianer durch Wyoming und North Dakota zu hetzen. Viele kommen um.

Doch Sitting Bull gibt nicht klein bei. Er lässt das Ultimatum verstreichen und zieht weiter mit seinem Volk durch die Plains.

Der 45-jährige Heilige Mann lebt in ritueller Armut. Er nimmt an unzähligen Sonnentänzen teil, Narben an Brust, Rücken und Armen beweisen die Selbstmarter: In dem er sein Fleisch und sein Blut opfert, bittet er Wakan Tanka, das Große Geheimnis, ihm Visionen zu schenken.

Bei der jüngsten Selbstgeißelungszерemonie, in deren Verlauf er tanzt und mit aufgerissenen Augen in die Sonne startet, hat ihm sein Adoptivbruder 50 jeweils streichholzkopfgroße Hautstücke aus jedem Arm geschnitten. Am Ende dieses Sonnentanzes hat

Die Weißen werden für immer verschwinden, prophezeit der Geistertänzer

Sitting Bull in einer von völiger Erschöpfung erzeugten Vision einen Sieg gegen alle Weißen vorausgesagt, die die Indianer in ihrem Lager angreifen würden.

21. Juni 1876. Yellowstone River, Montana Territory. 2500 Mann, darunter die 7. US-Kavallerie, lagern am Zusammenfluss des Yellowstone River mit dem Rosebud Creek. Die Truppe unter Brigadegeneral Alfred Terry ist seit Mitte Mai unterwegs, um die Sioux endgültig zu unterwerfen. Terrys Indianerscouts vom Volk der Arikara vermuten einen Teil der Sioux im Tal des Little Bighorn River, drei Tagesmärsche weiter südlich.

Terry befiehlt eine Teilung der Truppen: Colonel John Gibbon wird mit seiner Infanterie flussaufwärts am Yellowstone marschieren; Oberstleutnant George A. Custer soll den kürzeren Weg am Rosebud Creek entlang nehmen, um die strategische Zange von Süden aus zu schließen (siehe Karte Seite 178). Noch am selben Tag brechen beide auf.

„Also, Custer, sei nicht so gierig und warte auf uns“, ruft Oberst Gibbon seinem Kameraden zu, von dem jeder weiß, wie erpicht er auf frischen Ruhm ist.

„Nein, werde ich nicht“, scherzt der zurück.

Unter Custers Kommando stehen knapp 500 Mann, darunter 30 Offiziere. Am Westufer des Rosebud Creek stoßen die Army-Kundschafter auf Reste einer Kulthandlung: eine Sonnentanz-Hütte, von deren Dach die abgeschälte Kopf-

haut eines Weißen baumelt. Sie finden die Spuren vieler Tragegestelle. Und Pferdedung, nicht älter als zwei Tage.

George Armstrong Custer, 36, ist ein Exzentriker in Uniform. An der Militärschule West Point hat er 1861 den schlechtesten Abschluss seines Jahrgangs gemacht, doch ist er schon mit 25 Jahren während des Bürgerkrieges wegen besonderer Tapferkeit zum Genremajor befördert worden.

Dass er diesen Rang später wegen mehrerer Skandale wieder verloren hat, passt ebenso zu seinem anmaßendem Gehabe wie seine unsoldatisches lange blonde Haartracht (sein Spitzname ist „Long Hair“). Custer und die meisten seiner Untergebenen verachten die Indianer. Haben sie diese nicht jahrelang wie Tiere gejagt?

Sonntag, 25. Juni, Mittag: Custer steht auf einem Höhenzug oberhalb des Little Big-

horn River und sieht im Tal vor sich ein paar Tipis; sehr viel mehr kann er in dem dichten Schleier nicht erkennen. Er befiehlt den Angriff, um den Überraschungseffekt, die Konfusion, die Panik zu nutzen, die seine Soldaten auslösen werden.

Seine kaltblütige Rechnung scheint aufzugehen. Bis in den Morgen haben die Sioux und Cheyenne gefeiert. Jetzt dösen die Krieger übernächtigt vor den Zelten. Die Frauen bereiten die Mahlzeit zu und kümmern sich um den Abbau der Tipis. Nur kurze Zeit hält es so viele Indianer an einem Ort, dann haben die Frauen alle essbaren Rüben und Wurzeln ausgegraben, die Männer das Wild erlegt, die Pferde die Wiesen abgegrast.

Drückende Schwüle liegt über der Zeltstadt. Plötzlich der Ruf: „Soldaten!“ Wie ein Steppenbrand rast die Warnung von Tipi zu Tipi. Die verwirrten Krieger springen auf, greifen hastig nach den Waffen. Niemand ahnt, was ihn erwartet.

Es ist drei Uhr nachmittags. Custer lässt seine 500 Männer

in drei Abteilungen angreifen. Zunächst sind die Sioux und Cheyenne völlig überrascht. Sie rennen ohne Ordnung zwischen ihren Zelten herum, suchen die Pferde, scheinen fliehen zu wollen. Doch dann rufen die Lakota-Häuptlinge Crazy Horse und Gall ihre Krieger zusammen. Die Indianer haben den ersten Schock überwunden und erkennen, dass sie den Kavalleristen an Kopfzahl gut dreifach überlegen sind.

Mit einem Kriegsruf befiehlt Crazy Horse die Gegenattacke. Das Terrain ist unübersichtlich. Von allen Seiten greifen die Sioux an. Die Wucht der Army-Attacke ist gebrochen, die Soldaten ziehen sich auf den Hügelkamm zurück. Wer nicht schnell genug ist, wird getötet. Überall liegen Leichen, mit zerhackten Gliedmaßen, aufgeschlitzten Leibern, zerschlagenen Gesichtern.

Im Tal das Echo der Schmerzensschreie. Custer sammelt die Überlebenden auf einem Hügel; die Indianer attackieren weiterhin von allen Seiten. In den folgenden Stunden werden Custers Soldaten bis zum letzten Mann niedergemacht. Die Kavalleristen der anderen beiden Abteilungen fliehen.

Sitting Bull feuert an diesem Tag wahrscheinlich nicht einen einzigen Schuss ab. Er bringt möglicherweise Frauen und Kinder in Sicherheit, und als er zum Kampfplatz zurückkehrt, ist die Schlacht längst entschieden: Es gibt keine Soldaten mehr, die er noch angreifen könnte. Dennoch wird sein Name auf immer mit dem Sieg am Little Bighorn verbunden sein.

Als sich die nachrückenden Einheiten des Regiments unter General Terry am 26. Juni dem



Auftritt bei den Weißen: Als alter Mann steht Sitting Bull neben Buffalo Bill auf der Bühne eines Varietés

Tal nähern, bietet sich ihnen ein grausiger Anblick: 300 tote Soldaten, viele verstümmelt und skaliert, liegen nackt in der Sonne, gefleddert bis zum letzten Hemd. Während die Soldaten Custers Brüder nur an einer Tätowierung auf dem Arm identifizieren können, liegt der erschossene Colonel nackt, aber unverstümmelt zwischen den Toten. Nicht einmal den Skalp hat man ihm genommen. Die Sioux haben den verhassten Pehin Hanska, „Long Hair“, nicht erkannt – Custer hatte sich die Haare schneiden lassen.

Doch die Sieger vom Little Bighorn können ihrem Triumph nicht weitere Erfolge hinzufügen, weil nun die Kavallerie mit massiver Verstärkung nachrückt und die Indianer während des ganzen Sommers und Herbstanfangs durch die Rocky Mountains hetzt.

Im nächsten, bitterkalten Winter erhöht die Army den Druck; viele Lakota-Häuptlinge kapitulieren schließlich, weil die Fliehenden nicht mehr auf die Jagd gehen können und deshalb hungrig.

Nur Sitting Bull bleibt unbeugsam. Gemeinsam mit über 1200 Anhängern entkommt er den Soldaten in die Berge und überquert die Grenze nach Kanada. Die USA verlangen die Auslieferung. Die kanadische Regierung gewährt Sitting Bull ein vorübergehendes Aufenthaltsrecht, aber bereitet dann die „Repatriierung“ der Sioux vor; sie streicht alle Lebensmittelhilfen. Viele Anhänger Sitting Bulls sind inzwischen entkräftet in die USA zurückgekehrt und haben sich der Army ergeben.

Schließlich, nach vier Jahren Exil, kehrt der Anführer

Sie wollen den Großen Anführer nur festnehmen. Doch dann fällt ein Schuss

der Sioux 1881 mit etwa 200 verbliebenen Gefolgsmännern in die USA zurück, wo er verhaftet wird. Doch man lässt ihn wieder frei: Die Indianer, verarmt, halb verhungert und moralisch gebrochen, sind keine Bedrohung mehr.

Die alte Welt des Sitting Bull hat sich verändert; für das freie Leben der Sioux ist selbst in diesem weiten Land kein Platz mehr: Die Bisons sind fast ausgerottet, Eisenbahnen trassen zerschneiden die Great Plains. An manchen Stellen erheben sich wie Luftsiegelungen Ansammlungen von Holzhäusern aus der wogenden Graslandschaft, es gibt sogar eine richtige Stadt: Fast 2000 Menschen leben in Bismarck.

Ein Varietétheater in Washington, D.C., 22. Juni 1885.

Die Show beginnt. Buhrufe gellen durch die Arena, als der alte Mann auf seinem Grauschimmel in die Mitte reitet. Die Zuschauer sind aus dem Häuschen. Der Mann ist von William Cody engagiert worden. Der frühere Pony-Express-Reiter und Bisonjäger, der so viele Tiere erlegt hat, dass man ihn „Buffalo Bill“ nennt, ist auf die Idee gekommen, mit dem Mythos des Wilden Westens in den Großstädten des Ostens Kasse zu machen. Er tingelt mit einer Show durch die Lande, in der Cowboys und Indianer ihre Kunststücke vorführen.

Viele Zuschauer sind nur in „Buffalo Bill Cody's Wild West Show“ gekommen, um den Mann auf dem Grauschim-

mel zu sehen: Sitting Bull, den „Custer-Schlächter“.

Jetzt steht er vor ihnen, eine Federkrone auf dem Kopf; Nerzfelle baumeln aus seinem Haar. Er trägt ein Hemd und bestickte Leggings, vom Hals baumelt ein Kreuz, das ihm ein Pater vor Jahren geschenkt hat. Der 54-Jährige verzerrt keine Miene, tiefe Falten bilden ein Dreieck um Mund und Nase.

Stoisch wartet der Häuptling, bis sich der Tumult gelegt hat. Dann erzählt er in seiner Sprache vom Leben auf den Plains, von der Jagd auf den Bison. Und von seiner Kindheit, als die Sioux die „Herren der Welt“ waren. Eine Stimme aus dem Off macht daraus allerdings eine hanebüchene Schilderung der Schlacht am Little Bighorn. Das Publikum tobt.

Lange hat William Cody nach einer Zugnummer für seine Wildwestshow gesucht. 1885 konnte er schließlich Sitting Bull verpflichten, für 50 Dollar die Woche; weiteres Geld verdient der alte Krieger mit dem Verkauf von Autogrammkarten.

Sitting Bull genießt die Auftritte in den Städten der „Fettesser“. Überall scharen sich die Menschen um ihn, er gibt Autogramme, malt seinen Namen in großen, krakeligen Buchstaben – so wie es ihm ein Händler im kanadischen Exil beigebracht hat.

Nach Jahren der Isolierung im Reservat hat er offenbar das Gefühl, endlich wieder wichtig genommen zu werden. Er sitzt mit seinem ernsten, zerfurchten Gesicht unge-



Am Morgen
des 15. Dezember 1890
umstellen 40 Indianer-
polizisten – darunter der
späteren Todesschütze Red Tomahawk (Mitte) –
Sitting Bulls Blockhütte
im Reservat. Die Be-
hördnen werfen ihm vor,
die Lakota aufzu-
wiegeln. Am Ende liegen
zweif Tote am Boden



zählten Fotografen Modell, mal mit Kreuz um den Hals, mal mit Keule in der Hand. In Zeitungseinsichten gibt er vage Antworten – etwa auf die Frage, was er sei. Medizinherr oder Häuptling: „Ich bin ein Mann.“

Später, zurückgekehrt in die Great Sioux Reservation in North Dakota, wo rund 4500 Indianer von den kärglichen Lebensmittelrationen der US-Regierung leben, behauptet Sitting Bull, der amerikanische Präsident Grover Cleveland habe ihn persönlich zum Häuptling aller Sioux erklärt und sogar über den das Reservat leitenden Indianer-Agenten gestellt.

Tatsächlich hat er den Präsidenten getroffen und ihm sogar die Hand geschüttelt – doch der Rest der Geschichte ist frei erfunden: vielleicht der Versuch eines alternden Anführers, in seinem Volk wieder Einfluss zu gewinnen. Denn jetzt ist der stolze Häuptling nur noch Indianer unter Indianern.

Er wäre wahrscheinlich dazu verdammt, als hilfloser Häuptling eines gebrochenen Volkes langsam in einem abgelegenen Reservat zu verdammen, wenn sein Ruhm bei den Weißen nicht so groß wäre. Denn weil sie ihn bewundern und fürchten, wird Sitting Bull zum unfreiwilli-

gen, zum tragischen Hauptdarsteller im letzten Freiheitskampf der Indianer.

1889 tritt eine Art indianischer Messias, ein Paiute namens Wovoka, bei seinem Stamm in Nevada auf. Nach Stundenlangen ekstatischen „Geistertänzen“ hat Wovoka Visionen, die er seiner rasch wachsenden Anhängerschar predigt: Die Indianer würden bald ihr früheres freies Leben wieder aufnehmen können, denn der Bison käme zurück und die Weißen würden für immer verschwinden.

Den in die Reservate gedrängten Indianern, denen keine Hoffnung mehr geblieben ist, mit Waffengewalt zu ob-

siegen, verspricht Wovoka mystische Erlösung: Sie müssten nur seinem Kult beitreten, brauchten nur zu tanzen und magisch bemalte Hemden zu tragen, die sie vor den Kugeln der Weißen beschützen, dann hätte ihre Not ein Ende.

Wovokas Predigten fesseln nicht nur sein eigenes Volk, sondern auch viele Krieger früher miteinander verfeindeter Stämme. Auch die Lakota hören in ihrem Reservat von seiner Heilslehre. Im März 1890 schicken sie eine größere Delegation zum Walker Lake, wo Wovoka lebt.

Der Visionär prophezeit, dass im nächsten Frühjahr, wenn das Gras eine Hand breit hoch gewachsen sei, die Ahnen wieder auferstehen würden. Es entsteht eine der wenigen erfolgreichen panindianischen Bewegungen im 400-jährigen Kampf der Ureinwohner Nordamerikas.

Viele Männer der Lakota bekennen sich nun zu der Geistertanzbewegung. Sie treffen sich zu rituellen Schwitzbädern, tanzen und tragen jene grell bemalten Hemden, deren Zauber ihre Träger unverwundbar machen soll. Die lähmende Hoffnungslosigkeit weicht neuem Mut.

Sitting Bull ist kein Anführer der Geistertänzer, doch der 59-Jährige nutzt die Situation, um seinen alten Führungsanspruch zu erneuern.

Anfangs reagieren Armee und Regierungsvertreter eher belustigt auf den „Messiahswahn“. Doch dann häufen sich in Washington Berichte über „Chaos und Anarchie“ in South und North Dakota. Die Politiker befürchten einen Indianeraufstand – auch deshalb, weil die Regierung im Jahr davor das Gebiet der Great Sioux Reservation in



Sitting Bulls Festnahme und Tod, dargestellt von einem indianischen Zeichner

sechs Reserve unterteilt und deren Fläche um mehr als 36 000 Quadratkilometer verkleinert hat (das Indianerland wurde umgehend an weiße Siedler verkauft).

James McLaughlin, der Verwalter der Standing Rock Reservation, in der Sitting Bull lebt, verfolgt das Treiben der Geistertänzer schon lange mit Argwohn. Als ihm seine Gewährsleute zutragen, Sitting Bull wolle in die Nachbarreservation Pine Ridge fahren, um den neuen Messias der Geistertänzer zu sehen, befürchtet er, der einflussreiche Althäuptling könne einen Indianeraufstand entfachen.

McLaughlin erwirkt einen Haftbefehl, der am 13. Dezember 1890 in Fort Yates, dem Armeeposten der Standing Rock Reservation, eintrifft. McLaughlins Plan: Sitting Bull soll nicht von weißen Ordnungshütern, sondern von Indianerpolicisten verhaftet werden – von Männern also, die zum Teil zu seinen alten Kampfgefährten gehören oder sogar mit ihm verwandt sind. Der Verwalter fürchtet, bei einem Eingreifen weißer Soldaten könnte aus dem „Custer-Schlächter“ ein Märtyrer werden. Dennoch sorgt McLaughlin dafür, dass zwei Kompanien Soldaten zur Unterstützung bereit stehen.

Eisregen fällt, als sich eine etwa 40 Mann starke Polizeitruppe am 15. Dezember frühmorgens um vier im Haus eines der Vorgesetzten auf ihren Einsatz vorbereitet. Die Stimmung ist gedrückt. Eine Schnapsflasche kreist, und Bull Head, der zum Christentum konvertierte Kommandant der Polizeitruppe, spricht ein Gebet. Kurz darauf brechen die Männer schwer bewaffnet auf.



Um sechs Uhr, noch vor Morgengrauen, erreichen sie das Camp. Warnend schlagen die Hunde an, als Bull Head an die Tür von Sitting Bulls Blockhütte klopft. „How, ti-mahel hiyu wo“ – „tretet ein“, antwortet der von drinnen. Sofort packen Bull Head und der Sergeant Shave Head den Häuptling an den Armen; ein Polizist namens Red Tomahawk folgt mit dem Revolver im Anschlag. Der Verhaftete leistet keinen Widerstand.

Als die Truppe die Hütte verlässt, sind fast alle im Camp auf den Beinen. Catch-The-Bear, ein Gefolgsmann Sitting Bulls, ruft aus der feindseligen Menge den Polizisten zu: „Ihr denkt wohl, ihr könnt ihn mitnehmen, aber das werdet ihr nicht.“

Crow Foot, der 14-jährige Sohn des Häuptlings, beschimpft hingegen seinen Vater: „Du hast dich einen tapferen Häuptling genannt. Und jetzt lässt du dich so einfach mitnehmen.“

Sitting Bull stockt, der Vorwurf seines Sohnes hat ihn tief getroffen.

Voller Wut ergreift Catch-The-Bear seine Winchester, legt an und trifft den Polizisten Bull Head in die Seite. Der Verwundete greift nach seinem 45er-Revolver und schießt auf Sitting Bull. Der sinkt, in den Rücken getroffen, zu Boden; und noch während der alte Häuptling fällt, feuert ihm Red Tomahawk eine Kugel von hinten in den Kopf.

Wenige Minuten später sind fünf Polizisten und sie-

ben Anhänger Sitting Bulls tot, darunter auch Crow Foot, sein Sohn.

Im Morgengrauen suchen die Gefolgsleute des erschossenen Hunkpapa Deckung in einem nah gelegenen Wäldchen und feuern weiter auf die Polizisten. Erst jetzt greift die abseits wartende Kavallerie ein und beendet das Gefecht.

Noch bevor die Soldaten Pferdewagen laden, um sie nach Fort Yates zu bringen, zertrümmert der Bruder eines der getöteten Polizisten mit einem Ochsenjoch Sitting Bulls Gesicht. Zwei Tage später werden die Indianerpolicisten unter Salutschüssen auf dem katholischen Friedhof von Standing Rock feierlich zu Grabe getragen.

Nach 400 Jahren Kampf sind die Indianer endgültig besiegt



Den nicht getauften Sitting Bull auf demselben Friedhof beizusetzen, weigert sich der Geistliche. So wird eine einfache Holzkiste mit der Leiche Sitting Bulls auf dem Friedhof von Fort Yates verscharrt; die Beerdigung am 17. Dezember 1890 dauert nur Minuten. Dieser Tod im Tumult aber ist Auftakt zum letzten Akt eines langen Dramas.

Verstört flüchten Hunderte von Hunkpapa mitten im Winter aus Standing Rock. Ein Teil schließt sich dem lungenkranken Minneconjou-Häuptling Big Foot an. Der führt rund 350 Indianer in die Pine Ridge Reservation, verfolgt von 470 Soldaten der 7. Kavallerie – jener Einheit, die einst von Custer kommandiert wurde.

Am 29. Dezember 1890 umzingeln die Soldaten die Fliehenden am Wounded Knee, einer Ebene am Rande der Rocky Mountains. Die Indianer – Männer, Frauen und Kinder – kapitulieren sofort und werden durchsucht (sie haben nur 40 Gewehre dabei, darunter alte Vorderlader). Als sich aus der Waffe eines jungen Kriegers ein Schuss löst (ohne jemanden zu verletzen), feuern die Soldaten mit ihren Hotchkiss-Maschinengewehren auf die Menschen. Fast 300 Indianer sterben im Kugelhagel, darunter viele Frauen und Kinder. Die Toten bleiben am Rande der Plains liegen. Ein Blizzard verwandelt sie zu eisigen Mahnmalen der letzten „Schlacht“ zwis-

schen Indianern und Weißen. Später wirft man die Leichen in eine große Grube.

Für ihren Einsatz am Wounded Knee erhalten die Soldaten der 7. Kavallerie Ehrenmedaillen vom US-Kongress. Und auf dem Hügel im Little Bighorn Valley, auf den Sitting Bull eins gestiegen war, um für sein Volk zu bitten, steht heute ein Monument mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an die Offiziere und Soldaten, die am 25. und 26. Juni 1876 mit der 7. Kavallerie gegen die Sioux-Indianer gekämpft haben und gefallen sind.“

An die getöteten Indianer erinnert nichts.

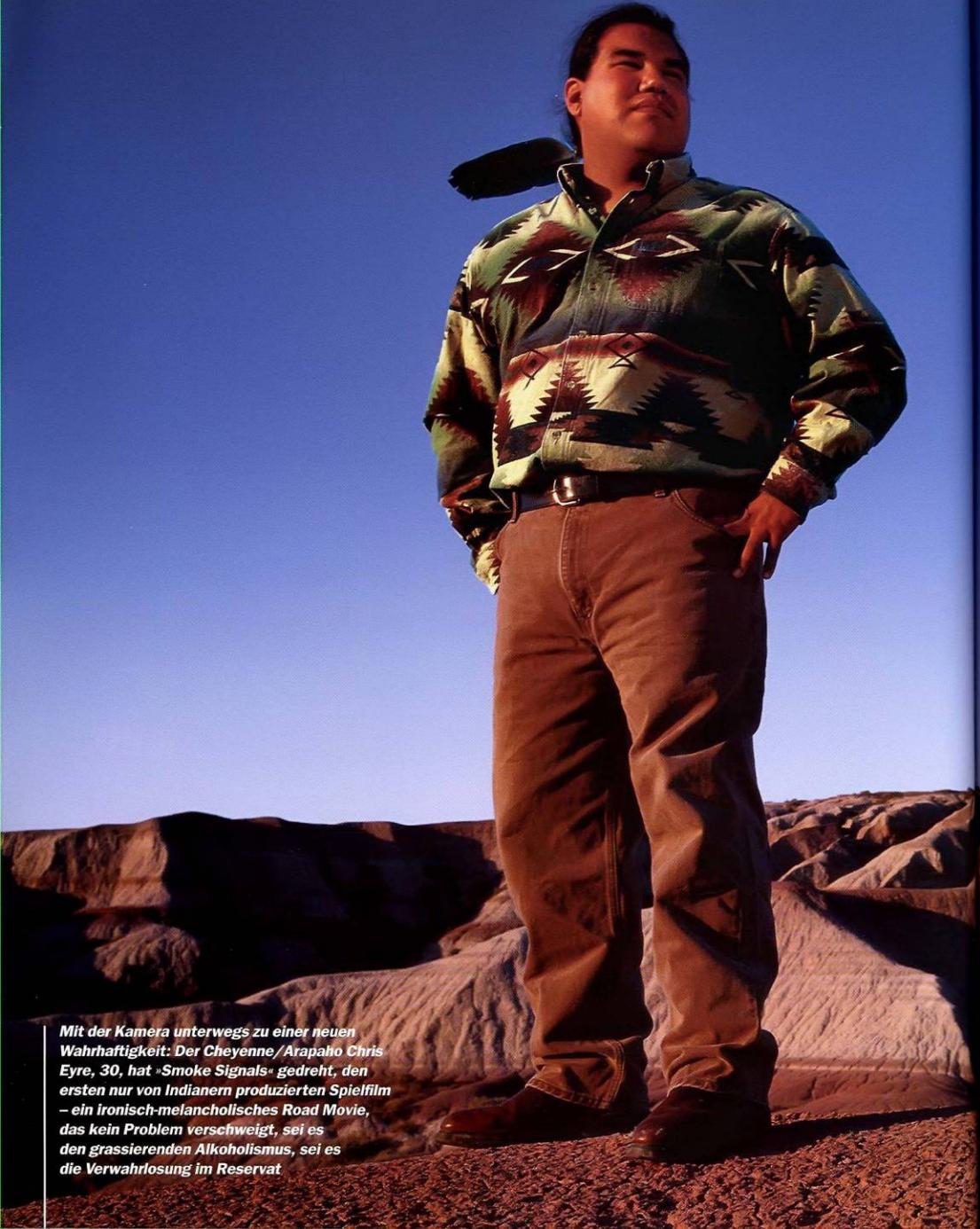
Der Tag von Wounded Knee steht am Ende des 400-jährigen Kampfes der Indianer um ihre Freiheit; das Massaker ist ein blutiges Postskriptum zu einem Konflikt, in dem Amerikas Ureinwohner nie eine Chance hatten, weil die Eroberer sie nicht nur an Zahl und Technik, sondern auch an Kaliblütigkeit und Skrupellosigkeit übertrafen.

Doch Wounded Knee markiert nicht nur den Untergang einer, sondern zweier Welten. Denn an jenem Dezembertag erlischt nicht nur die kaum vier Generationen währende Kultur der Plains-Indianer – sondern auch die ihrer Gegner, der Pioniere, Goldsucher und Revolverhelden des „Wilden Westens“. Für die einen wie für die anderen ist in einer Zivilisation, die jetzt zunehmend von Kapital und Bürokratie, von Technik und Massengesellschaft geprägt wird, kein Platz mehr. □

Dirk Lehmann, 39, studierter Historiker, lebt als Reporter in Hamburg.



Nach dem Tode Sitting Bulls fliehen dessen Anhänger aus dem Reservat und schließen sich einer Gruppe um den Häuptling Big Foot an. Am 29. Dezember 1890 werden die Flüchtenden von Soldaten umzingelt. Als sich auf Seiten der Indianer ein Schuss löst, feuern die Kavalleristen in die Menge. Unter den fast 300 Toten, die später mit Karren abtransportiert werden, ist auch die im Schnee erstarrte Leiche Big Fots



Mit der Kamera unterwegs zu einer neuen Wahrhaftigkeit: Der Cheyenne/Arapaho Chris Eyre, 30, hat «Smoke Signals» gedreht, den ersten nur von Indianern produzierten Spielfilm – ein ironisch-melancholisches Road Movie, das kein Problem verschweigt, sei es den grassierenden Alkoholismus, sei es die Verwahrlosung im Reservat

Auf der Suche
nach der verlorenen

Zukunft

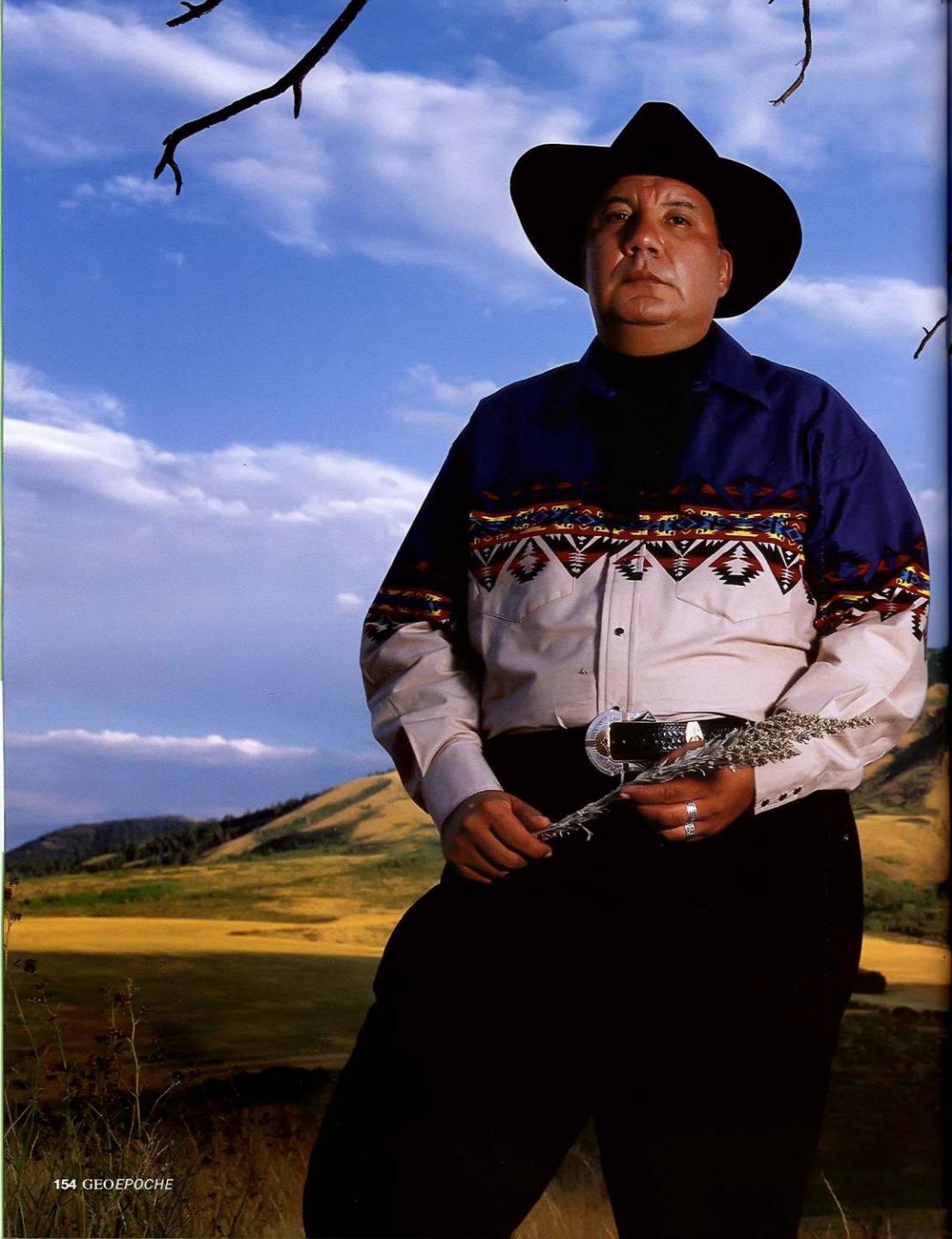
»What is an Indian?«, fragt der in einem Reservat aufgewachsene Schriftsteller Sherman Alexie in einer seiner Kurzgeschichten: Was ist ein Indianer? »Ein Mann mit gutem Gedächtnis«, schreibt er. Doch gibt es viele Definitionen. Zwei Frauen und fünf Männer stehen für eine Indianergeneration, die neue Antworten gefunden hat





Die Hüterin des Wissens

Die Irokesin Jane Mt. Pleasant ist Bodenkundlerin und erforscht das Geheimnis der indianischen »drei Schwestern« Mais, Bohnen und Kürbis: Diese traditionellen Nutzpflanzen können auf demselben Feld gleichzeitig angebaut werden, ohne den Boden auszutrocknen





Der Mann mit den zwei Geistern

Der studierte Jurist Clyde Hall, 49, war jahrelang Jugendrichter im Shoshone-Bannock-Reservat in Fort Hall, Idaho. Aber er ist auch ein Geistertänzer und angesehener traditioneller Heiler – und einer der Anführer der »two spirited people«. So nennen sich die indianischen Homosexuellen, die in sich eine männliche und eine weibliche Seele spüren





Der Rächer von Wounded Knee

Der Lakota Russell Means, 61, hat schon 1973 mit anderen Gesinnungskriegern des radikalen American Indian Movement den Schauplatz des Massakers am Wounded Knee besetzt. Und wie der legendäre Sioux-Häuptling Sitting Bull zögert er nicht, sein Anliegen ins Showbusiness der Weißen zu tragen. Auch wenn er im Hollywoodfilm keinen Sioux spielt – sondern den Letzten Mohikaner

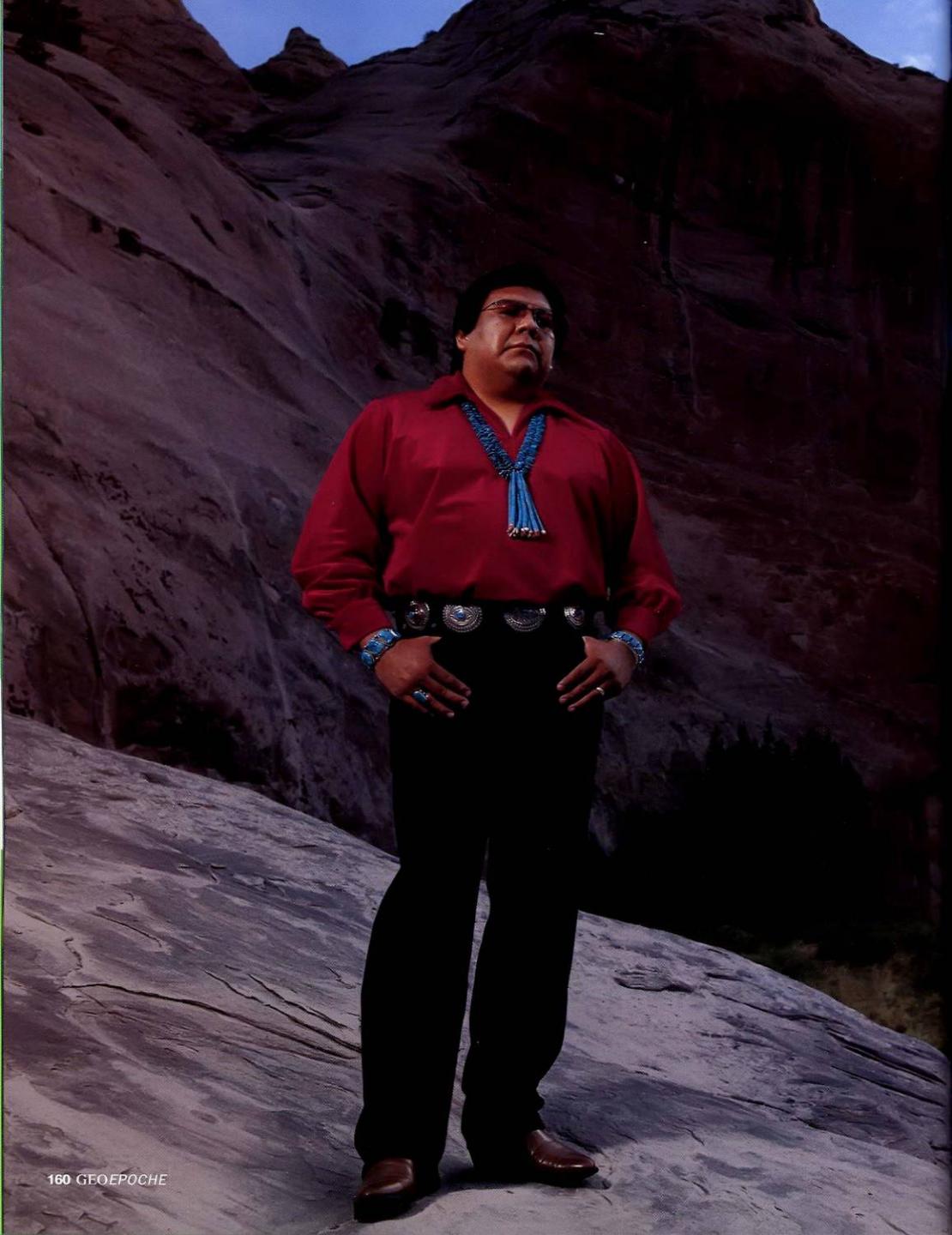




The background of the entire page is a photograph of a lush, dense forest. In the foreground, several tall plants with large, dark green leaves and clusters of small, reddish-pink flowers are visible. The sky above is a clear, pale blue with a few wispy white clouds.

Die Kriegerin mit den Dollarschecks

Winona LaDuke, 41, Aktivistin der Anishinaabe und Vizepräsident-schaftskandidatin der US-Grünen, fordert 120 Quadratkilometer in Minnesota zurück, die einst ihrem Volk geraubt worden sind. Vor Gericht ist sie wegen „Verjährung“ der Ansprüche gescheitert – jetzt sammelt sie Geld, um das Diebesgut legal zurückzukaufen. Fünf Quadratkilometer sind be-reits wieder Stammesland





Der Helfer im Hogan

Alex Yaza, 39, ist leitender Sozialarbeiter der Navajo-Nation. Im größten Reservat der USA leben Zehntausende Hilfsbedürftiger in ihren traditionellen Hogans, in Sozialbauten und Wohnwagen. Staatliche Unterstützung erzieht zur Unmündigkeit – also haben die Navajo jetzt ihr eigenes Sozialprogramm entwickelt, das Geld gibt, ohne die Würde zu nehmen





Der Kämpfer mit dem goldenen Arm

Ray Halbritter, 49, ist »Generaldirektor« der Oneida im Staat New York, studierter Jurist und Chef eines Spielkasinos mit Millioneneinnahmen. Vor Gericht kämpft er um die Rückgabe von Land, das seinem Stamm vor 200 Jahren weggenommen worden ist. Und dank der Glücksspiel-Dollar kann er sich Jahrzehntelange juristische Schlachten leisten

VON ANDRIAN KREYE;
FOTOS: CHRIS RAINIER

Indianer glauben gern, dass die Weißen einfach verschwinden werden – vielleicht zu Rauch explodieren –, wenn man sie nur lange genug ignoriert.

Sherman Alexie, der populärste indianische Schriftsteller, in seiner Short Story „The Toughest Indian In The World“

Das Turning Stone Casino Resort, ein vierstöckiges Ungetüm aus hellgrauen Betonkuren und getöntem Glas, steht zwischen den Maisfeldern und Pinienhainen des Oneida-Reservats im Staat New York, als hätte der Stamm ein überdimensionales Beil in den Boden gerammt, um der Welt der Weißen den Krieg zu erklären.

Das ist keine ungelenke Metapher – sondern eher schon ein Symbol. Die „New York Times“ hat Ray Halbritter, den Chef des Kasinos und „Generaldirektor“ des Oneida-Stammes, vor einiger Zeit den gefährlichsten Indianerkrieger aller Zeiten genannt. Weil er begriffen habe, dass das System der Weißen am effektivsten mit deren eigenen Mitteln zu schlagen sei: mit Geld und akademischer Bildung.

Den Händen des 49-Jährigen sieht man an, dass er früher sein Geld als Bauarbeiter verdient hat. Heute sitzt er im dritten Stock des Kasinokomplexes in einem lederbezogenen Chefsessel. An der Wand Auszeichnungen und Diplome.

Die Basis von Halbritters Geschäftserfolges ist die Gesetzeslage in den USA, die den Indianerreservaten weitreichende Autonomie garantiert. Dazu gehören die Privilegien. Waren steuerfrei anzubieten und lokale Angelegen-

heiten selber regeln zu können. Zum Beispiel die Vergabe von Glücksspielizenzen.

Und so sind die – fast überall sonst in den USA verbotenen – Bingohallen und Kasinos in den vergangenen Jahren zur wichtigsten Einkunftsquelle zahlreicher Reservate geworden. Und zu einem Milliardengeschäft: Allein die Oneida setzen mit Roulette und Blackjack jährlich Hunderte von Millionen Dollar um.

Aber die Oneida wollen nicht nur von der weißen Spielsucht profitieren – sie verlangen auch Gerechtigkeit. Von ihnen rund 120 000 Hektar großen Jagdgründen im 18. Jahrhundert waren ihnen knapp 100 Jahre später ganze 13 Hektar geblieben. Inzwischen haben sie mit Kasino-Dollars gut 5000 Hektar zurückgekauft.

Jetzt aber fordert die Oneida-Nation in einer Aufsehen erregenden Landklage insgesamt 100 000 Hektar ihres ehemaligen Landes zurück. Und die Chancen vor Gericht stehen gut.

Von solchem Kampfgeist sind die meisten der 556 offiziell anerkannten Stämme und Gruppen weit entfernt. Rund zwei Millionen Indianer leben heute in den USA, ein Drittel von ihnen in Reservaten. Über 370 Verträge zwischen der US-Regierung und den jeweiligen Stämmen regeln die Gesundheits- und Sozialversorgung, die öffentliche Alimentierung und andere Dienstleistungen an die Indianer in den Reservaten – auch wenn die meisten der 351 Indianerterritorien nur kleine Flecken auf der Landkarte sind (in Golden Hill, Connecticut leben noch sechs Indianer vom Stamm der Pán-gusett auf einem gerade mal

Nach 100 Jahren Niedergang jetzt ein neuer Anfang?

1000 Quadratmeter großen Stück Land).

Doch ob sie in Reservaten oder in den Städten der Weißen siedeln, ob sie als Pueblo-Bauern leben oder als Kasino-Millionäre – die meisten Indianer scheitern nach wie vor an den Bedingungen der amerikanischen Gesellschaft:

- Fast ein Drittel lebt unter der offiziellen Armutsgrenze (US-Durchschnitt: 13 Prozent);
- zwischen einem Drittel und der Hälfte der Schüler verlassen die High School ohne Abschluss;
- einer von sechs Jugendlichen hat schon einmal einen Suizid versucht – viermal mehr als der US-Durchschnitt;
- einer von vier indianischen Oberstufenschülern ist alkoholgefährdet;
- ein Drittel aller Indianer stirbt vor dem 45. Geburtstag an alkoholbedingten Krankheiten; fast fünfmal so viele wie im Schnitt der amerikanischen Gesamtbevölkerung.

*

Die Monotonie des Reservats blieb für Monate, vielleicht Jahre beständig, bevor ein Mann plötzlich eine Pistole aus einem Versteck holten und einem anderen Mann ins Gesicht schießen würde; oder eine Gruppe Frauen eine andere Frau aus ihrem Haus zerren und ihr das linke Auge glatt aus dem Schädel schlagen würde. Nach dieser ersten Gewalttat würden rivalisierende Familien Rache schwören und Vergeltung üben. Danach würden sich drei oder vier Menschen das Blut von ihren Händen waschen und in den Bergen verschwinden,

was weiße Männer dazu bringen würde, Zeitungskommentare zu schreiben. Diesen Nachrichten würden Verhaftung, Prozess, Urteil und eine Busfahrt ins Gefängnis folgen. Und dann, und nur dann, würde sich die lange Stille, die Monotonie wieder einstellen.

Sherman Alexie, „Indian Country“

*

Das Navajo-Reservat im Südwesten, fast so groß wie Bayern, ist exemplarisch für die Probleme und die Chancen der Indianer. Die Navajo, heute der größte Stamm der USA, kontrollieren ihr Territorium mit 170 000 Einwohnern praktisch selber. Sie haben eigene Schulen und Krankenhäuser, eine eigene Feuerwehr und sogar eine eigene Polizei. Washington beschränkt sich darauf, die jährlichen Zusüsse zu überweisen und bei Kapitalverbrechen das FBI zu entsenden. Sonst aber hält sich die Regierung zurück.

In der Hauptstadt der Navajo hat sich das kaum positiv ausgewirkt. Window Rock ist eine triste Ansammlung flacher Sozialbauten, Fast-Food-Buden und Zweckgebäude in einem von hohen Kalkfelsen umgebenen Talsessel. Vor dem Supermarkt hocken Arbeitslose.

Alkohol ist offiziell verboten. Dennoch wird er die meisten dieser Männer vermutlich bald umbringen. Weil sie es sich nicht leisten können, die zehn Meilen bis zum nächsten lizenzierten Schnapsladen zu fahren, trinken sie „Ocean Water“: Das Gemisch aus Wasser und Haarspray für zwei Dollar führt schon nach wenigen Schlucken zum totalen Rausch.

Die meisten Navajo leben jedoch nicht in städtischen Kunstgeburten wie Window

Rock, sondern wie eh und je verstreut auf ihren Farmen in der Halbwüste. Ihre Häuser oder Wohnwagen sind meist nur über meilenlange Schotterpisten zu erreichen. Dort züchten sie Pferde und Schafe, bauen Mais und Kürbis an, weben Teppiche.

Solch weitgehende Selbstversorgung schlägt sich in den offiziellen Statistiken kaum nieder. Viele Navajo nehmen zwar wenig Geld ein, sind aber nach eigenem Verständnis dennoch wohlhabend: Ihr Reichtum bemisst sich nach der Größe ihrer Herden. Als reich gelten auch jene, die die komplizierten Heilgesänge oder andere Rituale beherrschen.

Alex Yaza hat gelernt, das Leben im Spagat zwischen zwei Welten zu verbringen. Er verhandelt genauso geschickt mit den Beamten des Bureau of Indian Affairs über die Höhe staatlicher Zusüsse wie mit dem Stammesrat und verarmten Navajo über deren Verteilung. Der 36 Jahre alte Sozialarbeiter und studierte Manager hat dafür gesorgt, dass der Stamm das ehemals staatliche Wohlfahrtsystem nunmehr komplett selber organisiert.

Stundenlang fährt er mit seinem Pick-up bis zu einem einsamen Haus irgendwo in der Halbwüste – um etwa einen alten Navajo darüber zu informieren, wie viel Unterstützung ihm zusteht. Dort, am Ende der Welt, holt Yaza dann seinen Laptop mit dem eingebauten Sender hervor und nimmt via Satellit Kontakt mit dem Zentralbüro der Navajo auf. Sekunden später hat er alle notwendigen Daten auf seinem Bildschirm.

Die Fürsorge, die früher nach dem Gießkannenprinzip

unterschiedslos ausgeschüttet wurde, soll nun zielgerichtet so verteilt werden, dass die verarmten Familien damit einen Neuanfang aus eigener Kraft finanzieren können. Sozialarbeiter stellen gemeinsam mit den Betroffenen einen „Lebensplan“ auf, der detailliert alle Schritte aufführt (Weiterbildung, Entschuldung, Entzugskuren), die aus der sozialen Abhängigkeit führen sollen – dann erst werden die Gelder gewährt.

*

Für die meisten Indianer sind die Sterne nicht mehr als weiße Grabsteine, verstreut über einem dunklen Friedhof.

Sherman Alexie, „The Toughest Indian In The World“

*

Navajo können – wenn sie es denn wollen – ihr ganzes Leben ausschließlich unter Navajo verbringen, mit Nachbarn in ihrer Muttersprache reden und an allen traditionellen Ritualen teilnehmen. Allenfalls der Kauf von Werkzeugen oder Ersatzteilen zwingen zum Besuch in einem Ort der Weißen.

Schon die Tatsache, dass ein traditionelles Leben auf eigenem Land für sie möglich ist, erhält ihnen eine Form von Würde, die sie als Fürsorgefälle des Staates längst verloren hätten. So stellen sich ihnen weit seltener die Frage nach der Identität, die andere Indianer umtreibt. Denn die Antwort darauf fällt schwer: In dem man so lebt, so wohnt, so spricht, so glaubt wie die Ahnen? Oder Kompromisse eingeht in Bildung, Berufswelt, Religion? Wobei erst einmal das wichtigste aller offenen Probleme zu klären ist: Wer eigentlich ist ein Indianer?

Denn nicht einmal dafür gibt es eine allgemeingültige Definition. Für das Bureau of

Indian Affairs ist Indianer, wer zu 50 Prozent – in Ausnahmefällen zu 25 Prozent – indianischer Abstammung ist und Angehöriger eines der offiziell anerkannten Stämme.

Nun hat aber fast jeder Stamm seine eigenen Definitionsriterien. Niemand weiß also, wie viele der rund zwei Millionen Indianer „one half or more Indian blood“ haben und wie viele nur „of Indian ancestry“ sind. Simpel und doch vertrakt ist die Definition der US-Zensusbehörde: Die zählt jeden als Indianer, der sich zu einem solchen erklärt.

Inzwischen ist der Wille, Indianer zu sein, fast so wichtig wie die ethnische Abstammung. Deshalb muss sich, wer Indianer sein möchte, erst darüber klar werden, *warum* er das will. Bejahren kann das

absolviert, einer 1968 gegründeten Organisation, die mit militärischen Aktionen wie der Besetzung von Wounded Knee ebenso radikal gegen die Weißen protestierte wie gegen das nach ihrer Meinung erstarnte traditionelle indische Establishment in den Reservaten. „Indianer“, sagt Russell Means, „gehen daran zugrunde, dass ihnen zu viel Sympathie entgegengebracht wird. Doch was sie wirklich brauchen, das ist Respekt.“

Und schließlich sind da der Schriftsteller Sherman Alexie, 34, und der Filmemacher Chris Eyre, 30, die für eine neue, selbstironische, sich nicht selbst bemitleidende Indianergeneration stehen. Gemeinsam haben sie nach einer Kurzgeschichtensammlung von Alexie den Kinofilm

Wer genau ist eigentlich ein Indianer?

nur, wen überzeugt ist vom fortdauernden Wert des indigenen kulturellen Erbes in einer sich wandelnden Welt.

Und tatsächlich: So wie einst Häuptlinge mit den weißen Errungenschaften Pferd und Gewehr um ihr Land kämpften, so verteidigen auch heute Krieger mit den Waffen der Weißen die Reste jenes Erbes.

Da ist Winona LaDuke, 41, Öko-Politikerin mit Washington-Ambitionen. Sie kauft Land für ihren Stamm, die Anishinaabe – und praktiziert damit ein Denken in Besitz und Titel, das ihren Vorfahren fremd gewesen ist.

Da ist Russell Means, 61, ein altdiegender Indianeraktivist und Gelegenheitsschauspieler in Hollywood. Er hat seine politische Lehrzeit im American Indian Movement

„Smoke Signals“ produziert: die grimmig-komische Geschichte zweier junger Indianer, die ihr Reservat in Idaho verlassen, um in Phoenix, Arizona, die Asche des Vaters eines der beiden abzuholen – und denen Amerika so fremd ist, dass sie nicht einmal wissen, ob sie für die Reise Pässe brauchen.

In Rückblenden erzählen Eyre und Alexie vom Leben der beiden Protagonisten in ihrem Reservat und lassen dabei kein heikles Thema aus: weder die Alkoholprobleme der Reservatsbewohner noch deren verkommene Lebensumstände und deren manchmal brutalen Umgang miteinander. Der Film gewann auf

Festivals etliche Preise, und das Intellektuellenblatt „The New Yorker“ erklärte Sherman Alexie zu einem der besten Schriftsteller unter 40.

Alexie, Ex-Alkoholiker (und Sohn zweier Alkoholiker), ist in einem Reservat der Spokane/Coeur d’Alène im Nordwesten aufgewachsen – einer trostlosen Ecke im Nirgendwo, die er schon lange hinter sich gelassen hat und wo er heute auch nicht mehr besonders gern gesehen wird. „Er behauptet, seine Geschichten seien pure Fiktion“, erzählt der örtliche Bibliothekar. „Aber wir hier wissen alle sehr genau, wen er jeweils gemeint hat.“

Immer wieder hat Alexie die Suche nach der indigenen Identität zum Thema seiner Romane, Gedichte und Kurzgeschichten gemacht. Und so sehr er selbst, aber auch Mitstreiter wie Chris Eyre oder Russell Means, scheinbar vor Selbstbewusstsein, ja Überheblichkeit gegenüber Weißen strotzen, so rotzig und frech sie sich geben, so tragen sie doch alle die WUNDE in sich, das Trauma der vergangenen 500 Jahre, die ewige Erinnerung an die Niederlage ihrer Völker.

In einer seiner Geschichten notiert Alexie: „Mein Vater hat mich niemals Hoffnung gelehrt. Stattdessen sagte er mir immer und immer wieder, dass unsere Hoffnung nie zurückkehren werde, und auch wenn diese Lektion grausam zu sein scheint, so weiß ich genug, um in einer Gruppe Weißer stets mein Herz zu bedecken.“ □

Andrian Kreye, 37, ist Kulturredakteurin der „Süddeutschen Zeitung“ in New York. Der Amerikaner **Chris Rainier**, 42, fotografiert seit Jahren weltweit indigene Völker.

INDIANERMUSEUM

»Zeigen, wer wir wirklich sind«

Viele Bevölkerungs- und Interessengruppen der USA haben im Museumsviertel von Washington D. C. ihre Pilgerstätte. Nur die Indianer, die zuerst hier waren, sind bislang leer ausgegangen. „Indianische Kultur findet im Naturkundemuseum statt, gleich neben den Dinosauriern“, kritisiert der indianische Museumsarchitekt Douglas Cardinal. „So entsteht der Eindruck, wir zählen nicht zu den Menschen, sondern zu den prähistorischen Lebewesen.“

Doch das soll sich ändern: Demnächst werden auch die amerikanischen Ureinwohner mit einem eigenen Haus, dem „National Museum of the American Indian“ (NMAI), in der Hauptstadt vertreten sein. Das 140 Millionen Dollar teure Projekt soll

2002 fertig sein.

Doch Diskussionen

um Konzept

und Details halten

den Baubetrieb

auf. Soll das Mu-

seum zum Bei-

spiel die Höhe-

punkte der india-

nischen Kultur

betonen – wie

manche fordern

– oder muss

die Auslösung

der Indianer im

Zentrum stehen?

Richard West, der

designierte Direk-

tor, plädiert für einen Kompromiss: „Mit der unrechtmäßigen Landnahme, den vielen Vertragsbrüchen und dem erzwungenen Leben im Reservat war das 19. Jahrhundert kein angenehmes Kapitel unserer Geschichte. Das müssen wir zwar im Museum ansprechen, aber das 19. Jahrhundert ist wahrlich nicht die Summe unserer kulturellen Identität.“

Klar ist zumindest, dass es bei dem Projekt um „Geschichte und Gegenwart der amerikanischen Indianer von Alaska bis Feuerland“ gehen und dass eine indianische Sicht der Dinge vermittelt werden soll. „Das Museum ist eine Chance, der Welt zu zeigen, wer und was wir wirklich sind“, betont West. Doch zu dem „wir“ gehören allein 556 registrierte staatlich registrierte Stämme, und insgesamt vertritt das Museum sogar rund 1000 indianische Gruppierungen, deren Kulturen sich ebenso stark unterscheiden wie in Europa die von Italienern, Finnen und Deutschen.

„Selbst das Baumaterial ist umstritten“, so die Museumssprecherin Carol Hicks. Viele Indianer glauben, dass alten Steinen die Seelen ihrer Vorfahren innewohnen, und schrecken daher davor zurück, sie zu stark zu bearbeiten. „In einem Haus aus Stein umgeben uns mit den Wänden und Böden unsere Großväter“, erklärt auch Cardinal.

Das Baukonzept des Museums soll dem Rechnung tragen: Rund 30 Prozent des Grundstücks werden mit Bäumen bepflanzt, auf weiteren 30 Prozent entsteht eine Landschaft mit Flusslauf und indianischen Kulturfeldern. Das eigentliche Museumsgebäude wird aus blassgelben weichgeschwungenen Kalkstein-

mauern errichtet und soll trotz seiner fünf Stockwerke „locker unduliert“ aussehen – „als wäre das Gestein von Wind und Wasser geformt“, so Cardinal.

Auch um die Exponate gibt es Auseinandersetzungen: Einige Indianerführer haben angekündigt, von den Weißen unrechtmäßig beschlagnahmte Objekte „repatriieren“ zu wollen. Ein Großteil der Ausstellungsteile stammt aus der Sammlung des New Yorker Geschäftsmannes George Gustav Heye. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang hatte Heye indianische Kunst- und Gebrauchsgegenstände zusammengetragen. Als er 1957 starb, hinterließ er dem Staat New York rund eine Million Objekte.

Finanziert wird das Projekt NMAI zu einem Drittel von der US-Regierung; den großen Rest sollen Spenden erbringen. Bisher haben 250 000 Mäzen Geld überwiesen, darunter der Schauspieler Kevin Costner und Paul Newman. Der größte Betrag – zehn Millionen Dollar – kam von der „Mashantucket Pequot Nation of Connecticut“, einem kleinen Volk an der Ostküste.

Im NMAI sollen die Besucher persönliche Erfahrungen mit der Kultur der Ureinwohner machen können. Indianer werden sie durch die Ausstellung führen und vom Leben ihrer Vorfahren erzählen. Interessierten wird gezeigt, wie man Kanus baut oder Weidenkörbe flechtet. Und wer unbedingt will, soll auch indianisch musizieren und tanzen können – wenn auch nicht zu den Klängen der Original-Trommel von Sitting Bull, einem der wertvollsten Exponate der Ausstellung. Die ist für etwas tabu.

Maria Benning



Alle Indianer-Vignetten sind einem Bilderbogen der „Imagerie d’Epinal“ aus dem 19. Jahrhundert entnommen



Letztes Geleit: Die Überreste von 2000 Indianern aus Museumsbestand werden im National Park of Pecos, New Mexico bestattet

TOTENEHRE

Die Heimkehr der Ahnen

Die Indianer der USA und Kanadas führen seit 25 Jahren einen erbitterten Kampf gegen Museumskuratorien und Anthropologen. Sie fordern: Gebt uns die Gebeine unserer Toten zurück. Denn Knochen, Schädel und Grabbeigaben indischerischer Vorfahren liegen seit fast 150 Jahren in Vitrinen und Kellern amerikanischer Museen. Mindestens 80 000 Skelette sollen eingelagert sein.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machten sich in den USA Forscher daran, die Gebeine und Schädel der amerikanischen Ureinwohner systematisch zu untersuchen: Knochen wurden vermessen, Köpfe mit Schrotkugeln gefüllt – um so die Größe des Gehirns zu ermitteln. Nachdem George A. Otis vom Army Medical Museum in Washington um 1870 rund 800 Köpfe ausgemessen hatte, folgerte er: „Den Indianern muss eine niedrigere Stellung innerhalb der Menschheit zugewiesen werden als bisher vermutet.“ Er hatte zu erkennen geglaubt, dass indianische Hirne kleiner seien als die der Weißen.

Die Schädelforscher wurden sich einig: Amerikas Ureinwohner waren von schwachem Verstand und nicht zivilisierbar. Doch zuerst gaben sie sich damit nicht, sondern sammelten eifrig weiter. Anthropologen



„Als wäre das Gestein von Wind und Wasser geformt“: Douglas Cardinals Entwurf des Indianer-Museums in Washington

* Näheres über die Möglichkeit, fürndes Mitglied zu werden, unter: www.si.edu/nmai/nav.htm

brachen Indianergräber auf und verkauften die Köpfe für je fünf Dollar an die Museen; komplette Skelette brachten 20 Dollar. Allein die renommierte Smithsonian Institution in Washington erwarb auf diese Weise die Gebeine von mehr als 20.000 Ureinwohnern.

Auch die Army beteiligte sich an der Jagd auf die Gebeine. Nach einem Überfall der US-Kavallerie auf die Cheyenne am Sand Creek in Colorado 1864 zogen Militärärzte über das Schlachtfeld. Sie hackten den Toten die Köpfe ab, entfleischten sie und schickten die Schädel ans Army Medical Museum.

Erst 1990 beschloss der US-Kongress ein Gesetz zum Schutz indischer Gräber, den „Native American Graves Protection and Repatriation Act“ (Napra). Seither haben Völker oder Stämme wie die Sioux oder Cheyenne das Recht, die Gebeine ihrer Vorfahren zurückzuverlangen. So gaben beispielsweise am 22. Mai 1999 die Museen der Harvard University und die Phillips Academy in Andover bei Boston die Überreste von fast 2000 Pecos- und Jemez-Pueblo-Indianern an deren Nachkommen in New Mexico zurück. Knochen, Schädel und Grabbeigaben wurden in Kisten verpackt und in den Pecos National Historical Park gefahren. Vor der neuzeitlichen Bestattung erwiesen etwa 1000 Indianer den Gebeinen der Toten die letzte Ehre – diesmal auf Dauer.

York Pijahn

ARCHÄOLOGIE

Alt-Amerikas längste Straße

In Jahr 1989 entdeckte Bradley Lepper von der Historical Society Ohio ein Manuskript, das die Privatgelehrten James und Charles Salisbury 1862 verfasst hatten. Darin beschrieben die beiden Brüder, wie sie den Verlauf eines uralten Weges gefunden hatten, der sich von Newark in Ohio nach Südwesten erstreckte. Deutlich ließen sich, so die Brüder, über etliche Kilometer zwei

parallele Mauern verfolgen – und zwar viel weiter nach Süden, als Forscher bis dahin gedacht hatten. Doch diese Information verschwand für über 100 Jahre in den Archiven. Nun hat Lepper sie in der American Antiquarian Society in Worcester, Massachusetts, wieder ausgegraben, und seither lässt ihn eine Passion nicht mehr los: die Suche nach der großen Hopewell-Straße – gebaut von Indianern, die von etwa 200 v. Chr. bis 400 n. Chr. am Oberlauf des Ohio sowie am Zusammenfluss von Mississippi und Missouri gesiedelt haben.

Ihren Namen erhielten die Hopewell von einer Farm im Ross County, Ohio, wo im 19. Jahrhundert erstmals die für sie typischen Hügelbauten und Artefakte entdeckt worden sind. Dazu gehören Begräbnishügel, die bei einem Durchmesser von 30 Metern eine Höhe von zwölf Metern erreichen.



unter den Grabbeigaben fanden sich unter anderem kunstvoll gearbeitete Silhouettenembleme und Brustplatten aus Lake-Superior-Kupfer, Glimmertafeln aus North Carolina, Obsidian aus Wyoming und Idaho, tierförmige Köpfe für Zeremonialpfeifen aus dem roten Catlinit Minnesotas sowie Meerwasserschnecken (Kochyliden), Hai- oder Alligatorzähne und Barrakuda-Kiefer aus den südlichen Küstenregionen.

Zwei bedeutende Anlagen der Feldbau und Handel betreibenden Hopewell liegen in Ohio. Es sind die Erdwerke von Newark und Chillicothe, die sich mit Ausnahme der Abmessungen in verblüffend vielen Details gleichen. Beide Kultanlagen sind aus Erdwällen in bestimmten geometrischen Formen konstruiert: Ein Kreis



Figurine einer Frau und Vogelkralle: Zeugnisse der 1600 Jahre alten Hopewell-Kultur im heutigen Ohio und Illinois

ist durch einen breiten Gang mit einem Achteck verbunden. Das Achteck von Newark umschließt eine Fläche von knapp 18 Quadratkilometern, das von Chillicothe immerhin noch fast die Hälfte.

Und genau diese beiden Kultanlagen könnten einst durch die große Hopewell-Straße miteinander verbunden gewesen sein. Im Juli 2000 stellte Bradley Lepper seine neuesten Ergebnisse der Fachwelt vor. Der Archäologe hatte sich durch alle Luftaufnahmen der Region gewöhnt, war selbst in ein Flugzeug gestiegen und hatte sich monatelang am Boden auf Spurensuche begeben. Schließlich konnte Lepper fünf Fundplätze ausmachen, an denen sich deutliche Anzeichen für die von ihm angenommene Straßenverbindung zwischen Newark und Chillicothe finden.



Die Indizien: kurze Strecken parallel verlaufender und etwa ein Meter hoher Erdwälle, deren Abstand voneinander gleichbleibend 60 Meter beträgt. Sollte sich Leppers These bestätigen, dass einst eine schnurgerade, 60 Meter breite und 90 Kilometer lange Prachtstraße die Kultanlagen von Newark im Norden mit denen von Chillicothe im Süden verbunden hat, dann hätte er damit die längste prähistorische Straße Nordamerikas entdeckt. Sie wäre nicht nur länger, sondern auch etwa 500 Jahre älter als jeder „Highway“ der legendären Anasazi im Südwesten (siehe Seite 34).

Aber warum sollen die Hopewell überhaupt diese Straße angelegt haben? Ist sie vielleicht dem mythischen „Weißen Weg“ der Delaware-

Indianer vergleichbar – einem Pfad, auf dem die Seelen der Toten ihre Reise in die Geisterwelt antraten und damit zwei Welten verbanden?

Von den Delaware des östlichen Waldlandes wird berichtet, dass sie für diese Jenseitsvision Dicke und Dornbusche rodeten, Bäume fällten, Steine und Felsbrocken zur Seite räumten und dann die riesige Schnelle mit weißem Sand ausstreuten. Ähnliche Vorstellungen finden sich auch in der Ritualwelt

der Onondaga, die einstmals im heutigen Bundesstaat New York gelebt haben. So deutet nach Bradley Lepper einiges darauf hin, dass es sich bei der großen Hopewell-Straße um einen Pilgerweg gehandelt haben könnte. Einen Pfad, der die Kultgemeinschaft von Newark mit der von Chillicothe verbunden und durch jenes Ritual auch noch einen Weg in die Geisteröffnet habe.

Trifft diese These zu, dann wären die beiden einzigartigen Erdwerke womöglich einst von Tausenden von Gläubigen als Dienst an den Göttern errichtet worden – und die bei den Hopewell gefundenen Luxusgegenstände aus fernen Regionen wären in Wirklichkeit kultische Opfergaben gewesen.

Anja Herold

TRANSSEXUALITÄT

Die Kinder der Mondgöttin

Der Maler George Catlin brachte den Indianern, deren Leben er in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts porträtierte, viel Sympathie entgegen und nahm gern an ihrem Alltag teil, so befremdlich ihm manche ihrer Bräuche auch vorkamen. Aber Hundefleisch essen war die eine Sache – ein Tanz, dessen Zeuge er bei den Sauk an den Großen Seen wurde, eine andere. „Ich wünschte, dieser Brauch würde ausgelöscht, bevor noch mehr über ihn geschrieben wird“, notierte er.

Was Catlin so empört hatte, war das Phänomen „Fraumann“: Es gab bei den Sauk Männer, die Frauenkleider trugen, sich am liebsten bei den Frauen aufhielten und diesen bei deren Arbeiten halfen. Außerdem hatten sie Sex mit den Männern des Dorfes – die ihnen einmal im Jahr dankbar einen Tanz ausrichteten. Dann standen die „Icoocooa“ buchstäblich im Mittelpunkt: Um sie durften sich nur diejenigen Männer scharen, die das Jahr über ihre Gunst genossen hatten.

Die Sauk hätten sich wahrscheinlich über Catlins Entrüstung sehr gewundert, denn die Icoocooa waren ein fester Bestandteil ihrer Kultur, und niemand fand etwas dabei, wenn Männer sie hin und wieder aufsuchten. Sie galten, wie Catlin anmerkt, als „Medizin und heilig“, denn sie handelten auf übernatürliche Geheiß: Während Geister den meisten Knaben zur Zeit der Visionssuche den Weg ins Leben eines Jägers und Kriegers wiesen, erschien einigen wenigen die Mondgöttin und befahl ihnen, fortan wie Frauen zu leben.

Manche Knaben der Omaha erlebten in einer Vision, dass die Mondgottheit ih-

nen sowohl einen Bogen als auch einen Riemen zeigte, wie ihn die Frauen zum Tragen von Lasten benutzten. Versuchte der Knabe, nach dem Bogen zu greifen, kreuzte die Göttin rasch die Arme, so dass er stattdessen den Lastriemen zu fassen bekam. Auch das bedeutete, dass er fortan als Frau leben sollte. Die Omaha nannten solche Frau Männer „Mixuga“ – „jemand, der auf Geheiß des Mondes handelt“.

Überraschend sind solche Visionserlebnisse indes kaum gewesen, denn jene Knaben, die zu Fraumännern heranwuchsen, zeigten durchweg schon von klein auf mehr Interesse an Frauenarbeit als an Jagd und Krieg. Begeistert waren die Eltern davon nicht immer. War der Junge aber davon nicht abzuhalten, sich wie eine Tochter zu benehmen, und war diese Neigung dann auch noch in einer Vision von Übernatürlichen abgesegnet worden, so fügte sich meist die Familie.

Fraumänner gab es in mindestens 133 indianischen Kulturen Nordamerikas. Doch auch wenn sie wie Frauen lebten, so galten sie in ihrem Volk keineswegs als weiblich – aber auch nicht als Männer. Sonderlich ist eine Art drittes Geschlecht, das Männliches und Weibliches in sich vereint – als etwas Besonderes. Bei den Cheyenne arrangierten Fraumänner oft Hochzeiten, waren aber auch allgemein als Vermittlerinnen zwischen den Geschlechtern beliebt, da sie sich gleichermassen in Frauen wie in Männer einfühlen konnten.

Manchmal schenkten die Geistwesen den Fraumännern auch besondere Gaben: Vor allem dort, wo die Heilatigkeit ohnehin vor allem von Frauen ausgeübt wurde, waren sie oft Medizin- „Frauen“. Bei den Lakota verdankten Kinder ihnen Glück bringende Namen, bei einigen Plains-völkern nähten sie die schönsten Tipis und die prächtigsten mit Glasperlen verzierten Kleidungsstücke. Umgekehrt gab es bei manchen Stämmen auch Frauen, die wie Männer lebten, auf die Jagd gingen und sich mit Frauen verheirateten. Auch diese „Manfrauen“ hatten sexuelle Beziehungen zum eigenen Geschlecht.

Fraumänner kopierten Frauen oft bis ins Detail in Kleidung, Haartracht und Sprache. Doch während manche auch körperlich kaum von Frauen zu unterscheiden waren, konnten ande-

ren ihre eckigen Körperformen nur unzulänglich unter ihren Kleidern verbergen. Wewha etwa, eine Lhamana, wie die Zuni ihre Fraumänner nannten, war Ende des 19. Jahrhunderts einer der größten Menschen im Pueblo, eine lange Gestalt mit kantigem Gesicht.



Im Dorf hochangesehene:
„Fraumann“ Wewha vom Stamm
der Zuni

Sie war mit der Ethnologin Mathilda Coxe Stevenson befreundet, die damals die Mythen der Zuni aufzeichnete. Wewha war perfekt in allen weiblichen Tätigkeiten und hochgeachtet dafür. Doch als sie starb, zog man ihr an ihrer Kleid noch weiße Baumwollhosen über, wie sie Zuni-Männer trugen, und begrub sie auf dem südlichen Teil des Friedhofs.

Der war den Männern vorbehalten.

Sabine Lang



der Fürstin in Cofitachequi (vermutlich im heutigen South Carolina) nach Aussage der Chronisten „Berge von Kupfer“ überreicht worden sind. Tatsächlich entdeckten Amerikas Ureinwohner aber bereits vor 7000 Jahren die reichen Kupferlagerstätten im Gebiet der Großen Seen, insbesondere um den Lake Superior. Hier kommt gleich an mehreren Fundplätzen elementares Kupfer (also kein Erz, sondern pures Metall) nahe der Erdoberfläche vor.

Zahllose Abbaugruben, gefüllt mit Steinbrocken, Hammersteinen und anderem Gerät, zeugen vom damaligen Tagebau. Demnach wurde das Metall mit steinernen Hämtern aus dem Gestein gebrochen, das Kupfer ausgelenzt, nur leicht erwärmt und dann „kalt“ – also nicht geschmolzen – in Form gehämmert.

Einige dieser Metallwerkzeuge waren Stein-, Holz- und Knochengeräte aus anderen Regionen nachgebaut. Zum Beispiel die so genannten Ulu-Schneiden – sickelförmige Messer, die im Osten der Region aus Schiefer und im Westen aus Kupfer gearbeitet waren. Darüber hinaus wurden Meißel, Speerspitzen mit Tüllenhalterung sowie mit Widerhaken bewehrte Harpunen aus dem Metall hergestellt – und sogar Schmuckstücke.

Das älteste bisher bekannte Kupferartefakt Nordamerikas stammt vom South Fowl Lake in Minnesota: eine Speerspitze, in deren Tüllenschaft noch Reste des Holzstiels erhalten sind. Alter des Stiels: rund 6700 Jahre. Insgesamt fanden Archäologen in der Region bis heute weit über 20 000 Metall-Artefakte, so dass die Wissenschaftler inzwischen von einer regelrechten Kupferindustrie seit dem Jahr 3000 v. Chr. sprechen. Die Produkte dieser Industrie wurden auch gehandelt, zunächst regional, dann in einem Umkreis von etwa 600 Kilometern. Seit etwa 1000 v. Chr. gehörte Lake-Superior-Kupfer auch zu den Fernhandelsgütern, die bei den Kulturen im Südosten begehrt waren.

Susan Martin von der Michigan Technological University, die sich mit der Geschichte der indianischen Metallverarbeitung beschäftigt, vermu-

TECHNIK

Kupferindustrie vor 5000 Jahren

Herrnäckig hält sich selbst unter Wissenschaftlern die Auffassung, Nordamerikas Indianer hätten in vorkolumbischer Zeit kein Metall verarbeitet: ein Urteil, das verwundernd, da doch dem spanischen Konquistador Hernando de Soto im Jahre 1540 von



MEDIZIN

Heiler voller Geisteskraft

Manche sind in den Mund durchs Ohr geschossen worden, manche durch die Brust. All dies und viele andere schreckliche Verletzungen heilten sie durch ihre seltene Meisterschaft im Gebrauch von Pflanzen oder teuflischen Zaubereien in kürzester Zeit.“ So schrieb der Engländer William Wood 1639 über die Heilkunst der Indianer. Was aber konnten indische Medizinmänner wirklich? Üblicherweise wirkten bei den Stämmen mehrere, jeweils anders spezia-

lisierte Heiler, denn, so erklärte um 1970 der Lakota Lame Deer, „kein Mensch träumt von aller Medizin. Du musst die Heilkunst dort anwenden, wo deine Kräfte liegen.“

So sprach bei den Lakota der Kräuterheiler (Pejuta Wicasa) mit Pflanzen; der Yuwipi-Mann heilte mit Hilfe wundertätiger Steine; der Wapiya konnte Krankheiten aus dem Körper saugen, der Seher (Waayatan) Ereignisse voraussagen; und der Heyoka, der heilige Clown, verkehrte alles ins Gegenteil, brachte die Menschen zum Lachen und vertrieb so deren Depressionen. Doch nur der Wicasa Wakan, der Heilige Mann, war der wahre Heiler, der all diese Künste beherrschte.

Eines hatten alle Heiler gemein: den Glauben an eine übernatürliche Kraft, die sich in Visionen erschloss.

Bei der Suche nach Krankheitsursachen forschen sie vor allem in der Psyche; und so spielte bei der Genesung vor allem der Glaube des Patienten eine Schlüsselrolle.

Ein Besuch des Heilkundigen begann meist damit, dass er unter Rasseln und Trommeln seine Helfsgeister anrief oder den Patienten bei einer Sitzung in der Schwitzhütte auf Diagnose und Therapie einstimmte. Denn oft war Krankheiten mit Kräutern nicht beizukommen. So konnte die Diagnose ergeben, dass ein übel wollender Medizinmann auf magische Weise einen Gegenstand – oder eine unsichtbare, Schmerzen verursachende Substanz – in den Patienten „geschossen“ hatte.

Der Heiler saugte diese Krankheitsursache dann aus dem Körper des Patienten und zeigte sie ihm. Sie

tet sogar, dass Kupfer im Bereich der Großen Seen, speziell am Fundplatz Lac Labelle, bereits um 5800 v. Chr. bei der Herstellung von Werkzeugen und Speerspitzen verwendet worden ist. Damit könnte Kupfer in Nordamerika also schon früher, vor fast 8000 Jahren, verarbeitet worden sein.

Anja Herold

Erleben Sie ein Stück ursprüngliches AMERIKA

IN DER HEIMAT MARKIGER *Cowboys*

GIBT ES MEHR *Ranches* UND EINEN

HÖHEREN BEVÖLKERUNGSANTEIL AN *Indianern*

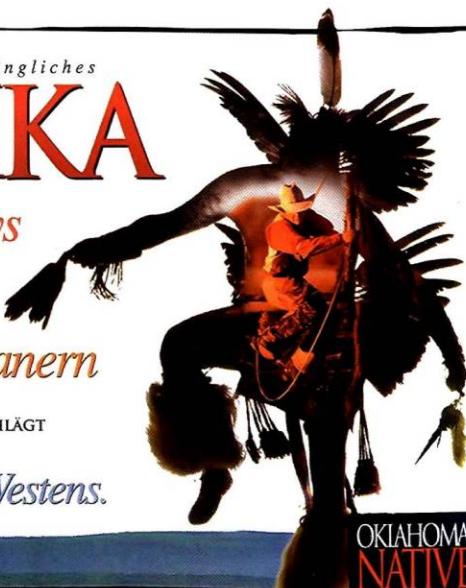
ALS IN JEDEM ANDEREN BUNDESSTAAT. HIER SCHLÄGT

DAS HERZ DES *amerikanischen Westens*.



OKLAHOMA TOURISM AND RECREATION DEPARTMENT
15 N. Robinson, Suite 801 • Oklahoma City, OK 73102 • Telefon: 405-521-2406 • Fax: 405-521-3992 • www.travelok.com

OKLAHOMA
NATIVE
AMERICA





Die »Meisterin der Krankheit« soll den leidenden Körper verlassen: Ein Schamane vom Stamm der Tlingit behandelt eine Frau

konnte beispielsweise die Gestalt eines kleinen Holzstücks oder eines Steinchen haben. Damit bekam die Erkrankung greifbare Formen, und allein das Bewusstsein, dass sie nun seinen Körper verlassen hatte, beruhigte den Patienten – und förderte oft dessen Genesung.

In Fällen, in denen eine Krankheit ganz offensichtlich keine körperlichen Ursachen hatte, war die Vorstellung weit verbreitet, dass einem Menschen die Seele abhanden gekommen sei, zum Beispiel, wenn er sich über etwas sehr erschrocken hatte.

Bei den Quinault an der Nordwestküste schickte dann die Medizinfrau in einem Zustand tiefer Trance ihre eigene Seele, geleitet von ihrem Schutzgeist, der des Patienten hinterher und holte diese vom Weg ins Jenseits zurück ins Leben.

Das Leben vieler Indianervölker war durchdrungen von Tabus und Vorschriften, die den Umgang der Menschen mit dem Übernatürlichen regelten. Wer diese Vorschriften brach, der erzürnte die Geistwesen. Diese schickten ihm dann

Krankheit und rächten sich womöglich an der ganzen Dorfgemeinschaft, indem sie beispielsweise die Beutetiere zurückhielten, so dass die Menschen hungrig mussten. Versöhnte der Heiler

diese Wesen, war die ganze Gemeinschaft dabei. Alles zusammen, das Ritual, die Versöhnung mit den Geistwesen, die Gegenwart von Familie und Freunden, die dem Patienten wegen seines Tabubruchs nicht länger grölten, trugen nicht unwe sentlich zur Heilung bei.

Bei aller Psycho-Therapie waren die indianischen Heiler aber durchaus in der Lage, ihren Patienten handfest zu helfen – mit Pflanzärzten. Allein gegen Verdauungsstörungen kannten die Medizimänner fast 500 Präparate; sehr erfolgreich war ein Brei aus der Frucht des Butternussbaums oder Sud aus dessen innerer Rinde.

Auch gegen Fieber waren viele Mittel

verbreitet – etwa ein Aufguss aus den Blüten, den Früchten und der Wurzelrinde des Blumenhartriegels (ein guter Ersatz für Chinin, wie die Schulmedizin weiß).

Andere Pflanzen verhüteten Schwangerschaften, führten zur Abtreibung (etwa ein Sud aus der Wilden Yamswurzel, die Diosgenin enthält, einen Wirkstoff in Antibabypillen) oder ließen Wehen ein, so zum Beispiel ein Tee aus geschälten, getrockneten und gemahlenen Blättern des Feigenkakts.

Arzte und Militärs rühmten auch die Kunst der Medizimänner, Wunden zu behandeln. Mit Spinnweben, die zudem antiseptisch wirkten, stillten sie Blutungen. Die Blackfoot nutzten Sporen des Bärkapp als Blutstillier,

Heiler vom Stamm der Kiowa das Pulver eines Bovist-Pilzes. Zum Verbinden der Wunden verwendeten sie Menschenhaar, Rehsehnen und Pflanzenfasern.

Um Wunden zu klammern, setzten mexikanische Heiler sogar Blatt schneiderameisen ein: Sie legten die

Insekten auf die Wunden, ließen sie mit ihren Gliedern deren Ränder zusammenknicken und zwicken ihnen danach die Körper ab.

Auch Verletzungen an inneren Organen sollen Medizimänner gehext haben. Wirkungsvollster Mittel waren Blätter und Rinde der Zauber nuss. Mit einem Sud davon behandelten Heiler Blutungen in Lunge, Blase und Niere, Magen und Darm. Diese oft beschriebenen Erfolge verwundern Experten vor allem deshalb, weil die Kenntnisse der Indianer in der menschlichen Anatomie begrenzt waren – sie sezieren keine menschlichen Körper, entfernen auch keine Tumore.

Doch sollen sie Abszesse oder Erkrankungen von Organen kuriert haben, indem sie an der darüberliegenden Haut so lange saugten, bis Blut kam – über die Art dieser Erkrankungen aber gibt es keine Angaben.

In den meisten Fällen ist das unge wöhnliche Können indianischer Heilkundiger wissenschaftlich nicht beweisbar. Doch das, schreibt der Chemiker Heinz J. Stammel in seinem Standardwerk „Die Apotheke Manitou's“, sei dennoch kein Grund, sie für „Hokusokus“ zu halten.

Michael Brettin/Sabine Lang

reich: Rund 50 Tiere wurden getötet. Am beliebtesten waren offensichtlich Schulter- und Rückenstücke, denn die 1993 und 1994 aufgefundenen Skelette waren alle noch intakt.

Charakteristische Schnittspuren an den Knochen zeigten den Wissenschaftlern um Leland Bement vom Archäologischen Dienst an der University of Oklahoma, dass hier Gourmets am Werke waren – denn sehnige Unterschenkel oder Bauchspeck standen nicht auf der Speisekarte der Paläoindianer, die Bement durch die ebenfalls gefundenen Speerspitzen der Folsom-Kultur zugeordnet hat. Einer Kultur, die vor 13 000 Jahren in den Plains die Nachfolge der Clovis-Menschen angetreten hatte (siehe „Wer kam als erster nach Amerika“ auf Seite 88).

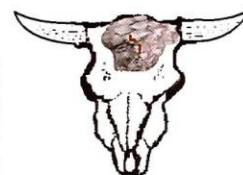
Innerhalb von höchstens zehn Jahren gelang den Paläoindianern am selben Ort noch mehrmals ein ähnlicher Jagderfolg. Insgesamt müssen sich am Beaver River rund 150 Skelette gestapelt und eine große Sichel aus Knochen gebildet haben.

Zwar hat der Fluss über die Jahrtausende etwa die Hälfte davon weg gespült, so dass die genaue Zahl der erlegten Riesenbisons nicht mehr zu ermitteln ist. Doch anhand der übrig gebliebenen Skelette und deren Einbettung in die Bodenschichten konnte Bement, einer der führenden Experten für die Geschichte des Bisons in Nordamerika,

FOLSOM-KULTUR

»Das älteste bemalte Etwas«

Vor 10 500 Jahren trieb eine Gruppe von Jägern eine Herde des inzwischen längst ausgestorbenen *Bison antiquus* in einen kleinen Canyon am Beaver River. Die spätsommerliche Jagd war erfolg-



Beuterest von Steinzeit-Indianern: Schädelstück eines Riesenbisons – versehen mit einem roten Zickzack-Muster



die Pausen zwischen den Treibjagden recht genau abschätzen. Sie be- trugen drei bis maximal fünf Jahre – und die Jagden fanden stets im Spätsommer statt. Demnach stapelten sie sich am Beaver River die Auseinte von insgesamt drei Jagdausflügen. Der Fundplatz am Beaver River birgt aber noch viel mehr Informationen, zumindest für den, der in Knochen lesen kann. Obwohl die Ausgrabungen der University of Oklahoma bereits 1994 beendet worden sind, gehen die Studien an den Skeletten weiter.

Dabei zeigte sich zum Beispiel, dass die Folsom-Jäger den erlegten Bisons nicht das Fell abgezogen haben, denn

in allen Köpfen befand sich noch das Gehirn.

Üblicherweise entfernten die Indianer das Hirn, um damit das Fell zu gerben. Dazu wurde die Haut mit einem Brei aus Wasser und Hirnmasse eingerieben, und die im Hirngewebe enthaltene Gerbsäure machte sie haltbar. Doch war offenbar das leichte, dünnere Sommerfell des Bisons von Cooper für die Folsom-Jäger wertlos.

Im zweiten Jahr der Ausgrabung entdeckten die Archäologen auf dem Knochenhaufen der ersten Jagd einen zertrümmerten Bisonschädel. Das Besondere daran: Die Stirn war mit einem roten Zickzack-Muster aus Ocker bemalt. Damit ist der Schädel das „älteste bemalte Etwas Nordamerikas“, wie es Bement ausdrückt. Und nicht nur das: Der bemalte Schädel sei auch der erste

Beweis dafür, dass die Folsom-Menschen Rituale gekannt hätten.

Der Wissenschaftler sieht in dem verzerrten Schädel eine Art Talisman für eine weitere erfolgreiche Jagd. Die Suche nach Analogien hat ihn bis in die Ukraine geführt, wo steinzeitliche Jäger vor rund 20 000 Jahren ebenfalls einen Mammutschädel als Glücksbringer mit einem Zickzack-Muster bemalt haben.

In Nordamerika lässt sich dieses Jagdritual sogar bis zu den historischen Indianerstämmen verfolgen. Noch im 19. Jahrhundert platzierten die Cree und Assiniboin am Zielpunkt ihrer Treibjagden neben Tabak und einem Tuch auch Bisonschädel (siehe Seite 125). Meistens waren diese Schädel bemalt – und zwar rot. Wie bei den Folsom-Leuten.

Anja Herold



KOMMUNIKATION

Der Kontinent der Sprachen

Geraude noch vier Sprecher zählt heute das kalifornische Atsugewi, sechs das Quinault im US-Staat Washington – und nur ein einziger Mensch kann noch im Eyak Süd-Alaskas reden: Von den einst über 500 Indianersprachen sind in Nordamerika gerade noch etwa 150 geblieben, ein Drittel davon ist akut vom Aussterben bedroht; 54 Sprachen werden nur noch von jeweils höchstens 20 Menschen gesprochen. Das Sprachensterben hat viele Ursachen. Manche Stämme wurden

ENGLISH

LEARNING COURSE

Umfangreiche Lektionen,
die verschiedene
Situationen simulieren

Video-Rollenspiele

Spracherkennung
(Smart Feedback)

Übungen zum
Hörverständnis

Grammatikübungen

Kulturelle Tipps



lernen auffrischen perfektionieren

Mit dem ENGLISH LEARNING COURSE lernen Sie richtiges Englisch – nicht nur die Vokabeln! Syracuse geht dabei vor wie ein Lehrer beim muttersprachlichen Privatunterricht.

Führen Sie eine Einschätzung Ihrer derzeitigen Englischkenntnisse mit Hilfe unserer Einstufungstest-CD durch. Sie erhalten die CD-ROM gegen Einsendung eines selbst adressierten und mit 3,- DM frankierten Rückumschlages (bitte A5) bei: HAVAS Interactive Deutschland GmbH, Kennwort: Indi, Postfach 101062, 60010 Frankfurt.

Sie können den Einstufungstest auch auf unserer Web-Site durchführen.

<http://www.syracuse-language.de>

Infoline Tel. 0180 / 50 53 76 36



Syracuse Language



schen kurz nach Ankunft der Europäer durch Kriege und eingeschleppte Krankheiten mitsamt ihren Sprachen ausgelöscht. Verheerende Folgen hatte auch die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten: Um 1880 richtete das Bureau of Indian Affairs (BIA) Internate ein, in denen indianische Kinder, meist weit entfernt von ihren Heimat-Reservaten und ihren Familien, „zivilisiert“ und so ihren Kulturen und Sprachen entfremdet werden sollten. Schüler, die ihre Muttersprache gebrauchten, wurden bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts verprügelt und gedemütigt.

Etwa 60 Sprachfamilien gab es einst in Nordamerika; manche, wie das Nadiene – zu dem die Idiome der Navajo, der Apache sowie vieler Völker der kanadischen Subarktis gehören –, umfassen noch heute Dutzende einzelner Sprachen. Andere, wie etwa das Zuni oder das kalifornische Karok, bestehen nur aus einer einzigen, „isolierten“ Sprache: Das heißt, sie sind mit keiner anderen verwandt. Besonders Kalifornien glich einst, von Dutzenden kleiner Stämme bewohnt, einem Sprachenmosaik: Nachbarn konnten einander dort manchmal so wenig verstehen wie Deutsche und Japaner.

Diese Sprachenvielfalt galt es zu überbrücken, wenn Völker aufeinandertrafen – zum Beispiel beim Handel. Denn trotz aller Zwistigkeiten zwischen den Stämmen unterhielten sie doch auch friedliche Beziehungen untereinander, und beim Handeln ruhte aller Streit. Dazu entwickelten die Indianer des Nordwestens eine Art Pidgin-Indianisch.

Bei dem Ort The Dalles am Columbia River im heutigen Bundesstaat Oregon zum Beispiel trafen sich schon vor Ankunft der Europäer jedes Jahr im Sommer Tausende von Indianern des Plateaugebietes, der Großen Ebenen und der Westküste zu einem großen Handelsfest. Die Nez Perce

aus den Vorgebirgen brachten essbare Pflanzenknollen mit sowie Bison- und andere Felle, aber auch Vorratstaschen aus Rohleder. Die Wishram, die am fischreichen Columbia River lebten, boten Lachsfilet, bis zu einer Million Pfund im Jahr, getrocknet und pulverisiert. Von der Nordwestküste kamen Händler mit Kanus, Muschelschalen und Fischöl, aus Kalifornien Kaufleute mit getrocknetem Wapiti- und Hirschfleisch. Seit Ende des 18. Jahrhunderts gelangten auch europäische Waren mit in Umlauf – Schmuck, Glasperlen und Decken.

Hier, zwischen Nordwestküste und The Dalles, entstand Ende des 18. Jahrhunderts der so genannte Chinook-Jargon, durchsetzt mit englischen und französischen Lehnwörtern, denn dort waren die ersten weißen Pelzhändlertationen des Nordwestens entstanden.

Das Wort für Amerikaner im Chinook-Jargon war beispielsweise „Boston“, weil die ersten Handels schiffe, die an der Pazifikküste ankamen, aus dieser Stadt im Osten ausgelaufen waren. Gewehre hießen „Cal-li-peen“, vom französischen „carabine“. Und Geld hieß schlicht und einfach „Dol-la“. Aber auch das Wort „Potlatch“ für die verschwenderischen Ritualfeste der Nordwestküstenstämme stammt aus dem Chinook-Jargon; es bedeutet „geben, schenken“.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde der Chinook-Jargon zur Verkehrssprache entlang der Westküste, zwischen den Indianerstämmen und zwischen Indianern und Weißen, von Alaska bis nach Kalifornien und bis weit ins Landesinnere. Von 1891 bis 1905, als das Englische diese Lingua franca des fernen Westens schon abzulösen begann, erschien in Kamloops sogar eine Zeitung, die „Kamloops Wawa“, im Chinook-Jargon.

Auch die Handelsbeziehungen auf den Plains verdichteten sich, nachdem die Indianer dort durch die Verbreitung des Pferdes seit dem späten 17. Jahrhundert sehr mobil geworden waren. Es entstanden regelmäßige Handelszentren: Die sesshaften Gartenbauern des oberen Missouri etwa, die Mandan, Hidatsa und Arikara, tauschten bei ihren Nach-



Ich



Schlafen



Schlecht



Sprechen



Lügen

Aus der Zeichensprache der Oglala-Sioux: Indianer kannten rund 1100 sprechende Gesten

barn – Bison jagenden Nomaden wie den Crow, Assiniboin, Cheyenne oder Arapaho – Mais, Bohnen und andere Anbauprodukte gegen getrocknetes Fleisch, Kleidungsstücke aus Bisonleder oder Bögen aus Hörnern der Bergschafe.

Auch hier gab es Verständigungsprobleme – die mit einer Zeichensprache überwunden wurden. Diese „Poesie der Bewegung“, wie ein Forscher sie genannt hat, entstand wahrscheinlich vor 1540 im Gebiet des heutigen Texas. Rund 1100 Handbewegungen, ähnlich denen der heutigen Gehörlosensprache, halfen beim Abwickeln von Handelsgeschäften, konnten aber auch Witze und ganze Geschichten vermitteln – es gab sogar ein Fragezeichen. Viele Lebewesen oder Gegenstände beschrieben die Völker der Ebenen durch Kombinationen mehrerer Gebärden, das Stinktier etwa durch „kleines Tier“ und „gestreifter Rücken“, oder durch „kleines Tier“, „stinken“ und „schlecht“.

Aber selbst über größere Distanzen konnten Indianer sich verständigen: mit den (später in Wildwest-Filmen berühmt gewordenen) Rauchzeichen, die von erhöhten Punkten aus aufsteigen. Ortsnamen wie Signal Butte in Nebraska erinnern heute noch an diese Form der Kommunikation. Hierzu benutzte man Brennmaterial, das heftig qualmt, etwa feuchtes Gras oder grüne Zweige.

Mit Hilfe einer Decke ließen sich etwa 20 Rauchsäulen von unterschiedlicher Form und Farbe erzeugen. Bei den Apache etwa, berichtet ein Chronist, bedeutete „eine plötzliche Rauchwolke, die als anmutige Säule von der Berghöhe aufsteigt, einfach nur die Gegenwart einer Gruppe Fremder auf der Ebene. Eine schnelle Serie solcher Säulen aber dient als Warnung, dass diese Reisenden schwer bewaffnet und zahlreich sind.“

Der Vorteil dieser optischen „Morse-Zeichen“ war, dass man sie gut 80 Kilometer weit verstehen konnte – auch wenn man das Apache nicht beherrschte. Ihr großer Nachteil: Sie waren nur tagsüber und nur bei gutem Wetter zu empfangen.

Sabine Lang

BÜCHER

Elmar Engel hat mehr Häuptlinge auf dem Gewissen als Colonel George A. Custer. Gern wäre er Indianer geworden, doch leider wurde er im Saarland geboren. Das hat ihn nicht davon abgehalten, sich den von ihm verehrten Helden literarisch – oder sagen wir: besser: schriftlich – zu nähern. *Sitting Bull, Tecumseh, Chief Joseph, Pontiac, Crazy Horse, Uncas*: Keiner ist ihm entkommen. Über Geronimo schreibt er in seiner Romanbiographie: Er „hätte auf unsere Moravorstellungen gepfiffen, wenn er sie überhaupt gekannt hätte. Trotzdem müssen wir ihm allen Respekt zollen... Es ist der tiefe Respekt, den man dem verwundeten Tier entgegenbringt, das sich irgendwo in den Busch schleptt“. Das hätte der Pharaonenkitscher Christian Jacq auch nicht besser sagen können (bei Lamuv).

Von führenden Rothäuten empfohlen: Selbst die Navajo, die sonst mit den Büchern der Weißen ihre Horgans beheizen, loben Tony Hillermans Canyon-Krimis (und haben ihn mit ihrem „Special Friends of the Diné Award“ ausgezeichnet). In den inzwischen rund zehn Mordgeschichten müssen zwei Indianerpolicisten in den Reservaten Fäule aufklären, die kein Weißer je durchbrechen würde – und treffen dabei schon mal auf einen Mörder, der sich für den mythischen Fruchtkartoffelgott Kokopelli hält. *Thla-na-nah* – mehr davon –, wie der Navajo sagt (Rowohlt- und Goldmann-Taschenbücher).

Friih indische Karten und illustrierte Berichte (siehe Seite 109) hat Rainer Vollmar aus internationalen Archiven zusammengetragen – eine einzigartige Kollektion. Doch Vorsicht: Die Texte sind sehr wissenschaftlich gehalten („Indianische Karten Nordamerikas“, Dietrich Reimer Verlag, 180 Seiten; DM 88,-).

Was war ein Kanahena? Was ein Täbita? Die Antworten darauf (ein Maisbrei, ein Kopfschmuck) und 2133 weitere Stichworte hat Ulrich van der Heyden im „Indianer-Lexikon“ zusammengetragen (Lamuv, 400 Seiten; Sonderausgabe DM 19,80).

Aus dem Drehbuch der achteiligen Dokumentarserie „500 Nations“ hat der Historiker Alvin M. Josephy ein Standardwerk gefertigt, das die Eroberung der Neuen Welt aus Sicht der Indianer schildert. Beide sind empfehlenswert: die Serie wegen ihrer Computer-Rekonstruktionen antiker indianischer Städte, das Buch wegen seiner detailreichen Texte (viel Originalzitate) und der über 400 Abbildungen (Frederking & Thaler; Buch: 470 Seiten, DM 98,-; Videokassetten: je DM 39,95).

Lassen Sie sich von dem schaurigen Kitsch-Cover und den schottähnlichen Illustrationen nicht schrecken: „Die Welt der Indianer“ bietet auf 480 Seiten, übersichtlich gegliedert, solide Informationen (Frederking & Thaler; DM 39,95). **Schöpfungsmythen**, Augenzeugeberichte, Oral History: Auch James Wilson erzählt in „Und die Erde wird weinen“ die Geschichte Nordamerikas aus der Sicht der Ureinwohner. Interviews mit Indianern heute lassen deren gänzlich andere Sichtweisen nachvollziehen (Deuticke, 588 Seiten; DM 68,-).

Weshalb heirate Pocahontas einen Engländer? Welches Schicksal erlitt Fanny Kelly, nachdem sie den Sioux in die Hände gefallen war? Brigitte Weiprecht porträtiert fünf Frauen, die zwischen den Fronten gerieten. Die Fakten stimmen, auch wenn manches klingt, wie von Elmar Engel geschrieben: „Als die junge Indianerin in das „Rampenlicht der Geschichte trat“, ... hatten zwei einschneidende Ereignisse ihren Lebenspfad in eine Richtung gelenkt, die ihr keineswegs am Wiegenebrett gesungen worden war.“ („Pocahontas und andere Töchter Manitous“, Lamuv, 240 Seiten; DM 18,80).

„Wir zogen los als Journalisten auf der Jagd nach einer guten Geschichte. Wir kamen zurück als Kriere von einer anderen Welt“: In 17 Reportagen haben Steve Wall und Harvey Arden Momentaufnahmen vom Alttag der Indianer in tristen Wohnwagensiedlungen und am Fuße der Black Hills zusammengestellt („Hüter der Erde“, Frederking & Thaler, 128 Seiten, DM 29,80).

Die Mutter aller Lexika: Auf über 14 000 Seiten breiten Archäologen, Ethnologen, Anthropologen usw. ihr Wissen aus. Kein Buch für eine Nacht, sondern ein Freund fürs Le-

ben („Handbook of North American Indians“, Smithsonian Institution; 20 Bände sind geplant, etwa die Hälfte davon ist bereits erschienen; Preis: zwischen \$ 52,- und \$ 74,-).

Wer sich das „Handbook“ nicht leisten mag, findet alles Wissenswerte auch in dieser 756-Seiten-Enzyklopädie. Mehr als 260 Fachleute – Wissenschaftler, Stammesführer, Schriftsteller – handeln in 400 Artikeln die wichtigsten Stichworte zur indianischen Geschichte ab („Encyclopedia of North American Indians“, Houghton Mifflin; \$ 36,-).

Eines der besten Bücher über die Plains-Indianer und deren berühmtesten Häuptling: Christian Feest, führender deutschsprachiger Indianer-Experte, beschreibt in kurzen Kapiteln das Leben der Reiterkrieger und die Wahrheit hinter dem Mythos *Sitting Bull* („Der letzte Indianer“, 128 Seiten, DM 40,-; über das Hessische Landesmuseum Darmstadt, Tel: 06151-165580).

Sitting Bull im Interview, das Tagebuch einer Frau-Frau, die Vision eines Kwakiutl-Sehers: Neben Originaltexten versammelt dieser Band eine systematische Übersicht aller acht Kulturregionen der nordamerikanischen Indianer, herausgegeben von Prof. Dr. Christian Feest, 480 Seiten, Großformat, viele Fotos; günstiges Standardwerk für Einsteiger („Kulturen der nordamerikanischen Indianer“, Könemann; DM 49,90).

Das Who's who der Indianer: In diesem biographischen Sammelwerk werden 600 Häuptlinge, Krieger und Politiker vorgestellt. Keine tränенfeuchte Verkitschung der edlen Wilden, sondern angenümm nüchtern. Porträts bedeutender Indianer (und Indianerinnen) der vergangenen 500 Jahre („The Encyclopedia of Native American Biography“, Da Capo Press, 464 Seiten; \$ 18,-).

Schattenfänger nannten die Indianer jene Männer, die von 1860 an mit der Kamera durch ihr Land zogen. Die Weißen fotografierten Alltag und Traditionen der Stämme: die Tänze, die Begräbnisse, die Ratsversammlungen. Ulrich Hiesinger, Kunsthistoriker, hat den über 100 Fotos ausführliche Informationen beigelegt („Indianer in Nordamerika“, Prestel, 140 Seiten; DM 48,-).

Edward S. Curtis war der Maler unter den Indianerfotografen, seine Anfang des 20. Jahrhunderts entstandenen Bilder waren schön, aber nicht immer so richtig scharf (siehe Seite 10 in diesem Heft). Über 30 Jahre zog er quer durch den Kontinent, um die letzten Tage einer untergehenden Kultur zu dokumentieren („Edward S. Curtis“, Taschen, 256 Seiten; DM 49,95).

Die „Welt der Indianer“ für die junge GEOLino-Generation: die Sandmalerei der Navajo, die Felsenstädte der Anasazi, die Jagdtechnik der Sioux. Kurze Texte, informative Illustrationen (Carlsen, 48 Seiten; DM 29,90).

George ist gerade neun Jahre alt, als irkoesene seine Familie überfallen und ihn entführen. Als „Blauvogel“ wächst er bei seinen Adoptiveltern Kleinbär und Mittagsonne in die Welt der Indianer hinein. Ein Klassiker, empfohlen für Kinder ab 10 (Anna Jürgen: „Blauvogel“, Ravensburger, 268 Seiten; DM 10,90).

Ein Nachschlagewerk, das kleine Leser nicht nur in die Zeichensprache der Indianer einführt, sondern ihnen auch Basteltipps für Tipis und Kochrezepte bietet, ist „Meyers Großes Indianerlexikon“. Fundiert und verständlich schildert Hans Peter Thiel die Theorien zur Besiedelung Amerikas ebenso wie das Leben der Indianer heute (Meyers Lexikonverlag, 240 Seiten; DM 29,90).

MUSEEN

Mehr als 100 Sammlungen in Nordamerika sind ausschließlich der Kultur und Kunst der Indianer gewidmet. Hier zwölf der interessantesten Ausstellungen (weitere Tipps bietet die Website www.hanksville.org/NAre/sources/indices/NAmuseums.html).

Ah-Tha-Thi-Ki Museum
Big Cypress Seminole Reservation, Florida

Hervorragend ausgestattetes Kulturzentrum, mit Dioramen, die das Leben der Seminole im 18. und 19. Jahrhundert darstellen, mit alten Kößen, Kleidung und Schmuck und mit Lehrpfaden durch die Sumpfe ringsum. Auch im Angebot des Reservats: Airboot-Fahrten, Hütten für Übernachtungen (etwa 100 km westlich von Fort

Lauderdale an der I-75; www.semioletribe.com/museum/; Tel. 001-863/902-1113).

Buffalo Bill Historical Center Cody, Wyoming

Thema dieses riesigen Museumskomplexes ist der „Wilde Westen“. Als Teil der Anlage zeigt das Plains Indian Museum ausgezeichnete Sammlungen zur Kultur der Indianer in den Großen Ebenen, darunter der Sioux, der Crow, der Arapaho, der Cheyenne und der Shoshone. Alljährlich Mitte Juni großes Pow Wow (720 Sheridan Ave.; www.bbhc.org; Tel. 001-307/587-4771).

Cherokee Heritage Center

Tahlequah, Oklahoma

Im US-Staat Oklahoma bewahren viele der seit 1830 aus dem Osten dort umgesiedelten Stämme Zeugnisse ihrer Kultur in kleinen Museen. Die Cherokee haben sogar ein komplettes Dorf nachgebaut, in dem das Leben ihrer Ahnen im 16. Jahrhundert authentisch rekonstruiert ist. (5 km südlich von Tahlequah, off Hwy 82; www.powersource.com/heritage/; Tel. 001-918/456-6007)

Edge of the

Cedars State Park Museum

Blanding, Utah

Große Sammlung von Anasazi-Keramik aus Grabungen der Four-Corners-Region. Unweit des Museums liegen die Ruinen eines teilweise freigelegten präkolumbischen Pueblos (660 West 400 North St.; <http://parks.state.ut.us/parks/www1/edge.htm>; Tel. 001-435/678-2238).

Head-Smashed-In

Buffalo Jump

Fort Mcleod, Alberta, Kanada

Von der Unesco zum Weltherbe erklärt: An diesem Steilabhang erlegten Indianer vor 7400 Jahren Bisons, indem sie die Herden in wilder Stampede über die Klippe trieben. Das Interpretive Center – über sieben Etagen in den Hang gebaut – schildert detailliert Lebensgewohnheiten, Rituale und Überlebenskünste der Bisonjäger (18 km nordwestlich von Fort Mcleod; www.head-smashed-in.com; Tel. 001-403/553-2731).

Heard Museum

Phoenix, Arizona

Unangefochtene die beste Ausstellung zu Kultur und Kunst der Stämme im Wüstenland des Südwestens. Zehn große Galerien zeigen Webarbeiten der Navajo, einen rekonstruierten Pueblo-Zeremonienraum und – besonders spektakulär – eine fabelhafte Sammlung von Kachina-Puppen. Exzellenter Museumsladen; großer Kunstmarkt im März (2301 North Central Ave.; www.heard.org; Tel. 001-602/252-8840).

Jamestown Settlement/Powhatan

Indian Village

Williamsburg, Virginia

Das detaillreich nachgebaute Dorf der legendären „Prinzessin“ Pocahontas vom Stamm der Powhatan (siehe Seite 56). Ausstellungen zur Stammmesgeschichte; kostümierte „Bewohner“ führen Maisanbau und Herstellung von Jagdgerät vor (Jamestown Road, Williamsburg; www.historyisfun.org; Tel. 001-757/253-4838).

Millicent Rogers Museum

Taos, New Mexico

1947 zog die kunstinteressierte Ölmillionärin Millicent Rogers nach Taos und begann Kunsthändlerwerk der Südwest-Stämme zu erwerben. Sie hinterließ eine exquisite Sammlung von Silber- und Türkisschmuck sowie von Webereien. Sehenswert sind auch die Arbeiten der Töpferin Maria Martinez aus dem US-Idaho (so Pueblo von Taos; www.millicentrogers.org; Tel. 001-505/758-2462).

Mashantucket Pequot Museum and Research Center

Mashantucket, Connecticut

Ein Museum in einem knapp 200 Millionen Dollar teuren, 1998 eröffneten postmodernen Glasbau, finanziert mit Kasinoprofits. Auf fast 29 000 qm zeigen die Pequot die Kultur der Woodland-Stämme Neuenglands. Filme, Dioramen, Multi-media-Darstellungen (110 Pequot Trail; www.mashantucket.com/in dex1.html; Tel. 001-800/411-9671).

Tamástslik Cultural Institute

Pendleton, Oregon

Das Walla-Walla-Wort „tamástslik“ im Namen des Instituts bedeutet „umdrehen“, und genau das findet hier statt: Seit 1998 präsentieren die Cayuse, Walla-Walla und Umatilla ihr Erbe in einem hochmodernen Museum: ihre traditionelle Lebensweise, die Geschichte des Oregon Trail aus indianischer Sicht und die leidvollen Tage der Zwangsinternats-schulen. Alles didaktisch perfekt ar-

rangiert (10 km östlich an der I-84; www.umatilla.nsn.us/tamast.html; Tel. 001-541/966-9748).

The Journey Museum

Rapid City, South Dakota

Der Name ist Programm: Das Museum lädt ein zu einer Zeitreise durch die Black Hills, die heiligen Berge der Sioux. Umfassende Sammlungen zu Lebensweise und spiritueller Welt der bisonjagenden Völker der Großen Ebenen, dazu Geologie- und Pionier-ausstellungen. Eine gute Einstimmung für Exkursionen in die großen Sioux-Reservate von South Dakota (222 New York St.; www.journeymu seum.org; Tel. 001-605/394-6923).

UBC Museum of Anthropology

Vancouver, Kanada

Geheimnisvoll verwirrte Totempfähle, geschnitzte Masken, mit Schnitzverzierungen verzierte Kisten und Planken aus Zedernholz für den Hausbau sowie Skulpturen aus Halbedelsteinen. Das Museum der University of British Columbia besitzt die wohl beste Kollektion von Kunst der Nordwestküsten-Indianer. Der Rahmen ist passend: ein dramatischer Bau auf einer Klippe über dem Pazifik, der vom kanadischen Stararchitekten Arthur Erickson der traditionellen indianischen Bauweise der Region nachempfunden wurde (6393 N. W. Marine Dr.; www.moa.ubc.ca/; Tel. 001-604/822-3825).

Museumstipp: Karl Teuschl

DAS BESTE VON GEO

NATALIE ANGIER

Frau



Natalie Angier: Frau

Eine intime Geographie des weiblichen Körpers
In ihrer gekonnt zugesetzten Hommage an die Frauen ergründet die amerikanische Wissenschaftsjournalistin und Pulitzer-Preisträgerin weibliche Anatomie und Gefühle: Feiert die Brust und die Hormone, sinniert über den Zweck des Orgasmus wie über den Ursprung der Liebe. Eine wegweisende Expedition auf noch immer weitgehend unbekanntem Terrain.

Format: 13,5 x 21,5 cm, 544 Seiten
Preis: DM 48,- / £ 35,- / Fr 44.50
Best.-Nr.: G 9997

BÜCHER VON GEO

BESTELLEN SIE JETZT: 040 / 3703 3803

unter der Angabe der Aktionnummer 205577

TRAILS

• Legänder Westen der USA

• Yellowstone &

• Rocky Mountains

• Der mit dem Wolf tanzt

• Naturelebnis Florida

• Westkanada – Natur pur

... und andere Fermpissen in kleinen Gruppen zu den schrägesten Wildwasserläufen unserer Erde mit viel Zeit für das Naturreisen.

Katalog anfordern:

TRAILS

Reisen und

Erlebnisreisen GmbH

Bahnhoftstraße 47, 87435 Kempen

Telefon (0831) 15359 - Telefax (0831) 12854

Internet: <http://www.trails-reisen.de>

e-mail: trails-reisen@online.de

Entdecken Sie
Nordamerika

...z.B. mit dem Wohnmobil oder Mietwagen auf den Spuren der Indianer. Unsere Nordamerikarexperten beraten Sie kompetent und zuverlässig schon seit 35 Jahren.

INTER AIR

VorReisen.

Triftstr. 28-30 · 60528 Frankfurt

Tel: 069-9 67 67-0 · Fax: 069-9 67 67-100

www.INTERAIR.de

PALÄOINDIANISCHE KULTUREN

zwischen 200 000* und 15 000 v. Chr. Möglicherweise haben Menschen aus Eurasien und Ozeanien schon irgendwann zu diesem frühen Zeitpunkt Amerika besiedelt. Die Datierungen sind aber höchst umstritten.

zwischen 15 000 und 9000 v. Chr. Nomaden wandern aus Sibirien auf einer Landbrücke nach Alaska und besiedeln von dort aus fast alle Regionen Amerikas.

11 350 – 10 900 v. Chr. Clovis: Diese Kultur, benannt nach einem Fundort in New Mexico, ist vor allem im Nordosten und in den Plains verbreitet. Typische Funde sind beidseitig bearbeitete Steinwerkzeuge und geschnäffte Speerspitzen. Clovis-Menschen sind Großwildjäger und Sammler (siehe Seite 88).

11 000 – 8000 v. Chr. Folsom: Auch die Indianer der Folsom-Kultur sind Großwildjäger in den Great Plains und anderen Regionen Nordamerikas.

ARCHAISCHE KULTUREN

Zwischen 9000 und 8000 v. Chr. sterben die meisten Großtierarten wie Mammut und Riesenelefant in Nordamerika aus. Die Indianer hängen jetzt vollständig von der Jagd auf kleinere Tiere, vom Fischfang und Sammeln von Wildpflanzen ab. In manchen Regionen, etwa in der Subarktis und im fernen Westen, behalten sie bis zur Ankunft der Europäer diese Lebensweise bei.

9000 – 1000 v. Chr. Trockenlandkulturen: Im Gebiet der heutigen US-Staaten Utah, Nevada und Arizona fertigen Menschen nicht nur primitive Jagdwaffen, sondern auch die ersten Körbe Nordamerikas.

7500 v. Chr. Zeit des „Kennewick Man“: der im Nordwesten Amerikas lebt und physiognomisch den Polynesieren oder Ainu Japans gleicht.

* Alle Daten aus vorkolumbischer Zeit sind Näherungswerte

7500 – 4500 v. Chr. Paleo-Komplex: Die Menschen dieser steinzeitlichen Kultur in den Great Plains sind umherziehende Jäger, die bereits Fallen aufstellen. Sie konservieren Fleisch, indem sie es mit Tierfett und Beeren in Därme stopfen.

6000 – 1000 v. Chr. Old Copper Culture: Jäger- und Sammlervölker im Gebiet der Großen Seen, die als erste in Nordamerika Speerspitzen und Werkzeuge aus kalt gehämmertem Kupfer verwenden.

FELDBAUKULTUREN

1500 – 200 v. Chr. San Pedro: Die Vertreter dieser Kultur in Gebieten der heutigen Staaten Arizona und New Mexico jagen wahrscheinlich als erste mit Pfeil und Bogen. Außerdem graben sie die ältesten Bewässerungsanlagen Nordamerikas für ihre Felder – die San-Pedro-Leute haben Mais, Bohnen und Kürbis wahrscheinlich aus Mesoamerika übernommen. Sie werden sesshafte Bauern und legen Friedhöfe an.

1000 v. Chr. – 100 n. Chr. Adena: Im Ohio-Tal wohnen bis zu 40 Adena-Leute gemeinsam in Rundbauten; die Dörfer bestehen aus kaum mehr als zehn solcher Häusern. Der Totenkult spielt eine zentrale Rolle. Über Grabkammern wichtiger Personen schichten sie konische, oft von Erdwällen umgebene Grabbügel von manchmal 20 Meter Höhe auf. Kupferplatten, gravierte Steinplättchen und andere Grabeigaben zeugen von einem weiten Handelsnetz.

250 v. Chr. – 1450 n. Chr. Mogollon: Diese nicht ganz einheitlich Kultur ist nach den Mogollon-Bergen im Südwesten benannt. Bis zum 11. Jahrhundert wohnen die Indianer dort in Grubenhäusern, später in mehrstöckigen oberirdischen Gebäuden. Hauptnahrungsquelle: Wild – dazu Mais, Bohnen, Gemüsekürbis, Nüsse, Samen. Aus Baumwolle gewebte Kleidung und Decken. Wahrscheinlich entstehen lockere Allianzen mit den Anasazi.

200 v. Chr. – 400 n. Chr. Hopewell: Die hierarchisch gegliederte

bäuerliche Gesellschaft der Hopewell lebt in Siedlungen entlang der Flüsse im heutigen Illinois und Ohio. Elemente der Adena-Kultur, so der Grabbau, werden übernommen. Die Hopewell-Leute bauen Zeremonialkomplexe, die vermutlich nach den Gestirnen ausgerichtet sind. Das Handelsnetz erstreckt sich von Kanada bis zum Golf von Mexiko. Rohstoffe wie Meteorreisen und Glimmerschiefer werden zu Kunstwerken verarbeitet, die oft als Grabeigaben dienen. Um 400 n. Chr. beginnt der Verfall.

um Christi Geburt – 700 Korbmacher: In den Trockengebieten von New Mexico, Colorado, Utah und Arizona perfektionieren Indianer die Flechtkunst. Sogar Behältnisse zum Kochen und zum Wasservertransport werden aus Yuccafasern gefertigt. Gründung der ersten Dörfer im Südwesten.

um Christi Geburt – 1500 Hohokam: Im Süden Arizonas bauen die Hohokam das größte prähistorische Bewässerungssystem nördlich Mexikos. Die geregelte Wasserzufluss ermöglicht zwei Ernten im Jahr. Ballspielplätze und abgeflachte, mit Häusern bebauten Hügel in den Siedlungen weisen auf mesoamerikanische Einflüsse hin. Um 1500 bricht das System zusammen, vermutlich als Folge von Missernten oder Überfällen der Apache.

400 – 1300 Fremont: ein Komplex mehrerer Stämme, die um 400 im heutigen Utah, Nevada, Colorado und Idaho sesshaft werden. Spektakulärste Relikte: Hunderte von Felszeichnungen.

500 – 1400 Sinagua: Von den Hohokam wie auch den Anasazi beeinflusst, entwickelt sich die Sinagua-Kultur im Tal des Verde River im heutigen Arizona. Ihren Höhepunkt erreicht diese Kultur etwa 1100, nachdem ein Ausbruch des Sunset-Vulkans den Boden mit Nährstoffen angereichert hat. Niedergang infolge wieder nachlassender Fruchtbarkeit der Böden.

700–1300 Anasazi (s. Seite 34)

875 – heute Patayan: Kultur entlang des Colorado im westlichen Arizona. Die Patayan sind Bauern, aber auch noch Jäger und Sammler. Von den Hohokam

haben sie im 9. Jahrhundert Feldbau- und Keramiktechniken übernommen. Vermutlich sind die Patayan Vorfahren der heutigen yumasprachigen Völker (wie der Yuma, Papai und Cocopa).

900 – 1600 Fort Ancient: Kultur am oberen Ohio-Tal, deren Angehörige dort die berühmten Bildhügel dieser Region anlegen – Darstellungen von Schlangen, Alligatoren und anderen, bis zu 323 Meter langen Kreaturen. Was die Bildwerke bedeuten, ist unbekannt.

1000 – 1500 Mississippi: Die bäuerliche Kultur im Mississippi-Tal führt Traditionen der Hopewell fort. Um 1000 entstehen Städte, die durch Allianzen und Tributverpflichtungen miteinander verbunden sind. Die bekannteste Metropole ist Cahokia (nahe dem heutigen St. Louis, Illinois). In ihrer Blütezeit (1050–1250) zählt sie etwa 20 000 Einwohner auf rund zwölf Quadratkilometern. Als die Europäer im 17. Jahrhundert den Mississippi erreichen, ist diese Kultur bereits verfallen. Nur das Sonnenkönigtum der Natchez überdauert bis ins 18. Jahrhundert.

zwischen 1400 und 1600 (iro-sen-Liga): Irgendwann in dieser Zeit vereinen sich die Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga und Seneca zur „Konföderation der fünf Ratsfeuer“. Sie wird zur führenden politischen Macht des Nordostens; 1715 treten die Tuscarora bei. Nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1775–1783) spaltet sich der Bund in einen amerikanischen und einen kanadischen Teil, die beide bis heute existieren.

DER KAMPF GEGEN DIE EUROPÄER

1492 Kolumbus entdeckt die „Neue“ Welt, landet auf der Bahama-Insel Guanahani und kurz darauf auf Hispaniola (dem heutigen Haiti).

1493 Auf Hispaniola wird Navidad gegründet, die erste spanische Siedlung Amerikas. Pferde und Schweine kommen in die Neue Welt.

1497 Der Genueser Kapitän Giovanni Caboto, der sich in engl-

schen Diensten John Cabot nennt, erreicht den amerikanischen Kontinent auf der Höhe von Labrador oder Neufundland und erklärt es zum Besitz der britischen Krone. Doch seine Landung bleibt folgenlos – von einer zweiten Reise kehrt er nicht mehr zurück.

1501 Die ersten schwarzen Sklaven werden nach Amerika verschleppt.

1513 Der Spanier Juan Ponce de León, Gouverneur von Hispaniola, entdeckt Florida und entführt einige der dort lebenden Indianer als Sklaven.

1519 An den von Spaniern eingeschleppten Pocken sterben über ein Drittel der Indianer auf Hispaniola.

1521 Zum zweiten Mal reist Ponce de León nach Florida, greift die Calusa-Indianer an, verliert die Schlacht und wird tödlich verletzt.

1537 Papst Paul III. versucht erfolglos, die Versklavung der Indianer zu verbieten.

1539 – 1542 Hernando de Soto marschiert auf der Suche nach Gold durch Florida, Georgia, die Carolinas und dann zum Mississippi. Er nimmt 1540 die legendenumwobene Fürstin von Coitatzequi als Geisel und stirbt 1542 an einem Fieber. Die Spanier ziehen sich zurück, nachdem sie von den Natchez angegriffen worden sind.

1540 Francisco Vázquez de Coronado unternimmt eine Expedition ins Land der Pueblos.

1565 St. Augustine in Florida von Spaniern gegründet, die erste dauerhafte Kolonie auf dem Gebiet der späteren USA.

1605 Franzosen gründen Port Royal, die erste ständige Kolonie in Nova Scotia.

1607 Englische Kolonisten gründen Jamestown (siehe Seite 56).

1609 Santa Fe, die Hauptstadt des heutigen US-Staates New Mexico, von Spaniern gegründet.

1613 Holländer errichten Handelsposten auf Manhattan und schließen ein Abkommen mit

den Mohikanern – den ersten Vertrag zwischen Europäern und Indianern in Nordamerika.	und erhebt sich im Mai gegen die Briten. Der Aufstand scheitert am Widerstand der Forts Detroit und Pitt (heute Pittsburgh).	1835–1837 Krieg gegen die Creek in Alabama	1880 Mit der Boarding School Policy sollen Indianer Kinder in Internaten zwangsweise „zivilisiert“ werden; ihnen wird unter anderem verboten, ihre Muttersprache zu gebrauchen.	1956 Relocation Policy: In den Städten werden zusätzliche Ausbildungssätze für Indianer geschaffen, um sie kulturell zu assimilieren. Etwa 35 000 Indianer verlassen die Reservate.
1620 Landung der englischen „Pilgerväter“ an der Ostküste.	1783 Nach dem Sieg im Unabhängigkeitskrieg vertreiben US-Truppen die Irokesen aus ihren angestammten Gebieten.	1837 Tausende Indianer sterben am oberen Missouri an den Pocken.	1887 Der Dawes General Allotment Act bestimmt die Aufteilung des Reservatlandes an einzelne Stammesmitglieder – und so praktisch die Auflösung der Stämme. Die Indianer sollen langfristig zu Steuer zahlenden amerikanischen Bürgern gemacht werden.	1968 Gründung des AIM (American Indian Movement), einer radikalen Bürgerrechtsorganisation.
1621 Friedensvertrag zwischen Massasoit, Häuptling der Wampanoag, und den Pilgervätern.	1811–1813 Der Shawnee-Häuptling Tecumseh versucht, die Stämme nördlich des Ohio gegen die Weißen zu vereinen. Die Union scheitert durch einen voreiligen Angriff seines Bruders Tenskwatawa.	1848 Gold in Kalifornien: Glücksucher strömen in den Westen. Die USA gliedern sich nach siegreichem Krieg gegen Mexiko die Gebiete der heutigen Bundesstaaten Kalifornien, Utah, Nevada, Colorado und Arizona ein.	1890 Sitting Bull wird erschossen. Kurz darauf kommt es zum Massaker von Wounded Knee. Damit ist der bewaffnete Widerstand der Indianer in Nordamerika gebrochen.	1970 Präsident Nixon beendet formell die Termination Policy. Der Blue Lake, der heilige See der Taos-Pueblo-Indianer, wird zurückgegeben.
1622 – 1646 Häuptling Opechanough führt die Powhatan in einen Krieg gegen die englischen Kolonisten in Virginia. Nach anfänglichen Erfolgen werden die Indianer besiegt; sie verlieren ihr gesamtes Land.	1811 Broken Arrow Council: Stammesgesetz, das es Creek-Indianern bei Todesstrafe verbietet, Stammesland zu verkaufen.	1851 Vertrag von Fort Laramie (Siehe Seite 134)	1898 Mit dem Curtis Act beendet der Kongress in Washington auch formal die Souveränität der Indianer über Stammesland.	1972 „Marsch der gebrochenen Verträge“, Besetzung des Bureau of Indian Affairs in Washington durch Indianer.
1637 Die Pequot, die im heutigen Connecticut leben, erheben sich gegen die Kolonisten und werden vernichtend geschlagen.	1813/14 Krieg der Creek: Besiegtritt der Stamm 81 000 Quadratkilometer an die USA ab.	1864 Massaker der US-Kavallerie am Sand Creek, Colorado Territory. Hunderte von Indianern werden niedergemordet. Die Überlebenden erhalten Schadensersatz aus Washington. 8000 Indianer, größtenteils Navajo, werden Konzentrationslager Fort Sumner, New Mexico, interniert. Sie dürfen erst vier Jahre später in ihr angestammtes Land zurückkehren; dort haben Soldaten inzwischen ihre Häuser zerstört, die Schäferhunde getötet und die Felder vernichtet.	1922 Im US-Kongress wird der All Pueblo Lands Act verabschiedet, der Pueblo-Indianern das Recht auf ihr Land zuspricht.	1973 Aufstand am Wounded Knee: AIM-Mitglieder besetzen den Handelsposten in Wounded Knee Village, um auf Probleme im Pine Ridge Reservat, South Dakota, aufmerksam zu machen.
1643 Der englische Geistliche (und Händler) Roger Williams erstellt ein Wörterbuch der Algonkin-Sprache.	1817/1818 Erster Seminole-Krieg: Die Indianer kämpfen im spanischen Florida gegen den Vormarsch der Europäer. Die USA stellen Spanien das Ultimatum, entweder die Seminole zu kontrollieren oder Florida zu verlassen.	1868 Zweiter Vertrag von Fort Laramie	1924 Snyder Act: Allen Indianern, die in den USA geboren sind, wird die amerikanische Staatsbürgerschaft gewährt. Damit sind sie die Iure zum erstenmal nicht mehr Fremde in ihrer Heimat.	1975 Indian Self-Determination Act: Der Kongress sagt den Stämmen größtmögliche Unterstützung für Ausbildung und andere „Verpflichtungen des Bundes gegenüber den indianischen Gemeinschaften“ zu.
1676 Metacomet, Häuptling der Wampanoag, führt Krieg gegen die Siedler und wird besiegt.	1819 Spanien tritt Florida an die USA ab.	1869 Vollendung der transkontinentalen Eisenbahnstrecke	ab 1930 Viele Internate werden geschlossen, die Indianerkinder dürfen auf Schulen in der Nähe ihrer Wohnorte gehen.	1990 Der Native American Languages Act verpflichtet die Regierung zum Erhalt und zur Förderung indianischer Sprachen. Der Native American Graves Protection and Repatriation Act regelt die Rückgabe von Gebeinen aus Museen und anderen Einrichtungen und den Schutz indianischer Grabstätten.
1680 Ein Aufstand der Pueblo-Indianer stoppt das Vordringen der Spanier.	1821 Der Gelehrte Sequoyah, ein Cherokee, erarbeitet in zwölf Jahren eine Silbenschrift für die Sprache seines Volkes. Sieben Jahre später erscheint die Wochenzzeitung „Cherokee Phoenix“ in dieser Schrift und in Englisch.	1870/71 Unter den Blackfoot, Assiniboin und Cree wütet eine Pockenepidemie.	1934 Indian Reorganization Act: Die Auflösung vieler Reservate und damit der Stammesgemeinschaften hat zur Verarmung der Indianer geführt. Das neue Gesetz bietet die Möglichkeit zur Wiedereinrichtung oder Neuorganisation der Stämme. Bedingung: eine demokratische Verfassung.	2000 Niska Nation: Den Niska-Indianern im Nordwesten der kanadischen Provinz British Columbia wird die Verwaltungshoheit über ein 200 Quadratkilometer großes Gebiet zugestanden. Die Niska genießen weitgehende Autonomie, müssen dafür aber, anders als die Reservatsbewohner in den USA, Steuern zahlen.
1694 Die Neu-England-Kolonien schließen einen Friedensvertrag mit den Irokesen.	1824 Gründung des Bureau of Indian Affairs (BIA). Es wird dem Kriegsministerium unterstellt.	1871 Indianervölker gelten nicht mehr als souveräne Nationen. Landbesitz-Fragen werden von jetzt an durch Regierungsverfüngungen geregelt.	1946 Die Indian Claims Commission gegründet, eine Behörde, die Wiedergutmachungsansprüche regeln soll.	Im September entschuldigt sich das Bureau of Indian Affairs – mit Zustimmung des Weißen Hauses – bei den Indianern Nordamerikas für die „ethnischen Säuberungen“ und andere „furchtbare Dinge“, an denen diese Behörde in den 175 Jahren ihres Bestehens miteingewirkt hat.
1710 Drei Gesandte der Irokesen und ein Mohikaner werden nach London eingeladen und von Königin Anna empfangen (siehe Seite 129).	1825 Die Chippewa, Sauk, Fox, Menominee, Iowa, Sioux, Winnebago, Ottawa und Potawatomi handeln mit Washington die Grenzen ihrer Territorien aus. Doch bis 1850 spricht die Regierung Siedlern so große Ländereien zu, dass die Stämme schließlich in die Ebenen westlich des Mississippi zurückweichen.	1873–74 Buffalo War: Die Cheyenne, Arapaho, Comanche und Kiowa versuchen mit Gewalt, die letzten Bisonherden in Oklahoma und Texas vor den weißen Jägern zu retten. Sie verlieren. Mit der fast völligen Ausrottung dieser Wildtiere verlieren die Indianer der Great Plains ihre Lebensgrundlage.	1946 Die Indian Claims Commission gegründet, eine Behörde, die Wiedergutmachungsansprüche regeln soll.	Nora Lutterm
1729/30 Ein Landstreit führt zum Kampf der Franzosen gegen die Natchez, die fast vollständig vernichtet werden.	1830 Der Indian Removal Act stellt Finanzmittel zur Umsiedlung aller noch östlich des Mississippi lebenden Indianer in die heutigen Staaten Oklahoma und Kansas bereit.	1876 Sioux und Cheyenne schlagen die US-Armee am Little Bighorn.	ab 1950 Termination Policy: Alle bundeseigenen Verpflichtungen gehen nach und nach auf die Stämme über. Praktisch versagt die Regierung dann den Reservaten jegliche Unterstützung – zum Beispiel in Bildung und Gesundheitsfürsorge.	
1754 Großbritannien erklärt Frankreich in den Kolonien den Krieg; in Europa beginnt er 1756 („Siebenjähriger Krieg“).	1830–42 Zweiter Seminole-Krieg			
1757 Franzosen und verbündete Indianer erobern das britische Fort William Henry am Lake George (siehe Seite 100).				
1763 Frankreich muss sich nach dem Frieden von Paris aus Nordamerika zurückziehen. Pontiac, Häuptling der Ottawa, eint zahlreiche Stämme von den Großen Seen bis zum unteren Mississippi				



Die Schlacht am Little Bighorn, 1876



Expeditionsroute Wied/Bodmer, 1833



Engländer gegen Franzosen, 1755



Virginia, um 1607



Die Indianer Nordamerikas um 1750

